

Fred Wander
*Das gute
Leben*

oder
*Von der Fröhlichkeit
im Schrecken
Erinnerungen*

Wallstein

»Ich bin unterwegs, mein Gepäck ist leicht.«

Ohne Bitterkeit, ohne Selbstheroisierung
und vollkommen uneitel erzählt Fred Wander
von seinem Leben.

»Man wird *Das gute Leben* in Zukunft in einem
Atemzug mit den Protokollen Primo Levis
Jorge Sempruns oder Jean Améry's nennen.«

Hajo Steinert

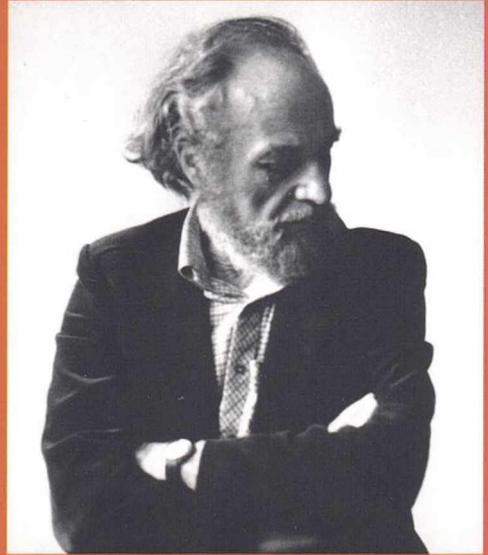
ISBN 3-87244-855-8



9 783892 448556

»Ich bin unterwegs, mein Gepäck ist leicht«, lautet der letzte Satz dieser Lebens-Erinnerungen. Fred Wander schreibt ihn als fast Neunzigjähriger, gleichermaßen eine lange und fürwahr bewegte Lebensstrecke bilanzierend und einen Blick nach vorn werfend.

Dieser Satz kann vielleicht als eine Art Lebensmotto Wanders gelesen werden: Er hat sich eine durch nichts zu erschütternde Neugier auf das Leben bewahrt, trotz aller Demütigungen, die er schon als jüdischer Junge im Wien der zwanziger Jahre erfahren mußte, trotz aller Gefährdungen, denen er an den wechselnden Exilorten der Enddreißiger und schließlich in den Konzentrationslagern Auschwitz und Buchenwald ausgesetzt war. Er, der allen Grund zu Bitterkeit hätte, erzählt mit einer fast fröhlichen Leichtigkeit von den »kleinen Leuten«, bei denen er immer wieder Solidarität und Hilfe fand: etwa als er 1938 ohne Gepäck und ohne Geld in Paris ankam, später auf den Stationen der Flucht durch Europa und in den Lagern. Er erzählt von den Nachkriegsjahren in Wien, von den Freunden, die er in der DDR und auf den Reisen als Schriftsteller fand, und von der Zeit seit 1980 wieder in Wien. Wander will weder als Held bewundert noch als Opfer bemitleidet werden, sondern sich und uns Zeugnis ablegen.



Fred Wander, geboren 1917 in Wien, emigrierte 1938 nach Frankreich und wurde 1942 über Drancy nach Auschwitz deportiert. 1945 wurde er aus Buchenwald befreit. Bis 1955 arbeitete er als Journalist in Wien, ab 1958 in der DDR als freier Autor von Erzählungen, Reisebüchern und auch Stücken. Seit Anfang der achtziger Jahre lebt er wieder in Wien.

ERSTER TEIL

1

Von Lyon nach Paris waren es damals noch fünf langweilige Stunden Fahrt. Ich stieg nach Mitternacht in den Schnellzug, der von Marseille kam und glücklicherweise nicht voll besetzt war. In meinem Abteil sassen ein paar Landarbeiter und Algerier, Leute, die wie ich rote Nasen hatten, von zuviel frischer Luft, und kein Geld für den Schlafwagen. Einer der Männer packte gerade eine Sandwichstange aus, mit Käse und Wurst, und mehrere Äpfel. Als er mir ins Gesicht gesehen hatte, teilte er sein Frühstück in zwei Teile und gab mir eine Hälfte. Ohne ein Wort. Nicht einmal ein Lächeln. In mir drehte sich der leere Magen hin und her, und man sah es mir an. Die Leute blicken dir hier ins Gesicht, dachte ich und hatte auf einmal, während ich gierig einen Apfel verschlang, das Gefühl von einem völlig neuen Leben.

Ich war zwanzig Jahre alt, ziemlich weltfremd, und wenn ich heute nach so langer Zeit daran zurückdenke, war es unter den verschiedenen Stationen meines Lebens eine der schönsten. Du kommst in Paris an, hast keine Ahnung von der wirklichen Welt, kein Gepäck, kein Geld, kennst die Sprache nicht, kennst keinen einzigen Menschen. Aber was macht das aus, wenn schon auf der Fahrt dorthin einer seine Knackwurst mit dir teilt. Ich schlief dann auf der Holzbank ausgestreckt, etwas unbequem, aber selig. Mein Gönner schielte noch ein paarmal herüber, ohne mich mit Fragen zu löchern. Wir waren uns einig. Wir waren von der gleichen Sorte Leute. Voilà, das genügt! Er stieg in Auxerre aus und liess, diesmal mit einem spöttischen Seitenblick, ein halbes Päckchen Gauloises auf dem Sitz zurück. Ich rauchte nicht, aber das konnte

er nicht wissen. Doch wie ein Pfand in meiner Hand sollte das Päckchen Zigaretten meine Glückssträhne fortsetzen. Um sechs Uhr früh, als wir bereits durch die Banlieue fuhren, den roten Vorstadtgürtel von Paris, und der Zug mehrmals hielt, stiegen ein paar hundert verschlafene Pendler ein. Der Zug war danach vollgestopft mit Leuten, die zur Arbeit in die Stadt fuhren. Ich sass zwischen mehreren jungen Frauen eingeklemmt, die nach frischer Wäsche, parfümierter Seife und Körper rochen, es war herrlich! Ankunft um sechs Uhr dreissig an der Gare de Lyon. Die Menschenmassen quollen aus den Zügen heraus, laufend kamen Züge aus den Vorstädten an, voll von Arbeitern, Verkäuferinnen und Putzfrauen. Und ich liess mich von dem Strom forttragen. Ich war müde und berauscht, von einer Art Euphorie, die ich damals noch nicht zu benennen wusste. In den ruhigen Winkeln der Bahnhofshalle dösten die Clochards, die nachts die Bahnhöfe besiedeln wie Ameisen den Misthaufen. Einer der Typen trat auf mich zu und sagte nur ein Wort: «Cigarette?» Ich war von Müdigkeit benommen, aber ich freute mich, angesprochen zu werden. Mensch, dachte ich, du verstehst ja diese verfluchte Sprache! Und schenkte ihm die halbe Schachtel Gauloises. Er war so verblüfft, dass er mir ins Gesicht schaute, mich bei der Hand nahm und mit sich fortzog. «Qu'est-ce que tu cherches ici, nom de dieu?» Was ich hier suche, fragte er. Mehr nicht, es stand offenbar alles in meinem Gesicht. Ich sollte ihm folgen, bedeutete er mir. Er führte mich aus dem Bahnhof hinaus und inmitten der Menge zur nächsten Métro-Station. Ich hatte gerade noch Zeit, einen Blick um mich zu werfen. Eine der grauen Strassenschluchten von Paris, die schäbigen Häuserfronten – die ich sofort liebte – von der aufgehenden Sonne vergoldet. Ein wahnsinniger Autoverkehr und so viele Menschen unterwegs, wie ich es vorher nie gesehen hatte. Dann führte mich der Clochard in den Untergrund. Überall Treppen abwärts, wo mir dieser eigenartig nach heissem Kupfer riechende

Luftstrom entgegenschlug, den man nie wieder vergisst. Und du hörst die hydraulischen Bremsen der einfahrenden Züge fauchen und stöhnen, hörst sie mit einem Pfeifton wieder abfahren. In einem grossen Glaskasten hängt eine Karte der Stadt, mit vielen kleinen blauen Lämpchen. Du kannst auf einen Knopf drücken und die gewünschte Station wählen, falls du weisst, wohin du willst. Die aufleuchtenden Lämpchen weisen dir dann die Metro-Linien, die du nehmen musst. Mein neuer Freund, ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, mit einem von Alkohol zerstörten Gesicht, sagte ganz einfach, er heisse P  p  . Und zeigte mir, wohin wir fahren wollten. Zum Montmartre!

Es war das Nachtsyl für Obdachlose hinter der Basilika von Sacr  -C  ur oben auf dem Hügel von Montmartre, wohin er mich brachte. Die Gegend hat Utrillo auf einem seiner zahllosen Stadtbilder festgehalten, von dem heute noch eine Reproduktion in meinem Zimmer hängt. Im Büro des Asyls sass ein Angestellter, der meine Personalien aufnahm und mir ein Bett im grossen Schlafsaal der zweiten Etage zuwies. P  p   verabschiedete sich grinsend, er hatte inzwischen meine Zigaretten gierig aufgeraucht und sagte ein paar tröstende Worte, die ich nicht verstand. Ich stieg sofort hinauf in den Schlafsaal und warf mich auf die Pritsche. Ich war angekommen. Und wähnte einen Augenblick lang, dass man nicht verlorengehen könnte in dieser verruchten Stadt.

Es war Ende Mai 1938. Ich war auf der Flucht, wie Zehntausende anderer Menschen. Ich hatte Hitler gesehen. Hatte ihn in Wien einfahren gesehen! Und ich befand mich mitten in einem Prozess der Verwandlung. Meine neue Form hatte sich im Gefängnis von Pontarlier ein wenig gefestigt, wo ich drei Wochen wegen unerlaubten Grenzübertritts in Haft sass. Ich war von Nauders in Tirol illegal über die Berge in die Schweiz gegangen, aber

die Schweizer hatten mich eingesperrt und nach Frankreich abgeschoben. Die französische Polizei wiederum schnappte mich an der Grenze und brachte mich aufs Revier, weil ich keine Einreisepapiere und kein Geld besass. Ich teilte die Zelle mit einem Zuhälter und einem Dieb. Ein paar Tage lang prügeln sie mich, weil ich nichts verstand, weder ihren Untergrund-Argot noch die harten Regeln des Knasts. Dann änderten sie ihren Sinn und gaben mir Unterricht. Menschen können sich wandeln. Und als ich das Gefängnis wieder verliess, hatte ich zwei Dinge gelernt: wie man Latrinen putzt, ohne seine Selbstachtung zu verlieren, und Fluchen hatte ich gelernt, französisch fluchen, ohne Akzent. Bevor ich noch einen vernünftigen Satz in dieser schönen Sprache sagen konnte, vermochte ich mich jeder Belästigung zu erwehren: Crapule! Tordue! Salopard!

Aber nicht nur Menschen verwandeln sich, auch Städte. Jedesmal wenn ich in späterer Zeit nach Paris kam, war alles anders. Und ich war ein anderer, als sei ich eben aus tiefem Schlaf erwacht. Und das verleitete mich wiederum, tagelang die Strassen hinauf und wieder herunter zu tippeln, um die Bilder zu schauen. Von der Place de la République, die unendlich langen Boulevards bis zur Opéra und bis zum Arc de Triomphe hinauf und wieder zurück, die Champs-Élysées und die Seine entlang zur Kathedrale von Nôtre Dame und zum Boulevard Saint-Michel. (Ich bin übrigens einmal mit dem Wagen einen Fluss entlanggefahren, stromaufwärts und auf der anderen Seite wieder zurück bis zur Mündung, tief beeindruckt von den kleinen Leuten in ihren winzigen Häusern, die Angst haben vor jeder Veränderung. Und ich habe sie manchmal brennend beneidet um dieses heimliche Glück, irgendwo im Verborgenen zu leben!) Aber auch in den grossen Städten vegetieren Menschen wie Korallentiere, sie bleiben am Ort. Sie haften ewig an ihrer Klippe und lassen sich vom bewegten Wasser streicheln. Und es gibt Menschen, die ihre unvergängliche

Seele noch nicht entdeckt haben, einfach weil sie nicht den Mut besitzen, aus sich herauszugehen. Sie leben und sterben an einer Stelle, eingeschlossen in sich selbst wie in eine Kapsel. Und doch ist es rührend, sie in ihrer schlichten Beharrlichkeit zu sehen.

Die Szenerie betrachtend fühlte ich mich zum erstenmal mit allen Menschen eins, das war das grosse Erlebnis von Paris. Ich war ein Ausgestossener, ein Paria, aber ich gehörte dazu. Und es beschwichtigte auf angenehme Weise mein Gefühl des Versagens, noch andere Versager auf der Strasse zu sehen. Ich durchpflügte die grossen Boulevards, ausgedörrt von Hunger und Durst, vorbei an vielen kleinen Restaurants, wo die Gäste auf den Terrassen sassen, dicht gedrängt vor vollen Schüsseln – Nudeln und Fleisch, Fisch, feine Salate und perlender Wein. Aus mancher Seitengasse schlug dir eine Wolke von Wohlgerüchen entgegen, gebratenes Lamm in köstlicher Knoblauchsosse, so dass dir der kalte Schweiss ausbrach und die Hände zu zittern begannen. Eine verlockende Welt, in welcher der Hungernde doppelt gefoltert wurde. Und als ich den grössten und schönsten Platz Europas erblickte, die Place de la Concorde, blieb ich drei Stunden lang wie angewurzelt stehen und fühlte, was Freiheit bedeutet! Ich hätte nicht sagen können, worin diese Freiheit besteht. Sie war fühlbar, wie die Luft, wie das Licht von Paris!

Und dort drüben, am anderen Ende des Platzes, am Ufer der Seine, hatten sie 1789 die Guillotine errichtet, floss das Blut in Strömen. Und das Volk jubelte. Auch in Wien hatte vor wenigen Wochen das Volk gejubelt, beim Einzug Hitlers. Ich hatte ihn fahren gesehen, durch das Viertel, in dem ich wohnte, im offenen Wagen, in Richtung Heldenplatz an der Burg, wo ihn ein triumphaler Empfang erwartete. Die Menschen konnten nicht wissen, welch ein Meer von Blut ihre Begeisterung Europa kosten sollte! Die Wiener hatten Strassen und Häuser besetzt, sie hingen aus den

Fenstern, sassen dicht gedrängt auf Balkonen und sogar auf den Dächern, an den Lichtmasten klebten sie, in Baumkronen, eigentlich überall und schrien: «Sieg Heil! Wir danken unserem Führer!»

2

Wenn ich morgens das Asyl verliess, stand ich lange auf der breiten Freitreppe vor der Kirche und blickte über die Stadt hinweg. Was für eine Erleichterung – ich bin in Paris! Es konnte gewiss nicht ein Frühstück ersetzen, aber es gab mir ein Gefühl der Erlösung – dem blinden Hass der Menschen nicht mehr ausgeliefert zu sein! Dort, vor dieser weithin weiss leuchtenden Basilika, unter den vielen Leuten, die sich fast zu jeder Tageszeit einfänden, um den unvergleichlichen Anblick dieser Stadt zu geniessen, traf ich einen Bekannten aus Wien, Sigi Klein, wir erkannten einander sofort. Ein drahtiges Bürschlein, seit drei Wochen in Paris, wie er mir sagte, und schon Herr der Lage. «Was ist mit deinen Augen los», fragte er belustigt, «hast du vielleicht heute noch nicht gegessen?» Ob ich denn nicht beim Komitee war. Sie verteilen dort kleine Unterstützungen an Emigranten. Leben kann man davon nicht, aber es verschafft dir für drei Tage zu essen! Und ich müsse mir ausserdem eine Liste von reichen Leuten beschaffen. Und wie? Einfach aus dem Telefonbuch! Es gäbe genügend jüdische Fabrikanten in der Stadt, die du leicht erkennst, sie heissen Rosenthal, Rosenstrauch, Nussbaum, Feigl, Tannenbaum, Weiss, Schwarz oder Roth. Er zeigte mir seine Liste. Der eine hatte eine Kleiderfabrik, der andere erzeugte Schuhe, Taschen oder Bettvorleger. «Das sind die Leute, welche du auf deine Liste setzen musst!» – Ich sei aber kein Bettler, sagte ich. Und Sigi lachte: «Was heisst Bettler, bin ich vielleicht ein Bettler? Du gehst hin und sagst,

du bist Flüchtling und suchst Arbeit. Ob er dich nicht beschäftigen kann. Er wird zittern, auch er war einmal ein Flüchtling! Er wird dich wegschicken, denn es kommen jeden Tag Emigranten zu ihm. Dann gibt er dir die Adresse von einem anderen Fabrikanten, der dir vielleicht helfen kann. Und um sein Gewissen zu beruhigen, steckt er dir ein Scheinehen zu, vielleicht zwanzig Francs, wenn du Glück hast!»

Und um sich grosszügig zu erweisen, überliess mir Sigi eine Adresse von seiner Liste. Ich musste sofort hingehen. Sigi blieb unten stehen und schickte mich hinauf. Ich zögerte lange, weil mich eine Übelkeit würgte, dann klingelte ich. Der reiche Landsmann liess sich verleugnen, aber seine Frau sah mich mitleidig an, dann stöberte sie in einem Schrank voll abgelegter Sachen und schenkte mir einen Mantel. Ich lief die Treppe hinunter, aber Sigi war nicht mehr da. Ich war wie erstickt von Scham und stand da, mit dem Mantel über dem Arm. Leute wie Sigi hatten keine Ahnung, was Selbstachtung bedeutet!

Aber was tat man mit einem Wintermantel im Juni? Ich ging zurück zum Asyl. Im Hof standen immer Leute herum, die Geschäfte machten. Welche Art von Geschäften? Ich sollte es gleich erfahren. Ein Mann kam auf mich zu, nahm den Mantel und fing an, ihn fachmännisch zu befühlen und zu taxieren. «Was willst du dafür haben?» fragte er. Aber ehe ich eine Antwort fand, gab er mir ein Zeichen, hier auf ihn zu warten, und verschwand mit dem Mantel. Ich wartete eine Stunde, dann verlor ich die Geduld. Der Kerl hatte mich «gelackmeiert»! Das war ein neues Wort, ich hatte es von Sigi gehört: «Wenn du nicht achtgibst in dieser Stadt, wirst du auf Schritt und Tritt gelackmeiert!» Mir war schlecht vor Erbitterung, und ich hasste diese Leute und die Stadt! Und wer war eigentlich dieser Typ, er wohnte nicht im Asyl, kam nur manchmal vorbei, wie mir jemand erklärte. Ich fragte herum, aber keiner

kannte ihn, niemand wollte etwas gesehen haben. Ich rannte durch das Viertel, suchte in den Kneipen, schliesslich ging ich in den Schlafsaal hinauf und warf mich auf meine Pritsche. Dann, spät-abends wurde ich geweckt, rief jemand unten meinen Namen. Wer zum Teufel kannte mich hier? Unten stand jener verfluchte Kerl und schrie: «Warum hast du nicht auf mich gewartet?» Auch er hatte mich lange gesucht, dann im Asyl meinen Namen erfahren. Nun überschüttete er mich mit Flüchen, dann rüttelte er mich, und als er mein Gesicht sah, lachte er schallend, und ein paar Zuschauer lachten mit ihm. «Tu as raison, mon petit», sagte er, «je suis un voleur, mais tromper un camarade – jamais!» Ich habe recht, sollte das heissen, er sei ein Dieb, aber einen Kumpel betrügen – niemals! Und damit steckte er mir zwanzig Francs zu. Das war damals ein Vermögen.

Ich lief sofort in die nächste Kneipe, es war kurz vor Mitternacht, und ich bekam, ich glaube, für fünf Francs, einen Teller Fischsuppe, dann ein Stück Hammelfleisch und eine halbe Flasche Rotwein dazu. Ich war berauscht. Es war Nacht, aber wie konnte man nach einem solchen Erlebnis schlafen? Ich rannte die Treppen zum Boulevard de Clichy hinunter und begab mich auf einen langen Marsch durch die Stadt, den Rest der Nacht hindurch bis zum Morgengrauen. Ich durchstreifte die finstersten Hurenviertel von Paris. Oben am Montmartre standen die Männer Schlange an den Ecken und starrten mit glasigen Augen auf die halb entblößten Frauen vor den Bordellen. Ich lief schnell weiter. Ich jauchzte innerlich. Ich war trunken von dieser Stadt. Ich liebte Paris. Und ich liebte alle Menschen!

Auch in den nächsten Tagen machte ich nichts anderes, als dem Magnetismus von Paris zu folgen. Ich hatte noch für einige Tage zu essen. Viel brauchte ich nicht, ein Baguette, zwei Bücklinge und drei Äpfel! «Was machst du heute», fragte mich Sigi, wenn ich ihm

vor dem Asyl begegnete. «Ich laufe durch die Stadt!» sagte ich. Und er lachte: «Du bist verrückt!» Er liess mich stehen. Ich war unbelehrbar. Ich sah ihm nach, er ging etwas vorgebeugt, sein Rücken war krumm, irgendetwas hatte ihn verbogen. Und in diesem Augenblick schwor ich mir, mich niemals verbiegen zu lassen!

Wie sonst nirgends in der Welt siehst du hier in dem dichten Strom von Flaneuren eine groteske Mischung aller Kontinente, die Farbigen und die Weissen, die Hungernden und die Satten, Traumtänzer und Troglodyten. Manche zeigen eine stille, zurückhaltende Verwunderung, andere werfen versteckte, raublustige Blicke um sich, und wieder andere trotten vorbei wie abgestorben, sehen durch die Vorübergehenden hindurch. Manche sind vielleicht in Meditation versunken, aber viele haben aufgehört zu träumen. Warten sie auf ein Wunder? Hund und Katz haben Instinkte, darin sind sie völlig geborgen. Der Mensch aber, wenn er sich nur auf den Instinkt verlässt, hat schon verspielt. Das sind die Dilettanten des Lebens, dachte ich, und solche kommen scharenweise nach Paris. Sie erwarten die grosse Begegnung ihres Lebens. Oder nur Linderung? Linderung können sie bekommen! Paris ist eine Droge, man wird süchtig davon. Darum bleiben viele dort und schlagen sich durch. Sie bevölkern die Strassen und Plätze, streichen an den eleganten Geschäften und Cafés vorbei mit ihrem Traum vom wirklichen Leben. Einige zieren das Bild mit ihren Fransenjacken und Schuhen mit überlangen Spitzen, mit ihren wilden Frisuren und maskenhaft bemalten Gesichtern, ihrem herausfordernden Blick, als wären sie die Helden der Szenerie. Aber sie sind nur Statisten an diesem grossen Welttheater. Auch ich war solch ein Statist.

Die schönen Frauen! Auch die begierig blickenden Frauen vor den Kleidergeschäften, Katarakte von Neugierigen, die sich in die Warenhäuser ergiessen. An den Eingängen zur Métro hocken Clo-

chards, in Lumpen gekleidet, und blicken verächtlich um sich. Die strahlenden Augen der jungen Mädchen, die gerade erst drei Tage hier sind und sich nicht satt sehen können! Auch die Prostituierten, aufgepflanzt an den Eingängen gewisser Seitengassen. Dann wieder die Alten und die Einsamen, die an keinem Ort fehlen. Du findest dieses brodelnde Gemisch überall, selbst in den noblen Vierteln nahe der Oper und auf den Champs-Élysées. Manche betteln, stehen vor den Juwelierläden und fordern eine Gabe. Der blinde alte Mann mit dunkler Brille, der ausgestreckt vor einem Bankportal hockt und plötzlich aufspringt, wenn ein Tourist ihn zu fotografieren wagt, und ihm die Hand hinhält, mit drohender Gebärde. Er ist weder alt noch blind! Einige Typen verkaufen Fotos von nackten Frauen, sie pirschen sich an die älteren Herren heran. Der Boulevard ist eine Schaubühne, nachmittags um fünf kommen die Zeichner, die Zauberer, die Sänger und Musikanten. Ein nur mit einem grünen Trikot bekleideter Mann, der sich vor einem Café als Schlangenmensch produziert. Eine alte Frau, die mehrere Mäntel übereinander trägt und ihre gesamte Habe in vielen prallgefüllten Papiersäcken mit sich schleppt. Sie trottet mit ihren geschwollenen Füßen den Boulevard hinauf zum Bahnhof Saint-Lazare. Sie wird in einem kühlen Winkel ihre Säcke abstellen und die Nacht sitzend verbringen. Es gibt sie überall, diese Lastträger des Elends, die Verrückten, die Ausgestossenen, niemand beachtet sie, niemand verspottet sie, sie sind frei. Die lebenden Toten, die vom Alkohol gezeichneten, zerschlagenen Gesichter der Tippler von einer Kneipe zur andern, wo sie mit grosser Beredsamkeit einen Gönner zu finden hoffen, der die Zeche bezahlt. Sie schlafen in den Parks, in den unterirdischen Gängen der Métro oder sogar in den hell erleuchteten Passagen der Warenhäuser. Und es ist nicht nur so, dass diese kaleidoskopartige, dichte Men-

schenmenge dich tröstet, den Schmerz des Alleinseins lindert. Es ist ein Zustand, der Einsamkeit erzeugt und zugleich heilt. Du bist nicht mehr ganz verloren, wenn du dich in diesem Strom verlierst!

3

Meine Ankunft in Frankreich war für mich gleichbedeutend mit der Wahrnehmung, ohne ständige Beschimpfung und Entwürdigung zu leben. Und vielleicht ist mir diese Leichtigkeit des Daseins erst später bewusst geworden. Paris hatte mein Leben verändert und die Demütigungen geheilt, die ich als jüdisches Kind in Wien erfahren hatte. Heute erscheint es mir, als wären die Entbehrungen der Emigration erträglich und seit jeher vertraut gewesen. Und wie einige meiner bevorzugten Dichter (Jakob Wassermann, Hesse oder Traven) gezeigt haben, konnte Entbehrung auch Freiheit bedeuten, Klarsicht, Tugend und sogar eine Art von Besitz! Woraus folgt, dass ein Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, einen Sinn entwickelt für die unscheinbaren Werte des Lebens, was ihm das paradoxe Gefühl verleiht, bereichert zu sein!

Aber wähnte ich mich denn bereits gerettet? Glaubten wir Gutgläubigen damals, den Nazis entronnen zu sein? Hitler hatte Österreich besetzt, nun berichteten deutsche Nachrichtendienste von angeblichen Greuelthaten der Tschechen gegenüber den Sudetendeutschen. Die politischen Köpfe unter unseren Leuten deuteten das ganz richtig als Vorwand Hitlers, um dort bald einzumarschieren! Hitler hatte das grosse Dominospiel begonnen, ein Land nach dem andern würde fallen, meinten die Schwarzseher unter den Emigranten, auch Frankreich sei in Gefahr! Die Optimisten, die Beschwichtiger, die Naiven bestritten das heftig. Frankreich in die Knie zwingen? Niemals! Und ich? Ich zweifelte an allem, beteiligte mich jedoch nie an den Debatten. Ich begann Eintragungen in ein

Tagebuch zu machen, ein altes Geschäftsbuch meines Vaters, das ich mitgenommen hatte. Und ich erinnere mich an folgende Sätze: Der Mensch, der alles verloren hat, die Heimat, das Vermögen, den sozialen Rang, er verstummt. Die einen zerbrechen, andere entdecken in sich verborgene Fähigkeiten ihrer Vorfahren, die Nomaden waren. In der Fremde werden sie lernen, ihr wahres Domizil zu finden: Der Mensch wohnt in sich selbst, sonst nirgends!

In dem kleinen Restaurant *Le Trou* (Das Loch), wo sich die Emigranten trafen, begann ich, an einigen Leuten die verschiedenen Stadien des Verfalls zu beobachten. Andere wiederum hatten sich rasch im Unglück eingerichtet. Einer wurde Vertreter für Damenwäsche, ein anderer bot sich als Nachtwächter an, als Tellerwäscher, Hoteldiener oder Wahrsager. Leo Katzer, ein gelernter Fleischer aus Düsseldorf, hatte ein leeres Lokal gemietet (vorher das berüchtigte Tingeltangel *Le Trou*) und eine Art Garküche für Flüchtlinge eröffnet. Die ganze Familie Katzer stand in der Küche. Bedient wurde nicht, jeder Gast holte sich sein Essen an der Theke, wo er auch gleich bezahlte. Man konnte, ohne sich zu genieren, nur eine Nudelsuppe bestellen oder, wenn man Geld hatte, ein Roti-boeuf-garni oder Borschtsch. Im Hof der Kneipe standen die Männer herum wie sonst nur vor der Synagoge und tauschten Nachrichten aus: Sechzehn Emigranten sind heute wieder angekommen, unter ihnen Janek Grün, erzählte einer. Wer ist Janek Grün? Kennt ihn vielleicht jemand aus Berlin, Mulackstrasse? Sie haben ihm das Geschäft seines Vaters weggenommen, eine gutgehende Spirituosenhandlung. Und nun ist er mit seinem Bruder Max, dessen Frau und zwei Kindern geflüchtet. Den Max haben sie an der Grenze geschnappt. In Freiburg? Jawohl, in Freiburg. Man kommt am Bahnhof an und sollte sich sofort verkriechen und das Kodewort kennen, um einen Schlepper anzupeilen. Die

Schlepper führen die Flüchtlinge bei Nacht über die Grenze, gegen ziemlich viele Piepen, versteht sich! Der Bruder hat sich verfolgt gefühlt und ist zurückgeblieben. Er hat sich auffällig benommen. Hat er es vielleicht absichtlich getan, um die Polizei abzulenken und die anderen zu retten? Janek Grün ist ganz krank vom Grübeln. Was soll er mit der Frau und den Kindern seines Bruders machen? Und werden sie Max jemals wiedersehen?

«Er hätte allein gehen sollen!» sagt ein Witzbold. «In Gruppen über die Grenze gehen ist immer gefährlich. Allein schlägst du dich am besten durch!»

«Was für ein beschissener Standpunkt», sagt ein anderer. «Du bist ein Egoist, denkst nur an dich!» Und während die Männer streiten, über die verschiedenen Standpunkte, würgt mich mein schlechtes Gewissen. Auch ich bin ein Egoist, bin allein fortgegangen, habe nichts gesagt und mich nicht einmal verabschiedet von meinen Leuten. Mutters Schwestern waren gerade in unserer Wohnung in der Zieglergasse versammelt. Sie kamen fast täglich zusammen und redeten, debattierten – was soll man tun? Ich ging einfach weg. Ich schlich mich fort. Es würde sonst Tränen geben und Geschrei! Ich hatte meine Bergschuhe angezogen und einen Beutel umgehängt, mit etwas Brot, zwei Äpfeln, einem Hemd, zwei Unterhosen, ja, und das alte, zur Hälfte benutzte Geschäftsbuch meines Vaters hatte ich eingesteckt. Er war Vertreter und hatte darin die verkauften Damenhüte, die Spesen und die Einnahmen verzeichnet, damit aber aufgehört, als er arbeitslos wurde. Glaubte ich denn, es gebrauchen zu können? Und wohin wollte ich gehen ... Über die Berge in die Schweiz! Ein Zufall hatte mich dazu bewogen. In der letzten Aprilwoche, einen Monat nachdem die Nazis in Österreich einmarschiert waren, sah ich auf der Mariahilferstrasse zwei junge Leute vor einem Büchergeschäft stehen. Sie fielen mir nicht auf. Aber gerade als ich vorbeiging, hörte ich

den Mann sagen: «Hier bei Nauders müsste es möglich sein!» Dann gingen die beiden weiter. Es hatte mich wie ein Blitz getroffen. Im Schaufenster hing eine Karte von Österreich. Nauders liegt an der Dreiländerecke Österreich-Italien-Schweiz! Ich hatte im Augenblick begriffen. Und ich fasste den Entschluss, in drei Tagen zu gehen! Ich erwähne diese banale Szene nur, weil ich oft in meinem Leben schwerwiegende Entschlüsse fasste, einfach einer Eingebung folgend wie einem Wink des Himmels. Ich glaubte nicht an Gott. Glaubte ich denn an Bestimmung? Also doch an eine höhere Macht, die dich führen wird? Ich weiss es nicht.

In diesen drei Tagen rechnete ich mit meiner Vergangenheit ab. Ich betrachtete meine Mutter lange, schmerzlich und unbemerkt. Ich fühlte, ich würde sie nie wiedersehen! (Vater war schon lange nicht mehr in Wien.) – Am Westbahnhof hatte ich mir bereits eine Fahrkarte nach Nauders besorgt. Ich fuhr dann die ganze Nacht in einem elenden, rumpelnden Personenzug. In Nauders angekommen, marschierte ich sofort aus der Stadt hinaus in jene Richtung, wo ich, der Landkarte nach, die Schweizer Grenze wusste. Ich verliess mich völlig auf meinen Instinkt und jene Eingebung, von der ich gesprochen habe. Ob die angepeilte Stelle für die Flucht geeignet war? Keine Ahnung. Und beinahe wäre ich zwei Grenzposten in die Arme gelaufen. Ich musste einen Berg besteigen, tiefen Wald durchqueren und den dort verzeichneten Fluss erreichen. Ich musste einen gefährlichen Hang hinunterklettern und den Fluss durchwaten. Dort, am anderen Ufer stehend, empfing mich ein Schweizer Gendarm, der mich bereits auf dem Hang beobachtet hatte. Er fragte, ob ich Kommunist sei, ein politischer Flüchtling? Wenn nicht, müsse er mich sofort wieder an die Grenze bringen! Und tatsächlich: weil ich Narr sagte, ich sei Jude, marschierten wir bereits auf eine Holzbrücke zu, wo auf der anderen Seite die Hakenkreuzfahne flatterte. Ich erlebte. Ich zitterte am ganzen Körper. Die Nazis würden mich sofort ins Kon-

zentrationenlager schleppen! Der Gendarm, ein älterer Mann, hatte offenbar Erbarmen, er nahm mich mit in sein Haus und gab mir zu trinken. Dort schrieb er, ohne mich weiter zu befragen, ein langes Protokoll über meine Flucht, stempelte mich einfach zum Kommunisten! Dann schickte er mich weiter zur nächsten Gendarmeriestelle. «Und sagen Sie überall, sie seien Kommunist, verstanden?» Das war damals so in der Schweiz. Sie haben Tausende jüdischer Flüchtlinge an die Nazis ausgeliefert! Die politischen Flüchtlinge wurden – laut internationalen Konventionen – interniert.

Aber zurück in das Paris von 1938. Die Luft in dem kleinen Restaurant schwirrte manchmal von lauten Begrüßungsrufen und Gelächter, wenn sich Bekannte oder gar Verwandte aus Wien, Berlin oder einem anderen Ort trafen. Und dann gab es ausführliche Lageberichte über die Zurückgebliebenen. Immer wieder hörten wir, wie in Wien jüdische Geschäftsinhaber herausgeholt wurden, um mit eigener Hand das Hakenkreuz auf ihre Schaufenster zu pinseln oder das Wortjudensau, in grossen weissen Lettern. Sie waren stets von belustigten Zuschauern umgeben, oft wurden die Scheiben eingeschlagen und die Läden geplündert. Viele zufällig vorbeikommende Leute, biedere Wiener, hatten dabei ihr Vergnügen. Jüdische Frauen und Männer mussten auf der Strasse knien und das Pflaster säubern, umgeben von einer erheiterten Zuschauermenge. Die Polizei griff nicht ein. Ich selbst habe dieses Schauspiel in Wien mehrmals gesehen! Wilde Horden, oft angeführt von hysterisch geifernden Frauen, zogen durch die Strassen und zertürmerten jüdische Geschäfte. Die Zuschauer lachten zufrieden und applaudierten.

Und nun sass ich im *Trou* und löffelte Bohnensuppe. Dicke, nahrhafte Suppen waren in jenen Tagen und Wochen das Beste, was ich mir leisten konnte. Katzer war ein hervorragender Koch,

für die besser betuchten Gäste zauberte er russische, polnisch-jüdische oder auch französische Gerichte herbei, deren Gerüche mich in Ekstase versetzten!

4

Wollte ich denn ein Buch schreiben? Ich habe nie daran gedacht, Schriftsteller zu werden. Nein, ich wollte nicht wirklich ein Buch schreiben, aber es drängte mich ständig, etwas über die merkwürdigen Käuze, denen ich im *Trou* oder auf der Strasse begegnete, in das alte Geschäftsbuch meines Vaters einzutragen, wie Gewinne, Spesen und Verluste. Und ich hatte mich für die Gescheiterten entschieden, für die Leute, die am Boden lagen. Ich fand einfach, dass die Welt vom Tiefparterre gesehen besser zu durchschauen war. Voilà, das war damals meine ganze Philosophie.

Da war zum Beispiel Munjo Hirsch, ein Angeber und Aufschneider, der sich überall in den Vordergrund spielte, voll des Selbstlobs und stets einen abgelutschten Zigarettenstummel im Mundwinkel. Er war vielleicht dreissig, mittelgross und stämmig, hatte kleine, listige Augen, eine Knollennase und eine laute schnarrende Stimme. Er gab ständig Obszönitäten von sich, erzählte jüdische Witze und knallte sich selbst vor Vergnügen auf die feisten Schenkel, wenn die anderen lachten. Er hatte sich eines Tages an mich herangeschmissen und mir ein Essen berappt, einen unvergesslichen Pot-au-feu aux poissons, Eintopf mit Gemüse und Fisch. Vielleicht hingte er sich nur an mich, weil er mein waches Interesse witterte, das er allerdings nicht zu deuten wusste, und weil die notorischen Aufschneider nichts so dringend benötigten wie einen Typ, der zuhören kann. Was er doch alles könne,

erzählte er, und was für ein patenter Kerl er sei: «Ich bin zu hundert Prozent Kaufmann. Verstehe mich aber auch auf sechs andere Berufe!» Er werde mir beibringen, wie man die Nüsse knackt! Ich sei zu schüchtern, zu anständig. Wer ist schon anständig unter lauter Wölfen? Erst müsse er jedoch herausfinden, wozu ein kräftiger junger Mann wie ich mit fünfzig Prozent zu wenig Schmalz im Kopf eigentlich taue? Und nun erfuhr ich, dass er im Begriff sei, ein Geschäft aufzumachen. Eine *Milk-Bar* vielleicht. Das war damals die kommende Mode. Oder eine Reklame-Werkstatt! In meinem Kopf blitzte es, genau an dieser Stelle konnte ich einhaken: Ich hatte als Arbeitsloser in Wien einen Kurs für Schaufensterdekoration absolviert und in Amsterdam (genau vor einem Jahr) bereits als Dekorateur gearbeitet. Ich könnte ihm Schablonen für aufklebbare Buchstaben schneiden, sagte ich. Wir spazierten gerade die Rue Lafayette hinauf, in Richtung Clichy, und es war die Zeit des Sommerausverkaufs, und das Wort *Soldes* leuchtete bereits in einigen Schaufenstern. Ich würde ihm aus Buntpapier jede Menge *Soldes* ausschneiden, man konnte dann die Buchstaben aussen an die Glasscheiben kleben! Munjo Hirsch war begeistert. Seine Meinung von mir stieg um dreissig Prozent! Sofort schleppte er mich in seine Wohnung in der Rue Chabrol, dort sollte das Reklame-Büro entstehen. Es war ein grosser, heller, schäbiger Raum mit herunterhängenden Tapeten, der vorher einem Schneider als Werkstatt gedient hatte. Das Zimmer war nur mit zwei langen Tischen und drei Stühlen möbliert. Auf den Tischen hatte der Schneider gesessen und Hosen genäht. Jetzt benützte Munjo die Tische als Ablage für seine sämtlichen Sachen. Ich erblickte zwischen gebrauchten Unterhosen und Socken auch mehrere fettige Teller, Gläser und leere Flaschen. Unter dem Tisch befand sich ein Klappbett, das abends einfach herausgezogen wurde. Das Zimmer stank nach gestocktem Schweiss und Zigarettenasche, dass es mir

den Atem verschlug. Munjo war ein Niemand, ein Luftmensch, er merkte nicht, wie meine Meinung von ihm gerade um sechzig Prozent gesunken war!

Wir gingen sofort ans Werk, holten leere Pappkartons vom Gemüsehändler im Nebenhaus, kauften Buntpapier zum Aufkleben, eine Schere, Schneidmesser, ein Lineal, und fertig war das Reklame-Büro. Schon am nächsten Tag lief Munjo durch die Geschäftsstrassen und bot rote, blaue und gelbe Buchstaben an, klatschte den Leuten das *Soldes* an die Scheiben, aber auch andere Texte. Wir verdienten Geld! Und obschon ich nicht das geringste kaufmännische Talent besass, erkannte ich, dass ich wieder einmal gelackmeiert war. Munjo Hirsch entlohnte mich nur für das Ausschneiden der Buchstaben, nicht für die Idee! Macht nix, sagte ich zu mir selbst, man muss im Leben Lehrgeld bezahlen! Ich hätte mit Munjo Hirsch eine detaillierte Vereinbarung treffen sollen! Eine Woche lang schnitt ich Buchstaben, dann verliess ich ihn und stieg die Stufenleiter des Erfolgs zwei Sprossen höher. Ein Wiener aus dem *Trou* hatte ein leeres Lokal gemietet, um daraus eine Milk-Bar zu machen, er war wohl tüchtiger als Munjo Hirsch. Er engagierte mich für mehrere Wochen, um die Wände zu streichen und das Portal zu beschriften. Und so begann meine Karriere als Anstreicher und Schildermaler.

Ich verliess das Nachtsyl und mietete ein winziges Zimmer in einem kleinen Hotel nahe der Place de la République. Ich ahnte noch nicht, dass ich schon wieder in einem Hurenviertel gelandet war, wie ein Jahr zuvor in Amsterdam, im Sommer 1937. (Das war damals mein erster Versuch eines Ausbruchs aus Wien, ich komme darauf zurück!) Jetzt, im sechsten Stock meines Hotels, konnte ich über die bizarren Dächer hinwegsehen, was mich glücklich machte. Ich hielt das Zimmer sauber, hatte fliessendes Wasser, wenn auch nur einen dünnen Strahl, und wusch mich täg-

lich von oben bis unten. Die Fenster in dem gegenüberliegenden Hotel waren nachts erleuchtet und die Vorhänge offen. Gleich in der ersten Nacht sah ich mit Erstaunen, wie eine Frau und ein Mann sich rasch entkleideten. Dann legten sie sich ins Bett, und es ging sofort los ... Ein paar Minuten danach: wieder anziehen, sie gingen fort, das Licht wurde nicht gelöscht, denn gleich darauf kam die Frau mit dem nächsten Freier. Die langweiligste Sache der Welt! Aber wie mich doch die Gesichter dieser Frauen interessierten, wenn ich ihnen auf der Strasse begegnete! Vielleicht noch ihre Geschichten, und wie sie dahin gekommen waren. – Als ich fünf- undzwanzig Jahre später für unser erstes Buch über Paris zusammen mit Maxie recherchierte, entdeckten wir, wie die Mädchen nach Paris kamen. Mit jedem Zug trafen Mädchen auf den Bahnhöfen ein. Sie waren aus irgendwelchen engen Verhältnissen geflohen. Kamen mit einem kleinen Koffer und einem grossen Traum! Wir sahen oft zu, wie sie den Bahnhof verliessen und den Koffer abstellten, um zu überlegen. Wir sahen die Ratlosigkeit und das Fieber des Abenteuers in ihrem Gesicht. Und wir haben zugehört, wie viele von ihnen abgefangen wurden, von jungen Männern, die sich freundlich als Ratgeber für eine billige Unterkunft und als Kofferträger anboten. Prostitution in Paris? Die Stadt ist wie ein riesiger Schwamm, der Menschen aufsaugt und zerstört!

5

Auf welchen jungen Menschen würde die Grossstadt nicht magnetisch wirken? Ein Jahr zuvor, ich erwähnte es eben, im Juli 1937, war ich mit meinem Vater nach Amsterdam gefahren. Er war Handelsreisender und hatte dort eine Art zweiten Wohnsitz – der uns immer ein Geheimnis blieb. Und eines Tages kam er mit der überraschenden Idee, mich mitzunehmen. Ich war arbeitslos, und es

schien die einzige Möglichkeit, etwas für mich zu tun. Er bezahlte meine Fahrkarte und gab mir nach der Ankunft in Amsterdam etwas Geld, dann liess er mich los, ich war schliesslich fast zwanzig und sollte arbeiten gehen! Vater besass selbst nicht viel, wohnte in Untermiete, in einem kleinen, dunklen Zimmer. Auch ich suchte mir ein Zimmer, malte drei Plakate und wollte mich als Reklamezeichner durchbringen. Ein paar Tage lief ich erfolglos durch die Geschäftsstrassen, dann hatte ich Glück: Vor einem grossen Damenhutgeschäft in der Kalverstraat, der wichtigsten Geschäftsstrasse von Amsterdam, sah ich zwei junge Männer in Hemdsärmeln an ihrem Schaufenster stehen und heftig diskutieren. Sie redeten jiddisch, was mich ermutigte. Ich zeigte ihnen meine Plakate, aber die beiden Ladenbesitzer, ein Brüderpaar, hatten wenig Interesse und gaben mir einen Zettel, um meine Adresse darauf zu pinseln, sie würden mich verständigen, wenn sie etwas brauchten. Aber dann, als einer von ihnen einen Blick auf den Zettel geworfen hatte, leuchteten seine Augen auf: «Er wohnt in der Marnixstraat!» rief er. Im Lokal befanden sich mehrere hübsche Frauen, Verkäuferinnen und Kunden. Alle blickten erheitert auf mich. Dann fragten sie: «Wohnst du wirklich in der Marnixstraat?» Die Brüder redeten mich per du an, was ich als gutes Omen deutete, denn sie sprachen halb jiddisch, halb deutsch, und das Du klang wie ein brüderlicher Handschlag. Als ich dann schüchtern bestätigte, jawohl, es sei die Marnixstraat, lachten alle und zeigten sich entzückt von mir. Ich hatte schon mehrmals ähnliche Heiterkeit mit meiner Adresse bewirkt, was mich verwirrte. Mottl und Sami Leeser, so hiessen die beiden Brüder, bestellten zwei Plakate und gaben mir zehn Gulden als Anzahlung. Ich rannte überglücklich zu meinem Quartier und fragte mich, als ich vor dem kleinen Haus in der Marnixstraat stand, was es mit diesem Ort wohl für

eine Bewandnis hatte? Es war schon gegen Abend, und nun entdeckte ich – es war eine Hurenstrasse! Und wie ich später erfuhr, war es eine der berühmten Puffstrassen von Amsterdam.

Die Brüder Leeser beschäftigten mich über den Rest des Sommers, ich malte Plakate und Schriften und verliebte mich in eine kleine Hutmacherin aus der Werkstatt der Leesers. Betsy war sehr klein und hübsch, hatte einen asiatischen Ausdruck in ihrem Gesicht, und sie kam nun jeden Abend zu mir in meine Bude. Wir lagen uns glücklich in den Armen, ohne miteinander zu schlafen. Sie hatte als Kind furchtbare Dinge erlebt, war von ihrem Stiefvater missbraucht worden; ich tolerierte ihre Angst, liebte sie so, wie sie war, das machte sie ruhig und glücklich.

Ich hatte eine kleine Veranda zum Garten, wo ich meinen Arbeitsplatz aufgeschlagen hatte und mich die Katzen aus der Umgebung besuchten, ich hatte immer Fisch für sie. (Ich ernährte mich von geräuchertem Fisch, Brot und Früchten!) Dann aber kamen auch andere Besucher, verschiedene junge Männer aus der Kalverstraat. Sie behaupteten, sich für meine künstlerische Arbeit zu interessieren, stierten aber die ganze Zeit nur auf die Fenster auf der anderen Seite des Gartens. Es war ein heisser August, und man konnte dort verschiedene junge Huren in äusserst lässiger Kleidung oder sogar nackt in ihren Wohnungen hin und her gehen sehen.

Das Abenteuer von Amsterdam endete mit einem Knall. Mein Cousin und einziger wirklicher Freund in Wien – Kurt Goldenberg –, er war zwei Jahre älter als ich und wollte Kunstmaler werden, kam zu mir nach Amsterdam. Doch weil er nicht genug Geld für seinen Unterhalt vorweisen konnte, wurde er von den holländischen Zöllnern aus dem Zug geholt. Er schickte mir aus Emmerich ein Telegramm und fuhr nach Wien zurück, anstatt es über die grüne Grenze zu versuchen, wie es damals viele Juden machten.

Ich aber sah in dem Vorfall ein Zeichen des Himmels, denn ich hatte in der Zeitung eine Notiz gelesen – über die Eröffnung einer neuen Schauspielschule in Wien! Und ich hatte sofort die fixe Idee, zurückzufahren und mich zu bewerben, um Regie zu studieren! (Hätte ich wirklich Zeichen lesen können, wäre ich in Amsterdam geblieben!) Ich verabschiedete mich nicht von Betsy und reiste am nächsten Morgen ab. Ich liess ihr eine Nachricht zurück, worin ich sie um Verzeihung bat und versprach, mich bald zu melden. Ich habe ihr nie wieder geschrieben und es mein Leben lang bereut!

In Wien angekommen, schrieb ich einen dreissig Seiten langen Brief an den Direktor der Schauspielschule in der Grünangergasse, worin ich mich um Aufnahme bewarb. Ich wurde aufgenommen. Auf dem Nachhauseweg vom Aufnahmegespräch war ich so aufgewühlt, dass ich das Nordlicht nicht sah, das alle Einwohner von Wien erschreckte ... Es war inzwischen Jänner 1938 geworden. Aber die Aufnahme in die Schauspielschule blieb eine Illusion. Ich musste Arbeit finden, um mich zu ernähren und die Mutter zu unterstützen. Und dann kam das verhängnisvolle Frühjahr: der Einzug Hitlers in Wien!

6

Ende Mai 1938 gelangte ich also nach Paris. In jenen Tagen redeten alle Leute nur vom Krieg. Hitler hatte gerade Österreich besetzt, nun spekulierten die politisch klugen Köpfe über weitere Gewaltakte dieses Wahnsinnigen. Wie lange würden England und Frankreich diesem Treiben zusehen? Aber Hitler spiele nur Poker, sagten die Beschwichtiger, er bluffe nur und werde im letzten Augenblick umschwenken. Denn er habe der englischen Luftwaffe nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen, und an die Maginot-Li-

nie wage er sich nicht heran! Alle vertrauten blindlings der Maginot-Linie, denn wir hatten gehört, diese mächtigen Betonbunker entlang der französisch-deutschen Grenze seien militärisch unüberwindlich. Niemand hätte sich träumen lassen, mit welchem Trick Hitler die Maginot-Linie zwei Jahre später umgehen sollte, nämlich einfach über Holland und Belgien!

Im Juli oder August kam von irgendwoher das irre Gerücht auf, die Nazis würden alle Juden, derer sie habhaft werden konnten, vernichten! Niemand wusste, wer dieses faule Ei mitgebracht hatte. Aber es gab jene falschen Propheten, die unseren Untergang kommen sahen. Es gibt kein jüdisches Haus, wo solch ein Unglücksrabe nicht gelegentlich krächzt. Der Krieg war noch vermeidbar, wie viele wähten; die Menschen glaubten nicht, dass die Deutschen bereits stark genug wären, loszuschlagen. Niemand von uns hätte sich in seinen schwärzesten Träumen vorstellen können, welches Schicksal uns erwartete.

Damals, vor Beginn des Krieges, gab es derartige Pläne noch nicht, ausser vielleicht in den Köpfen von Hitler und Konsorten. Das Gerücht war also eine Farce, und doch hatte es viele Emigranten in Unruhe versetzt. Auch ich war davon betroffen und schrieb flammende Briefe in verschlüsselter Form an meine Leute in Wien, sie sollten das Land sofort verlassen! Welch eine Unruhe und an Wahn grenzende Unwissenheit und Verwirrung auf allen Seiten, vor allem auch auf der Seite jener Menschen, welche das Nazi-Reich frenetisch begrüßten!

Ich ging nur noch selten ins *Trou*, und dann nur, um Bekannte zu sehen und gewisse, nur uns zugängliche Nachrichten aufzufangen. Denn es kamen täglich neue Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich, und ihre Berichte über die Lage der Juden waren erschreckend: Verhaftungen, Enteignung und Zerstörung von jüdischen

Geschäften waren alltäglich geworden. Viele linke Intellektuelle und politisch Verdächtige wurden ins KZ Dachau verschleppt. Die meisten Flüchtlinge, die ich kannte, nämlich jene, die man in den Vorzimmern der Komitees oder in Lokalen wie dem *Trou* finden konnte, waren illegal über die Grenzen gekommen und hatten alles verloren. Die Reichen, die Prominenten, die mit gültigen Papieren hier ankamen, um Europa bald zu verlassen, bekam ich fast nie zu Gesicht. Immer nur solche, die vor dem Nichts standen. Einige waren gebrochen und verstummt, sie hatten wohl jedes Weltvertrauen verloren. Andere entwickelten bald eine hektische Betriebsamkeit, erfassten in kurzer Zeit alle Möglichkeiten, die einem Flüchtling zur Verfügung standen. Merkwürdige Erfahrung: Auf der Strasse und in den Foyers der kleinen Hotels tummelten sich die Geschäftemacher und Schreier. Oben in den Etagen konnte man die Stillen finden, Ärzte, Philosophen und Künstler, auch einige Handwerker. Sie fielen niemandem auf. Die Welt sieht immer nur den Abschaum der Völker!

Einen jener Schwarzseher, die uns den Untergang prophezeiten, habe ich im *Trou* kennengelernt. Es war László Kranz, ein ungarischer Jude, der viele Jahre in Prag, in Wien und auch in Berlin gelebt hatte. Ein dunkelhaariger Typ von vielleicht vierzig Jahren, der mir durch seine Ruhe und vornehme Bedächtigkeit auffiel, er liess sich nicht von der allgemeinen Hektik anstecken, obschon ihn abgrundtiefer Pessimismus erfüllte. Ein Künstler, ein Alkoholiker und Kettenraucher, mit einem auffallend schönen, asketisch wirkenden Kopf. Seine äussere Ruhe war täuschend, er neigte zu seltenen, aber heftigen Zornausbrüchen. (Immer wieder – wenn ich es mir heute überlege – traf ich auf ähnliche, sich innerlich verzehrende Charaktere, die mich beschäftigten und die ich später in meinen Erzählungen zu porträtieren versuchte!) Was für ein Künstler László war, habe ich nie wirklich herausgefunden,

er war angeblich Maler und Dichter, machte aber auf mich den Eindruck eines scharfsinnigen und zynischen Denkers. Er hatte mich aufs Korn genommen, das heisst, er schien gereizt, wenn er mich nur sah. Dann einmal beim Essen im *Tron* passierte es, dass ich durch eine ungeschickte Bewegung seine Hose mit Suppe beschmutzte. Er fing sofort laut zu schimpfen an, nannte mich einen Tölpel und Idioten! Ich blieb ganz ruhig, entschuldigte mich, kniete nieder und versuchte den Fleck mit einer sauberen Serviette zu entfernen. Daraufhin war er tief beschämt.

«Ich habe dich für einen verdammten Snob gehalten», erklärte er am nächsten Tag, als wir zufällig zusammentrafen. Dann kamen wir ins Gespräch und wurden beinahe Freunde – bis zu jenem Tag, als er spurlos verschwand. Er glaubte fest an den bevorstehenden Krieg und den Untergang unserer Zivilisation. Und in der Schnelligkeit, mit der er harte Drinks verschluckte, meinte ich seinen Defaitismus zu erkennen. Mit Hitler habe die Katastrophe begonnen, die Welt würde aber nicht mit einem Donnerschlag kaputtgehen, in einem einzigen apokalyptischen Geschehen: «Nein, stückweise geht sie zugrunde, verstehst du, peu à peu!» Und nicht Hitler sei das Unglück, sondern die Tatsache, dass Millionen Menschen diesem lächerlichen Popanz zuliefen und ihn vergötterten! Die Manipulierbarkeit der Massen, das gigantische Angebot an Dummheit! So ungefähr drückte er sich aus.

László lebte von seinen «Kunststücken», wie er lachend sagte. Und was er meinte, sah ich, als er mich einmal in seine Bude mitnahm: Das Zimmer war vollgestopft mit Büchern und unfertigen Bildern. Er malte abstrakt, einige Tafeln zeigten im Raum schwebende Kugeln, die man für Augen halten konnte. Um diese Augen herum wunderschöne Wolkenschleier in magischem Blau, mit rosa Schatten und mystisch grünen, dann wieder feurigen Rändern.

Er lachte, als er mein ratloses Gesicht sah. «Du denkst vielleicht, ich kann nicht malen? Tu paroles!» Er wollte mich zu einem Essen einladen, vorher aber müssten wir die «Penunje» auf treiben. Er hiess mich in den herumliegenden Büchern stöbern. Immer wenn er ein Bild verkaufe, sagte er, würde er einen Teil der Barschaft verstecken! Er kroch auf dem Boden herum, suchte unter dem Bett und in den Kleidern. Er fand einen Geldschein in einem alten Schuh. Und ich entdeckte einen Zwanziger, als Lesezeichen in die Bibel geklemmt. Wir assen dann in einem arabischen Restaurant. Und bei dieser Gelegenheit, während wir einen guten tunesischen Wein schlürften, nahm er mich unter die Lupe. Warum ich bloss immer so freundlich sei und so beschissen nachgiebig, wollte er wissen. Diese erfrischend herzlichen Leute gingen ihm an die Nieren! Man zeigt nicht ständig, wenn man freundlich ist, es ist eine Anleitung zum Handeln, sonst nichts. Die freundlichen Worte, die Gesten: «Gefühle? Steck sie dir in den Arsch! Oder tust du das alles, um dein verdammtes Phlegma, dein kostbares Wesen vor dem Zugriff zu bewahren?»

Er redete lange und mit ätzendem Spott, aber doch auch manchmal gutmütig lachend. Unter drei Schichten stachliger Haut war er selbst freundlich und sensibel, aber er hasste jede Sentimentalität. Und ich habe mir den Wortlaut seiner Rede im Geschäftsbuch meines Vaters notiert, das Geschäftsbuch jedoch verloren. (Nein, die Schweizer Polizei hat mir meine Tasche mit allen Dokumenten und Habseligkeiten weggenommen, hat mich so, wie ich war, ausgeliefert. Das war im Herbst 1942, als die grossen Deportationen begannen und ich Narr direkt in die Arme eines Ungeheuers flüchtete, nämlich über die Berge in die Schweiz. Sie schickten die Juden zurück, lieferten sie mit Ketten um die Handgelenke an die Vichy-Polizei, was soviel bedeutete wie an die Nazis. Ich werde später davon erzählen!)

Meine Freundlichkeit, meinte Laszlo Kranz, zeigte, dass ich mich mit der Welt abgefunden hätte. «Siehst du nicht die Fäulnis und die Korruption? Die Militärs und die Spekulanten werden verrückt vor Freude über den kommenden Krieg. Der Krieg verspricht ihnen Reichtum! Sie machen jetzt schon dicke Geschäfte. Alle verdienen sich krumm, die Heereslieferanten, die Waffenhändler, die Politiker und Generäle, die fette Provisionen für gewaltige Aufträge einstreichen, sogar die Zuhälter und Huren. Ganz Paris ist ein einziges Bordell!» Und dann, nach einer Pause, während wir einen köstlichen Pudding verzehrten, lachte er bitter: «Du liebst das gute Leben? Sans blague!» Auch er sei ein Liebhaber der angenehmen Dinge des Daseins. Wer ist das nicht? Gut essen, gut trinken und gut vögeln! Aber die Welt hindert den Sehenden am Lebensgenuss!

7

Und nun, in den späten Jahren, versuche ich etwas über meine Kindheit herauszufinden, das ich bisher nicht wusste, vielleicht noch nicht richtig gesehen habe. Was mich bewegte, mich mit erregter und wachsender Neugier erfüllte, mich formte und mich manchmal zwang, Entscheidungen zu treffen, ohne der Situation gewachsen zu sein.

«Weisst du denn nicht, wo du hingehörst, Itzig?» Ein Junge hatte mich an der Brust gepackt und geschüttelt. Ringsum die Strassenkinder lachten und grölten. Wohin gehörte ein Jude – zurück in den Osten, woher er gekommen war! Ich lachte auch, es schreckte mich nicht, ich war acht Jahre alt und kräftig gewachsen, und ich war Spott gewöhnt, manchmal auch einen Fusstritt oder einen Schlag ins Gesicht. – Ich wusste seit jeher, du gehörst nicht dazu, du gehörst nirgends dazu! Die Selbstfindung in der Fremde

und im Unbekannten war also der vorbestimmte Weg. Ich glaube, dass meine Herkunft und meine Kindheitserlebnisse so prägend waren – die Namen Rosenkranz oder Rosenstingl, Apfelbaum, Katzer oder Ellenbogen, den Juden von korrupten deutschen Beamten in der Vorzeit aufgezwungen – dass diese Namen so befleckend und stigmatisierend waren, dass ich notwendig und eigentlich ohne Mühe und ohne Schmerz, wie ich es heute sehe, eine Art Aussenseiter-Identität zu entwickeln hatte. Eine Position, die mich seit dem ersten Erwachen eines kindlichen Intellekts und der frühesten Scharfeinstellung meiner Augen zu einem stillen Beobachter machte: «Wer sind diese Menschen, und warum bin ich denn anders?» Eine Aufgabe fürs Leben, eine Wachsamkeit und innere Tätigkeit, die anfang mir grosses Vergnügen zu bereiten. Auch ein Gefühl von Unabhängigkeit und Freiheit gegenüber jeglicher Autorität, das mir noch sehr lange nicht wirklich bewusst war, aber ein Glück bedeutet, von dem ich immer wieder erzähle.

Es waren die zwanziger Jahre nach dem ersten Weltkrieg, da in Wien nicht nur der traditionelle, von der katholischen Kirche, nicht vom Christentum ausgehende Judenhass herrschte, sondern jener rabiate Antisemitismus, der immer deutlicher zu spüren war – schliesslich hatte Hitler seine infernalische Laufbahn in Wien begonnen! Jugendliche Banden, die ersten Nazis, zogen in den Nächten ungehindert durch die Strassen und brüllten: «Deutschland erwache, Juda verrecke!»

Ich war ein Kind ostjüdischer Einwanderer, die vor den entsetzlichen Pogromen in Russland nach der Ermordung Zar Alexanders II. im Jahr 1881 geflüchtet waren und schliesslich 19 in Wien ankamen. Ein wenig behütetes Kind, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und völlig sich selbst überlassen, ein Kind der Strasse. Der Vater, ein kleiner erfolgloser Handelsreisender, lebte meist im Ausland, die Mutter verdiente etwas Geld als Flick-

schneiderin. Ich kannte keinerlei Autorität, auch nicht Gott, denn ich wurde nicht religiös erzogen. Ich hatte nur noch eine lose Bindung an die Vergangenheit meiner Vorfahren, einen Erinnerungsfaden, der mich mit der jüdischen Tradition verband, der aber später im Konzentrationslager aufgefrischt wurde durch die Begegnung mit Juden aus den damals eben zerstörten und ausgemordeten Gettos von Warschau, Krakau, Lodz, Vilnius oder Lemberg.

Und doch wirkte in mir – wie ich heute manchmal mit Staunen erkenne – die Erbschaft meiner Vorfahren aus den Jahrhunderten der Verfolgung. Eine Erbschaft, die Gleichmut bedeutet, Gelassenheit, auch Leidensfähigkeit genannt, eine gewisse Fähigkeit, gefährliche Situationen zu meiden, den mörderischen Feind zu erkennen. Alles in allem ein Glücksfall, wie ich es heute sehe, denn diese Einzelgängerlage, die einfach als Distanz zu den verlogenen und fanatisierten Gruppierungen der damaligen Gesellschaft erlebt wurde, begründete einen Lebensstil, eine Art Lebenskunst, über die ich später immer wieder geschrieben habe.

Die Strassenkinder in den ärmeren Vierteln von Wien bewegten sich meist in kleinen Gruppen oder Klüngeln, aber ich gehörte nicht dazu. Beschimpfungen und Fusstritte waren alltäglich. Der Judenhass war der Geruch der Strasse. Nicht nur aus Bosheit, aber weil es ja so lustig war! Der Unterhaltungswert der Verbreitung von Hass und Verachtung wurde nie ernsthaft erforscht. Hass bringt jenen Menschen, deren Dasein öde und leer ist, Erleichterung und ein Gefühl der Überlegenheit jenen gegenüber, die sie hassen, verachten oder gar fürchten sollen. Triumph der Macht: «Teile und herrsche!» Nie hatte ich die geringste Neigung, mich einer Gruppe anzuschliessen, auch nicht den jüdischen Gruppen. Ich hatte den Geschmack der Freiheit und Unabhängigkeit sehr früh gespürt und kostete ihn begierig aus. Eine Haltung, die mich

nie wieder verlassen hat. Ein seltsames, schwer zu erklärendes, bescheidenes und paradoxes Glück, die Freude innerer Tätigkeit und Fülle. «Der Mensch, wenn er lebt, lebt vom Wort und von den Bildern in seinem Kopf», höre ich noch Wladimir Krumholz sagen. Er ist in Buchenwald begraben. Einer von den drei oder vier begnadeten Dichtern und Geschichtenerzählern, die mir auf meinen Wanderungen begegnet sind.

Diese uns oft unbewusste innere Aktivität, diese Fröhlichkeit im Schrecken, wie ich es nennen möchte, eine Art Überlebenskunst, die ich immer wieder an gewissen Menschen in irgendeinem elenden Hotel in Marseille, in Paris oder auf dem Transport zu den Lagern beobachtet habe. Könnte es sein, dass einige von uns schon als Kinder gewappnet waren gegen die Kälte und Grausamkeit der Menschen? Eine satirische Heiterkeit, die aus der Schärfe des Sehens kommt, aus Bitterkeit, Verzicht und doch auch Barmherzigkeit – das einzige und wahre Erbe unserer geschlagenen, vertriebenen und wandernden Vorfahren ... Meine Vorfahren? Sie kamen aus einem Shtetl, irgendwo nahe von Kiew und Czernowitz. Sie waren Schuster, Schneider, und soweit ich erfahren konnte, war auch ein Viehhändler unter ihnen.

Leben – aus dem Wort und aus den Bildern im Kopf. Und woher kam das Wort, woher kamen die Bilder? In unserem Viertel in Wien, wo ich geboren bin, gab es kein Shtetl mehr, aber doch noch einige unbeugsame Bräuche. Bei Tisch blieb immer ein Platz frei, für den Propheten Eli, der vielleicht kommen könnte. Wir Kinder lachten darüber – der Prophet kam nie, aber es kam fast täglich ein Gast, auch wenn nur wenig zu essen da war. Zum Beispiel Onkel Lewi, ein lustiger Vogel, der geschiedene Mann von Tante Reisel, einer der drei Schwestern meiner Mutter. Ich war damals acht Jahre alt und hatte verstanden – Onkel Lewi verehrte unsere Mutter. Oder schwindelte er, schmeichelte er, um sich ein Mittagessen zu verdienen? Manchmal nur einen Teller Bohnen-

suppe oder Nudeln mit scharfer Zwiebelsosse. Wir waren arme Leute, aber für einen Gast war immer noch Platz. In früheren Zeiten im Shtetl waren es ein Hausierer mit Wolle, Stricknadeln und Gummiband oder der Schneider, die in die Häuser kamen, um die Löcher in den Hosen und im Bettzeug zu flicken. Das, was auch meine Mutter machte. Diese Leute waren mit Nachrichten und geheimen Informationen vollgestopft, mit Geschichten von Tod und Teufel, denn sie kannten jedes Haus im Shtetl und sogar die Dörfer im Umkreis. Eine Odyssee. Und auch Onkel Lewi kam weit herum, er war ein kleiner Vertreter für Werkzeug und Eisenteile. Und er erzählte von Menschen, die ihn in ihre dunkle Kammer schleppten, um ihr Unglück zu berichten, um sich Erleichterung zu verschaffen. Seitdem die Welt besteht, kennen die Menschen nur eine Erlösung von Unglück und Schmerz – durch das Wort! Onkel Lewi redete wie auf gezogen, zumeist redete er von irgendeinem Pechvogel, einem Schlemihl. Und wer in unserem Umkreis war kein Schlemihl? Armut, Missverständnisse, kein Glück in der Liebe. Onkel Lewi flunkerte, was das Zeug hielt, die Hälfte seiner Geschichten war erfunden. Und wir lachten uns krumm. Was machte das? Geschichtenerzählen ist immer auch Erfindung und Fantasie, aber nur so entsteht eine tiefere Wahrheit, die Dichtung der Jahrtausende, die Abgründe aufschliesst und begreiflich macht. Zwei Jahre lang kam Onkel Lewi jeden Tag zum Mittagessen. Unsere Mutter, selber eine Geschichtenerzählerin, war es nicht müde, sie tauschten ihre Erfahrungen aus, lautstark und unter dem Gelächter fünf weiterer Personen, denn inzwischen waren Mutters Schwestern oder auch Nachbarsleute eingetroffen. Und wovon lebt der Mensch – vom Wort und von den Bildern in seinem Kopf!

So lernte ich die Menschen sehen. Und meine Vorstellungskraft schlug Kapirolen und wuchs ins Utopische. Menschen auf der Strasse? Du konntest bald den lausigen Charakter eines Kerls se-

hen, an seinem schlampigen Gang. Oder auch den Duft eines heisersehnten gepflegten Zuhauses atmen, wenn eine schöne Frau vorüberstapfte mit elastischem Schritt. Und dann las ich *Anna Karenina* von Tolstoi, das Lieblingsbuch meines Vaters, das immer auf seinem Nachtkästchen lag. Er war nicht da, die Bücher waren verfügbar. Auch *Die Brüder Karamasow* von Dostojewski. Die Schule des Sehens.

Das vielleicht wichtigste Ereignis meiner Kindheit war jener Tag – mit zehn Jahren –, als ich in der Wohnung der Grosseltern einen Koffer voll mit Büchern entdeckte, den Onkel Jossi zurückgelassen hatte, als er 1923 nach Amerika ausgewandert war. Ich durfte den Koffer mitnehmen. Es waren zum Teil medizinische Lehrbücher, aber auch Romane und Reisebücher. Onkel Jossi hatte in Wien Medizin studiert, aber das Studium nicht beendet. Diese Bücher sollten mein Leben bestimmen. Vor allem drei Schwarten, die – wie ich es heute sehe – das zentrale Thema meines Lebens zementierten: *Marrakesch* zum Beispiel, die Aufzeichnungen eines deutschen Autors, der zehn Jahre in der französischen Fremdenlegion in Nordafrika gedient hatte. Ein Bericht über die Ausbildung der Legionäre in Marokko. Sie mussten täglich dreissig Kilometer durch die Wüste abwechselnd marschieren und laufen. Diese Technik leuchtete mir ein, und ich hielt es für einen Fingerzeig Gottes. Das musst du lernen, sagte ich mir! Ich hatte mich schon als Fünfjähriger viele Stunden täglich auf der nahe gelegenen Hauptstrasse herumgetrieben, es gab dort so viel zu sehen, Schaufenster, Kinos, Kaffeehäuser. Menschenströme. Nun wurde ich ein Läufer und fing an die Stadt nach allen Seiten hin zu durchkreuzen und zu erforschen. Am meisten interessierten mich die Aussenbezirke und die Bahnhöfe. Ich konnte stundenlang vom Rauch der Lokomotiven umhüllt auf der Brücke hinter dem West-

bahnhof stehen und den ausfahrenden Zügen sehnsüchtig nachblicken.

Das zweite Werk meiner besonderen Wahl hiess *Aphorismen zur Lebensweisheit* von Schopenhauer, das ich nur in wenigen Aussagen zu verstehen vermochte. Einer dieser Sätze genügte, um mir für immer als eine Art Generalstabkarte des Lebens zu dienen: « [...] dass das Äussere das Innere darstellend wiedergebe und das Gesicht das ganze Wesen des Menschen ausspreche und offenbare!» Wahrscheinlich habe ich seither nur aus diesem Blickwinkel Bücher gelesen und Menschen betrachtet mit der Vermutung, dass Lebensweisheit ebenso die Weisheit der Strasse war. Denn nur auf der Strasse konntest du jeden Tag Hunderte Menschen vorüberziehen sehen und beobachten, was zu einem grossen Vergnügen wurde. Maxim Gorki, auch einer aus meinem Koffer, schrieb einmal: «Ich gehöre zu jenen Menschen, die immer nur unterwegs sind, die niemals irgendwo ankommen werden.» Und er nannte die grossen Wanderungen seiner Jugend *Meine Universitäten*.

Ungefähr das dritte Buch, das die Farbe meines Charakters festigte, hatte den Titel *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*, vielleicht das wichtigste Werk von Dostojewski, in dem er seine vierjährige Gefangenschaft in Sibirien aufzeichnete. Mit keinem anderen Zweck, wie ich es sah, als das Wesen der Gefangenen zu erforschen, Diebe, Räuber und Mörder. Und wie zwei von ihnen in der Theatergruppe der Anstalt zu einem lebendigen Leben erwachten. Meine Welt, die Welt der Bahnhöfe, der Strassen, der Schlupfwinkel und der Lagerbaracken, durch alle Jahre der Flucht und des Exils – die Strassen von Wien, Paris, Lyon, Marseille und vielleicht zwanzig anderen Orten –, sie wurden mir zur Schaubühne des Lebens, gesehen, gespürt, geatmet und aufgeleckt mit einer Raserei aller Sinnesorgane, im Rausch des Hungers, der Freude und des Schreckens.

Und noch ein würgendes Ereignis aus jener Zeit, das erwähnt werden soll: Im Jahr 1933 – ich war sechzehn Jahre alt – arbeitete ich in Wien in einer Kleiderfabrik als Lehrjunge, Laufbursche und Hausdiener, hauptsächlich damit beschäftigt, Pakete mit Waren, Stoffen und Nähmaterial zur Post oder in die Wohnungen der Heimarbeiterinnen und Näherinnen zu befördern. Es waren an die zwanzig oder dreissig Frauen, mit denen ich täglich zu tun hatte. Ordentliche, anständige Leute, die mir kleine Geschenke und Trinkgelder zukommen liessen, sich auch zu scherzhaften Gesprächen herbeiliessen, denn ich war ärmlich gekleidet, sehr dünn und angeblich ein netter Bursche. Ich erlebte in jenem denkwürdigen Jahr 1933 mit wachen Augen, mit Staunen und brennender Neugier, auch mit zunehmender Sorge und Angst die Verwandlung einer Stadt. Die Umformung von sonst vernünftigen Leuten in eine erregte, hysterisch reagierende, hasssprühende Menge. Es ging zunächst noch halb verborgen und verschämt um die in der Textilbranche vorherrschenden jüdischen Besitzer, die man anprangerte. Und es ging um die in jenen Tagen zunehmende Verzauberung und fanatische Bewunderung und Anbetung des «Führers» und seiner Clique. Hitler hatte in Deutschland die Macht ergriffen, und die Zeitungen waren voll von Bildern und Berichten über bombastische Aufmärsche und Kundgebungen der Nazis, die frenetisch jubelnden Massen auf den Strassen deutscher Städte.

Die Frauen in der Fabrik sammelten und tauschten in den Pausen die Fotos von Hitler und Konsorten. Ihre Augen glühten von Begeisterung, und sie redeten Wochen und Monate hindurch von nichts anderem als von diesen «tollen Männern»! Ich konnte das nicht begreifen, waren sie denn blind? Ich hatte schon seit den frühesten Kindertagen diese Visagen als äusserst abstossend empfunden. Hitler hatte das Gesicht und das Gehabe eines Wahnsinnigen und die Augen eines Mörders. Aber du konntest hören, wie

manche Frauen und sogar Männer die «schönen Augen» Hitlers bewunderten!

Heute sehen wir die Ereignisse von damals als exemplarisches Beispiel einer Welle von Massenwahn, einer hypnotischen Trance, die eine Nation erfasst hatte.

Die Barbarei, die uns überfiel, kam nicht aus dem entferntesten Dschungel dieser Erde, sondern aus dem Zentrum der Kultur und der Zivilisation, aus den Zentren universeller Bildung und an Orten, wo die bedeutendsten Denker und Schöpfer der Menschheit gewirkt hatten. Die Idee von der «Endlösung der Judenfrage» ... Der staatliche, bürokratisch aufgebaute Verwaltungsmassenmord, die Einrichtungen zur industriellen Menschenvernichtung von Auschwitz, Buchenwald oder Mauthausen – wie war das möglich gewesen? Männer, die abends vielleicht ihren Kindern Märchen vorlasen und tagsüber Kinder bestialisch mordeten ... Wo finden wir eine Erklärung? «Das Verschwinden des Individuums zwischen verselbständigten technologischen Grosssystemen ist zu einer der grossen Fragestellungen des Jahrhunderts geworden.» (Freud) Der Mensch, seine Selbständigkeit, seine Würde, das heisst sein Menschsein, verschwinden im Tauschwert aller Waren; er wird selber zum manipulierbaren Ding, zur Ware, zum Bestandteil einer riesigen Maschinerie! Der Mensch wird zum Automaten, seine Sinne verkümmern. Unsere Kinder werden alltäglich von einer solch radikalen Flut von Bildern überschüttet, dass sie aufhören werden, selber irgendetwas von Bedeutung zu sehen.

Es sind Fragen, welchen ich in allen Phasen meiner Lebenserinnerungen nachzugehen versuche, die wir hier nicht zu Ende denken und beantworten können. Die uns aber vielleicht manchmal aus unserem Halbschlaf zu wecken vermögen.

Ich besitze keinerlei Aufzeichnungen aus früheren Jahren oder Tagebücher, wie einige der glücklicheren Autoren. Und sooft ich auch damit begonnen hatte, ich habe immer wieder alles verloren. Ich weiss nur sehr wenig über meine Eltern, sie sind irgendwann in den neunziger Jahren nach Galizien, auf österreichisches Gebiet gekommen und 19 n nach Wien geflüchtet, wie Tausende anderer Juden. Vater war ein kleiner Handelsreisender, und ich sehe noch, wie er mit zwei grossen Musterkoffern bepackt die Wohnung verliess. Wir alle mussten helfen, die Koffer aus dem dritten Stock hinunterzutragen. Dort stand ein Taxi, das ihn zum Bahnhof bringen sollte. Es war die einzige Gelegenheit, wo er sich ein Taxi leistete, er war nur Angestellter einer kleinen Damenhutfabrik. Und ich hatte offenbar in der Kindheit nie darüber nachgedacht, wie mein Vater, der nicht sehr kräftig war und an Asthma litt, sich durch die fremden Städte schleppte, mit seinen Koffern und seinem Pech. Er wurde 1927, als die Weltwirtschaftskrise begann, entlassen, ging aber weiter auf Reisen, mit Musterkoffern anderer Firmen und auf eigene Faust. Wie er das machte, wo er sich herumdrückte, er bereiste Deutschland und Holland, und unter welchen demütigenden Umständen, darüber wusste ich nichts. Ob er natürliche Wärme und Witz besass, ob er Frauen liebte, vielleicht irgendwo in Leipzig, Berlin oder Amsterdam eine heimliche Geliebte hatte, ich habe nie etwas darüber erfahren.

Es gab zwischen den Eltern oft Streit, auch konnte Vater mit Kindern nicht umgehen; wenn er für wenige Tage in Wien weilte, machte er manchmal ungeschickte Versuche, mit uns zu reden. Nie spielte er mit uns, kaum eine Zärtlichkeit. Immer seltener schickte er Geld, und die Mutter verdiente den Unterhalt mühselig mit Näharbeiten für private Kunden. Vater war ein nachdenkli-

cher, in sich verschlossener und schweigsamer Mensch, aber ein Choleriker, der manchmal herumschrie und mit Gegenständen warf, die ihm gerade unter die Hände gerieten. Ich glaube, ihn erfüllte eine tief eingewurzelte Angst. Es waren die zwanziger Jahre, da in Wien ein rabiatere Antisemitismus immer deutlicher zu spüren war und Banden junger Nazis brüllend durch die Strassen zogen.

Er war 1879 in Iwanow, in der Ukraine, geboren und hatte wohl die Auswirkungen der Pogrome der achtziger und neunziger Jahre miterlebt, als im zaristischen Russland viele jüdische Siedlungen von Kosaken ausgerottet worden waren. Dann die Flucht nach Galizien, wo sich die Exilanten in den Schutz des Habsburgerreiches begaben. Mein Vater diente im ersten Weltkrieg als Soldat dem von den Juden geliebten Kaiser Franz Joseph und kam als Feldwebel der Infanterie zur Isonzo-Front. Das waren die einzigen Geschichten, die er uns Kindern erzählte, vom Krieg und von den Pferden. Und wie ihm sein Reitpferd das Leben rettete, als es nachts vor einem Abgrund zurückschreckte, den er nicht gesehen hatte. Er kleidete sich sorgfältig, wie eben ein standesbewusster Vertreter, brauchte täglich ein frisches Hemd und war äusserst reinlich. Er war gewiss sehr anständig, empfindsam und tolerant. Ich erinnere mich an seine plattgedrückte Nase, vielleicht von einem Faustschlag in seiner Jugend, und an seine traurigen Augen. Er war nur vier Jahre zur Schule gegangen und mit zwölf Jahren schon Gehilfe im Geschäft seines Vaters. Grossvater fuhr mit Pferd und Wagen durch die Dörfer, kaufte Eier und Butter bei den Bauern und verkaufte die Ware in seinem winzigen Laden in der Stadt. Das war alles, was ich je von den Grosseltern väterlicherseits erfahren habe, gesehen hab ich sie nie. Aber Vater war ein leidenschaftlicher Bücherleser, und das ist wohl der interessanteste Teil meiner Erinnerungen an ihn.

Der erste Weg, am Tag seiner Ankunft in Wien, führte ihn stets zur Städtischen Leihbücherei, an der nächsten Ecke unserer Strasse. Dann kam er mit mehreren dicken Bänden unter dem Arm zurück. Auf diese Weise begann ich mit ungefähr zehn Jahren Bücher für Erwachsene zu lesen, die bei uns auf dem Tisch lagen. Das waren vor allem die Romane von Leo Tolstoi und Dostojewski. Vaters geheimer Stolz war das weite Russland, woher er stammte, und die grosse Oktoberrevolution von 1917, seine Vision von einem menschenwürdigen Leben. Er war kein Kommunist, aber er redete immer wieder davon, was einst die ganze Welt verändern würde – der Sozialismus!

Tolstoi und Dostojewski waren seine Idole. Aber auch die Romane von Turgenjew, Tschechow und Balzac lagen in der Wohnung herum. «Anna Karenina» von Tolstoi war Vaters Lieblingsbuch, das er selbst besass und sich immer wieder vornahm. Und ich sehe noch, wie wir Kinder, meine um zwei Jahre ältere Schwester Renée und ich, wenn wir allein waren, fieberhaft in dem Buch blätterten, um etwas über die wunderbare Liebesgeschichte zu erfahren, von der Vater unserer Mutter manchmal erzählte, denn sie las keine Bücher. Gewiss verstanden wir noch lange nichts davon, begannen aber auf der Suche nach den Geheimnissen der Liebe das flüssige Lesen zu erlernen. Von zwölf Jahren an verschlang ich begierig viele der grossen Romane der Weltliteratur, *Der Idiot* von Dostojewski, *Die Brüder Karamasow*, *Schuld und Sühne*, vor allem aber auch die Bücher von Traven, *Das Totenschiff*, *Der Karren* und *Ein General kommt aus dem Dschungel!* Das waren die fiktiven Abenteuer meiner Kindheit. Als ich mit vierzehn die Schule verliess und eine Lehrstelle antreten sollte, um Geld zu verdienen, bewirkten die Bücher, dass ich schon nach wenigen Tagen Probezeit hinausflog, weil ich bei der Arbeit einschief, erst aus einer Tuch-Grosshandlung, dann aus einer Bürstenfabrik und einem Modewarengeschäft.

Ich war süchtig nach Büchern. Meine Mutter war ratlos, denn sie konnte mir das Lesen nicht austreiben. Ich schlief in einer Kammer und las die Nächte durch bis zum Morgengrauen. Wenn sie mir die elektrische Birne herausschraubte, las ich bei Kerzenlicht!

Mit knapp fünfzehn Jahren fand ich Arbeit in einem Möbelgeschäft und musste Tische, Kommoden, Betten und Schränke tragen. In der Geschäftswelt war es durchaus üblich, Lehrjungen als Lastträger zu missbrauchen. Das war aber auch ein Vorteil für mich, ich wurde noch kräftiger, und wir fuhren mit dem Möbelwagen durch die Stadt, was meine innere Unruhe befriedigte. Ich kam unter die Leute, sah fremde Wohnungen und junge Frauen, die mir oft ein gutes Trinkgeld verpassten. Ein Jahr später bot sich eine bessere Stelle in einer Damenkleiderfabrik. Und das bedeutete wiederum nichts anderes als Lasten tragen, Waren abholen und ausliefern.

Hier sollten wenigstens ein paar Worte zu der verhängnisvollen politischen Entwicklung gesagt werden, die in jenen Jahren durch die Machtergreifung der Nazis in Deutschland und durch den faschistischen Ständestaat in Österreich entstanden war. Ich war damals schon ein beharrlicher Einzelgänger, aber doch erschüttert von den grausamen Kämpfen des Jahres 1934 und der Niederlage der Schutzbündler, der Kampftruppe der Sozialdemokraten. Ich hatte als Jugendlicher und auch später nie die Neigung, mich einer Gruppe, einem Verein oder einer politischen Bewegung anzuschliessen. (Und wenn ich es doch getan habe, dann immer gegen einen inneren Widerstand!) Aber ich hatte gelegentlich Kontakte zu Burschen meines Alters, die Kommunisten waren und versuchten, mich für Aktionen auf der Strasse oder für ihre illegale Partei-gruppe zu gewinnen. Einer von ihnen klärte mich über die nationa-

le Frage auf: «Du bist doch Jude, du musst doch an dem weiteren Bestand Österreichs interessiert sein!»

Nach dem ersten Weltkrieg war die österreichisch-ungarische Monarchie zerbrochen, und niemand hielt den aus dem Habsburger Riesens Reich zurückgebliebenen Torso für lebensfähig. Fast alle Parteien, ausser den Sozialdemokraten und Kommunisten, waren für den Anschluss an Deutschland, und sehr viele Österreicher fühlten sich bereits als potentielle Deutsche. Unter dem faschistischen Dollfuss-Schuschnigg-Regime (1933-1938), als alle Parteien ausser der «Nationalen Front» verboten waren, kämpften die Kommunisten illegal gegen den Anschluss und für eine österreichische Nationalität. Es gab Schlägereien und viele Verhaftungen. Einer meiner Schulkameraden, mit dem ich noch Kontakt hatte, kam in ein Gefangenenlager und ging nach seiner Entlassung Anfang 1937 nach Spanien. Die kurze, aber blutige Revolte der roten Arbeiter von Wien gegen die faschistische Heimwehr von 1934 wie auch der spanische Bürgerkrieg waren aufwühlende Ereignisse, aber ich fühlte mich immer nur als aussenstehender Betrachter. Es war mir unmöglich, mich als Österreicher zu fühlen. Die tägliche Berührung mit Kindern, vor allem Arbeiterkindern, auch Kindern von Kleinbürgern, die von ihren Eltern rassistisch infiziert waren, verhinderte ein Heimatgefühl. Ich war für sie ein Fremder, ein «Zuagraster», ein «Jud»! Ich bewunderte insgeheim einige junge Männer aus meinem Umkreis, die zu Kämpfern wurden und nach Spanien gingen, um in den Internationalen Brigaden gegen die Faschisten ins Feld zu ziehen. Aber mehr als Interesse und Sympathie vermochte ich nicht aufzubringen. Völlig unbewusst hatte ich mich für eine passive Gangart entschieden. Eine in langer Verfolgung entstandene Haltung sehr vieler Juden: Ausweichen! Die Kräfte sammeln, die Sinne schärfen und den Feind – der allgegenwärtig war – durchschauen!

Erinnerst du dich an Charly Ellenbogen? Er kam aus einer orthodoxen Familie, aber der Vater war früh gestorben, die Mutter war schwach, und Charly, der gross und sehr kräftig war, entwickelte sich zu einem Gassenjungen und Raufbold. Wer ihn «Saujud» schimpfte, bekam eine Tracht Prügel. Er war Kommunist und sehr früh schon ein «politischer Kopf», wie wir es damals nannten, der die anderen agitierte. Und er war einer von den ersten, die nach Spanien gingen in den Krieg. Siebzehn war er damals, gab sich aber für älter aus. Die Mutter blieb allein, er war das einzige Kind. Und eines Tages traf ich Friedl, einen anderen aus unserer Klasse, und er fragte: «Kommst du mit? Ich gehe Frau Ellenbogen besuchen!»

Charly war tot. Er war in einem der ersten Kämpfe gefallen. Charlys Mutter empfing uns freundlich, aber ohne ein Wort. Sie weinte nicht, bewirtete uns, blieb aber stumm. Auch wir waren wie gelähmt. Erinnerst du dich, sie hatte vom Weinen geschwollene Augen, das Gesicht war grau und verstört, die Schultern gebeugt. Und das Gebetbuch lag offen auf dem Tisch.

Als ich nach Hause ging, schämte ich mich. Andere lebten für eine Idee! Andere opferten sich auf. Und du? Gewiss habe ich oft im Leben meine Passivität, mein Ausweichen, mein Aussenseitertum bedauert und die anderen beneidet, die Zornigen, die Entschlussfähigen, die Kämpfer. Aber zum Kämpfen musste man geboren sein, wie Charly Ellenbogen! Das alles war mir damals noch nicht bewusst, aber mein Weg zeichnete sich bereits deutlich ab, der Weg des Paria, des Ausgestossenen, der sein Schicksal annimmt, aber auch Widerstand leistet, auf seine passive, vertrackte Art!

Es gab auch unter den Emigranten von 1939 die politischen Köpfe, die ständig im Radio die Nachrichten hörten und dann vor

dem Hotel erregt debattierten. Einige redeten bereits davon, dass sie kämpfen wollten, dass wir alle in die französische Armee eintreten sollten! Und es gab immer noch die Cliques der Kartenspieler, die in Hotelzimmern Tag und Nacht Karten auf den Tisch klopfen und nichts sahen und nichts hörten. Es gab die Geschäftemacher und die Schnorrer, die nirgends fehlten. Und es gab die Schweigsamen, die stillen Beobachter und Lebenskünstler, die niemand bemerkte. Einige waren melancholisch, wurden Trinker und zerstörten sich selbst. (Joseph Roth hat sich in jenen Tagen in Paris totgesoffen!) Aber ich würde gern von jenen fünf oder sechs Typen erzählen, die sich völlig gewandelt hatten und deren Beispiel mir wie eine Erhellung der Exilsituation erscheint.

Gewiss auch die Handwerker, sie bewahren die uralte Tradition einer Strategie des Überlebens. Es gab neben den Dichtern, Musikern und Ärzten auch die Kürschner, Schneider und Schuster, die sich rasch débrouillierten. Das französische Wort «débrouillard» (von brouillard – Nebel) war eine der ersten Vokabeln, die wir lernten! «Débrouille toi!» hiess es ständig, wenn einer jammerte. «Zieh dich aus dem Dreck heraus, hilf dir selbst!» Mein Bruder Isidor, der sich Otto nannte, war ein Débrouillard besonderer Art. Er war ein Schlemihl, ein naiver Schalk, ein Eulenspiegel, der durch seine zur Schau getragene Einfältigkeit vieles bekam, was er brauchte. Er ging von einem Bäckerladen zum andern, auch wenn er keine Brotmarken mehr besass, stellte sich in eine Ecke und brachte die Bäckerfrauen oft dazu, ihm für sein hartnäckiges Verharren, für sein dummes Gesicht – und um ihn loszuwerden – ein Stück Brot zu schenken.

Er war im August 1938 nach Frankreich gekommen und in Lyon hängengeblieben. Eines Tages erhielt ich eine Postkarte: «Ich bin gut angekommen und arbeite bereits. Komm zu mir, Otto!» Er war gelernter Schuhmacher und hatte eine Kiste mit

Werkzeug, Gummisohlen und Absätzen mitgebracht, so dass er überall sofort beginnen konnte, Schuhe zu flicken. Wie er mit seinem schweren Gepäck über die Grenzen gekommen war und mit welchen Papieren, habe ich nie erfahren. Er richtete im Hotelzimmer seine Werkstatt ein, in der Rue Mercière, einer berühmten Hurenstrasse von Lyon. Er hatte es geschafft, er würde gut über den Krieg kommen!

Ich folgte nicht sofort der Einladung meines Bruders, war von den politischen Ereignissen verwirrt, liess mich treiben, lauschte der inneren Stimme, die manchmal verstummte.

Da war noch ein Junge meines Alters, ein kleiner, schwarzhaariger Teufel, ein Gigolo in billiger Eleganz. Seinen Namen habe ich vergessen. Er stellte sich mir in die Quere und sagte lachend: «Mensch, wenn ich so aussehen würde wie du ...» Er kam gerade aus Nizza und wollte bald wieder dorthin zurück. Er würde mich mit einer reichen Engländerin verkuppeln, wenn ich mit ihm käme, sagte er. Die dicken Engländerinnen kamen nach Nice, um sich dort mit den kräftigen Jungen vom Lande zu amüsieren. Immerhin lernte ich bei ihm, wie man gratis mit der Eisenbahn fährt. Man musste während der Fahrt wach bleiben und beobachten, wo sich der Fahrkartenschaffner befand. Ganz einfach! Ich fuhr nach Marseille, weil ich erfahren hatte, dass Laszlo Kranz in einem Vorort wohnte. Überhaupt hatten einige Künstler unter den Emigranten ihre Stützpunkte an der Côte d'Azur errichtet. Das schien mir sehr klug zu sein. Aber in Marseille ging mir das Geld aus und verliess mich der Mut. So fuhr ich also nach Lyon und besuchte meinen Bruder. In dem winzigen Hotelzimmer hatte er sich nicht nur zum Arbeiten, auch zum Kochen eingerichtet. Und es gab gleich ein köstliches Mahl aus Nudeln und Fleisch. Otto war zwölf Jahre älter als ich und sorgte sich um mich wie ein Vater, er fand,

dass ich halb verhungert sei, er würde mich wieder hochpäppeln! Er bezahlte mir ein Zimmer im gleichen Hotel und berichtete mir von den Verwandten in Wien, die verzweifelt eine Möglichkeit suchten, ins Ausland zu flüchten. (Mutter und Schwester gelangten ein Jahr später, kurz vor Beginn des Krieges, nach Amsterdam zum Vater. Aber Holland war eine Falle, wie auch Frankreich eine Falle war!)

Jene Zeit, bis in das Jahr 1939 hinein, ist in meiner Erinnerung in ein düster-unwirkliches Licht getaucht. Die Nachrichten widersprachen einander, viele Leute waren völlig konfus, aber alles drehte sich um die Frage – wann beginnt der Krieg, und wie lange wird er dauern, zwei Wochen, drei Monate oder ein Jahr? Von heute gesehen nehmen sich die Menschen in den Städten wie Karikaturen aus, alles bewegte sich schneller, die Geschäftsleute wollten rascher Geld machen, das Geld wieder in Unternehmungen stecken und gut anlegen, für die Zeit nach dem Krieg! Die Immobilienmakler und die Heereslieferanten verdienten Milliarden. Alles rannte, hetzte sich ab, man kaufte und verkaufte, man lebte heftiger und geradezu gewalttätig. Die Statistik zeigte ein Ansteigen der Selbstmordrate und der Goldpreise. Die Luft vibrierte von Unternehmungslust und einem fieberhaften Wettkampf um Aufträge und Dividenden. Als hätten die Menschen Angst, mit einem Donnerschlag alles zu verlieren, klammerten sie sich an Besitz, an Neuerwerbungen und Vergnügungen. Die Nachtlokale waren überfüllt, die Umsätze in Warenhäusern und Bordellen blühten, die Strassen kochten über von rennenden, suchenden, debattierenden Leuten. Die Händler an den Strassenläden überboten einander in witzigen Werbesprüchen, schrieten, deklamierten, zeigten Zauberkunststücke; die Musikanten, Sänger und Schlangenmenschen strapazierten sich vor den überfüllten Terrassen der Cafés. Doch inmitten des Geheuls von Lautsprechern und Autohupen standen die Schweigsamen, die Verlierer, die Schle-

mihle und starrten ins Nichts! Die Kriminalität war exzessiv gestiegen, die Gazetten berichteten über Raubmorde, Überfälle, Feuersbrünste, Plünderungen und Gaunereien jeglicher Art. Jeden hatte das Fieber erfasst, auch mich. Aber auch eine Art innerer Lähmung. Die sonst euphorisch klingenden inneren Stimmen waren verstummt. Kann man eine kommende Katastrophe spüren? Die Unruhe trieb mich quer durch dieses schöne Land. Nur mein Bruder Otto hockte seelenruhig auf seinem Schusterschemel und klopfte Sohlen auf die zerlöcherten Treter der Compatrioten!

Auf meinen Irrfahrten nach Marseille oder Avignon, dann nach Montpellier, Toulouse und Barbotan les Thermes, wo ich zeitweise in den Weinfeldern arbeitete oder als Anstreicher, und wieder hinauf nach Nantes, Saint-Nazaire, Le Havre, Paris und Lyon, brachte ich mehrmals einige Tage bei Otto zu, der schon wieder Fett ansetzte und vom Krieg nichts wissen wollte: «Aber nein, es kommt nicht zum Krieg, Hitler ist nur ein Verrückter!» Er hatte ein heiteres Gemüt, arbeitete flink und mit sichtlichem Vergnügen, während er in seinem Zimmer immer umringt war von drei oder vier Luftmenschen und Schnorrern, die seinen Erzählungen lauschten und auf ein Stück Brot mit Margarine warteten oder auf einen Teller Nudelsuppe, denn der Schuster verdiente gut und war freigebig. Er brauchte Leute um sich herum, die zuhören konnten, er hatte den ererbten Trieb der Handwerker aus dem jüdischen Shtetl, pausenlos Anekdoten und Schwänke zu erzählen. Es gelang ihm immer, Realität zu entschärfen und ein gefälliges Märchen daraus zu machen. Anders als unser Grossvater, ich erwähnte es schon, der es umgekehrt machte – aus Märchen wurde Wirklichkeit!

Im August und September 1939, als der Krieg begann, befand ich mich in Paris. Ich hatte ein Zimmer in einem kleinen Hotel in der Rue Saint-André-des-Arts, im Quartier Latin. Und ich traf dort mehrere alte Bekannte, von denen ich noch erzählen werde. In der obersten Etage wohnte die Familie der Hotelbesitzer, darunter ein bunter Vogel, der Bruder der Patronne. Ein kleiner Mann von vielleicht vierzig Jahren, ein Maler, der sich damenhaft kleidete und wegen seines kranken Rückgrats ein ledernes Mieder unter dem Hemd trug. Er hüllte sich gern in schöne, bunte Schals, um die Konturen des Mieders zu verbergen, und wir ahnungslosen Emigranten nannten ihn die Tulpe, Monsieur la Tulipe! Er wurde aber von allen anderen Leuten einfach Monsieur Jean-Pierre genannt, wie ein kleiner Junge. Er war im ganzen Viertel bekannt und hoch geachtet, trotz seiner beinahe lächerlichen Erscheinung. Ein kindlich-liebenswürdiger und freigebiger Typ, er schenkte den alten Damen auf der Strasse Blumen oder schöne, rote Äpfel, zeigte Interesse an dem Schicksal der Menschen, denen er begegnete, und man konnte mit ihm lange Gespräche führen. Am 3. September, als der Krieg gerade begonnen hatte, stürzte er sich aus dem Fenster seines Zimmers in den Hof und war sofort tot.

Sein jungenhaftes Gesicht, seine fragenden Augen sind mir in Erinnerung geblieben. Und ich sehe noch, wie er ein Zeitungsbild von Hitler und Konsorten herumzeigte und rief: «Ces sales gueules, diese schmutzigen Fressen, sie treiben uns in den Krieg, ist das denn möglich?» Er hatte wohl die gleiche Empfindung wie ich schon als Bub: Diese offensichtlich lächerlichen Figuren, diese trivialen Gesichter der Nazibonzen, diese kalten, miesen Schnauzen – war es denn möglich, dass auch kluge und anständige Menschen auf sie hereinfliegen? Dass diese Berserker imstande waren, einen

fast religiösen Nebel zu erzeugen, der alles Denken und alle Anstandsregeln paralyisierte!

Einige Leute im Hotel dürften Monsieur la Tulipe um den Mut zu seiner Tat benedict haben, sie waren völlig verstört. Denn die panische Angst vor dem Krieg hatte in den letzten Tagen die Stadt vergiftet und in Zuckungen versetzt. Paris wirkte wie ein aufgestörter Ameisenhaufen, die Frauen rannten mit grossen Taschen herum, belagerten die Geschäfte, um irgendetwas zu hamstern, was noch nicht völlig vom Markt verschwunden war – eine Kanne Petroleum, zwei Kerzen, ein Stück Seife oder einen Kanten Speck. «Quelle pagaille», riefen sie nach jedem zweiten Satz, «was für ein Durcheinander, was für ein Unglück!» Die Behörden hatten angefangen die Kinder zu evakuieren. Die Kleinen, bereits für den Winter bekleidet und mit Deckenrollen schräg über der Schulter versehen wie Soldaten, wurden von Autobussen aufs Land gebracht; die meisten Kinder machten einen vergnügten Eindruck, das Abenteuer kitzelte sie, nur die Mütter weinten. Einige von den zurückgebliebenen Müttern bekamen Schreikrämpfe und wurden vom Roten Kreuz nach Hause gefahren. Auch Gasmasken wurden verteilt, aber wir Ausländer waren wohl die letzten, die eine Gasmaske bekommen würden. Ich erinnere mich an einige verrückte Leute, die mit der Gasmaske über den Kopf gestülpt auf der Strasse gingen. Bei unserem Hotel sah ich einen Mann mit Maske vor dem Gesicht, die Aktentasche und den Schirm unter den Arm geklemmt – und sonst eigentlich völlig normal, wie einer, der ins Büro ging. Ob er sich über die Welt lustig machte oder vor Angst übergeschnappt war? Die Angst hatte sich wie ein eisiger Nebelschleier über die Stadt gelegt und erreichte in den folgenden Tagen einen Grad solch blinden Entsetzens, wie wir es später während des Krieges nie wieder gesehen haben. Ein Krieg mit den Deut-

sehen würde Blitzkrieg bedeuten, sagten die Leute, ein Gaskrieg, das Inferno, die Barbarei, davon waren viele überzeugt. Wir wussten damals noch nicht, dass die Erzeugung von Angst zur Strategie Hitlers gehörte, auf seinem Vormarsch zur Weltherrschaft.

Bereits in den letzten Augusttagen wurden die Keller geräumt, Fuhrwerker transportierten die ausrangierten Hotelmöbel vom Boden des Hauses und aus dem Keller ab. Und dann heulten eines Tages die Sirenen. Es sollte nur ein Probealarm sein, wie man uns beschwichtigend sagte, aber wer konnte das wissen, vielleicht war es ernst! Und nie werde ich vergessen, wie dieses geisterhafte, über der ganzen Stadt lastende Aufheulen der Sirenen uns in die Knochen fuhr. Wir alle zitterten und hatten kalten Schweiß auf der Stirn. Einige Leute, die in den Betten lagen, sprangen heraus, kleideten sich nur notdürftig an und rannten völlig kopflos hinunter. Wann das war, als diese Teufelei mit den Sirenen begann, drei oder sechs Tage vor dem wirklichen Beginn des Krieges, kann ich nicht mehr sagen.

Eines Morgens lief das Zimmermädchen durch das Haus und bat die Hotelgäste, sich um elf Uhr im Keller zu versammeln, es würden einige Verhaltensmassregeln verlesen. Dann kamen vielleicht vierzig Frauen, Männer und auch einige Kinder die Kellertreppe herunter. Unverkennbar umgab sie eine Aura des Entsetzens. Ich hockte bereits unten, um alles zu sehen, um zu beobachten, wie sich die Leute verhielten. Tapsigen Schrittes und zögernd kamen sie in den zwielichtigen und kahlen Kellerraum, der nicht dazu geeignet war, die Stimmung zu verbessern. Nackte, verstaubte Ziegelwände und Spinnweben in den Ecken. Madame Rigaud, die Patronne des Hotels, verlas mit eisiger Stimme eine Verordnung, wonach sämtliche Keller zu Luftschutzräumen einzurichten waren. Bei Alarm hätten sich ausnahmslos alle Hausbewohner hinunterzugeben, sofern sie nicht in einem der öffentlichen Schutzräume der Métro Zuflucht fanden. Es sollte für

Brandschutzgeräte, Wasser und für Erste Hilfe gesorgt werden! Nach der Verlesung durften wir wieder in unsere Zimmer gehen. Ich beobachtete, wie die Leute zitterten, Atemnot hatten und nur mit Mühe die Treppe hinaufsteigen konnten, die Schwäche sass ihnen in den Knien!

Und dann die heftigen Debatten im Foyer des Hotels oder auf der Treppe vor den Zimmertüren. Noch war der Krieg nicht erklärt, gab es denn keine Hoffnung auf eine Lösung des Konflikts? Aber Frankreich sei doch schliesslich durch die Maginot-Linie geschützt, faselten einige Beschwichtiger. Es besitze starke Verbündete und eine grosse Armee, Hunderttausende gut ausgebildeter Soldaten, sowie eine entschlossene Mannschaft von Politikern und Militärs zu unserem Schutz! Oder etwa nicht? Merde, sagten die anderen, die Politiker seien Dreckskerle, und die französische Armee? Ein Haufen Waschlappen in schlampiger Uniform, seht euch dagegen mal die Deutschen an!

Wenn die Deutschen in Paris einmarschierten, ginge es allen Juden an den Kragen, hiess es. Aber nein, erklärte ein Idiot, Hitler sei nur gegen die reichen Juden, gegen die armen Juden würden die Nazis nichts unternehmen. Es handle sich um eine Bewegung gegen das jüdische Finanzkapital in der Welt und gegen den Bolschewismus! – Ich lief den ganzen Tag durch die Stadt und sah überall Männer beisammenstehen und debattieren: «In München haben sie nicht nur die Tschechen verkauft», hiess es, «sie haben auch Frankreich verhökert und ganz Europa dazu! Hitler braucht nur die Hand auszustrecken, sie werden ihm alles geben, denn er frisst zum Frühstück jeden Tag zehn Kommunisten! Und die Maginot-Linie? Merde, die Deutschen sind nicht aufzuhalten. Wenn es Krieg gibt, stehen sie in drei Tagen vor Paris!» Aber auch über die Juden hörte man Geschimpfe. Die Juden sind schuld an dem Krieg! Und die Bolschewiken stehen vor der Tür!

Wo immer ich hinhörte, bei den Arbeitern in der Banlieue, in den eleganten Vierteln rings um die Oper oder bei den Studenten auf dem Boul' Mich, ich vernahm meist nur schwärzesten Defaitismus und Wut: Dieser Staat sei krank, Frankreich vom Krebsgeschwür der Korruption geschwächt. Da sei nichts, was ein kriegerisches Volk wie die Deutschen, mit einem Wahnsinnigen an der Spitze, aufhalten könnte. «Eine Kriegsmaschine, die sie ja nicht erst heute aufgestellt haben. Warum haben wir denn die ganze Zeit geschlafen? Uns geschieht ganz recht!» Léon Blum sei ein Lügner, Daladier ein Lump, Laval ein Idiot, Chamberlain ein Verräter und Mussolini ein Bandit! Man konnte aber da und dort auch Bewunderung für die Deutschen vernehmen, die sich in der allgemeinen Zersetzung Europas einen starken Mann mit eisernem Besen erkoren hatten: «Hitler wird es schon machen, aber wir sind im Arsch!»

In den Augen der Welt galt Frankreich bisher als das Land der Menschenrechte und einer demokratischen Tradition, auch als das klassische Land der politischen Emigration. Das allerdings hatte sich in diesen Tagen geändert. Noch vor Beginn des Krieges wurden führende KP-Funktionäre unter den Emigranten verhaftet und eine unmissverständliche Hetze gegen die Antifaschisten eingeleitet. Dann wurden sie in Lagern interniert, die den Menschenrechten in auffälliger Weise widersprachen. Schon begannen führende Kreise Frankreichs mit der Aufweichung der inneren Front und bereiteten die Kapitulation vor.

Auch über jenen Knalleffekt ein paar Tage vorher muss ich noch berichten: Als nämlich einer von den alten Herren, die ständig vor dem Radio hockten und London oder gar Berlin hörten, als dieser die Treppe heraufkam, kalkweiss im Gesicht, und schlotternd etwas erzählte, was keiner glauben wollte – die Russen hätten mit den Deutschen einen Nichtangriffspakt geschlossen! Das

war am 23. August 1939» ein unvergessliches Datum! «Unmöglich. Du spinnst! Du hast es wirklich gehört? Oder hat jemand einen schlechten Witz gemacht? Niemals würden die Russen ...» Die Russen waren die einzigen wirklichen Gegner der Nazis! Wir sympathisierten alle mit den Russen, denn wer sonst sollte den Vormarsch der Faschisten aufhalten? Es gab fast nirgends einen effizienten Widerstand gegen diese Clique von Verbrechern, der es gelungen war, die Massen der deutschen Kleinbürger zu gewinnen, und nicht nur die Kleinbürger! Aber auch die westlichen Regierungen – da Hitler umgekehrt der wütendste Feind der Kommunisten war – zeigten sich diesem Demagogen gegenüber nachgiebig und insgeheim verständnisvoll, wichen vor den Forderungen Hitlers ständig zurück. Und jetzt sollten die Erzfeinde – die Russen und die Deutschen – einen Pakt geschlossen haben? Unmöglich! Auf der Treppe und vor dem Hotel standen die Männer beisammen und diskutierten. Keiner schrie, alle waren merkwürdig gedämpft. Einige von den Kommunisten unter uns waren perplex und wie vor den Kopf gestossen. Andere, die immer sofort alles billigten, was die Sowjets verlauten liessen, sahen in diesem Pakt mit dem Teufel eine gewisse Logik. Es war nur vernünftig, denn die Russen hätten sich lange genug vergeblich um Verständigung mit den Engländern und den Franzosen bemüht. Das sei nun die Rechnung dafür! Und ausserdem – war es nicht ein Beweis für die Friedensliebe der Kommunisten? Die Russen wollten keinen Krieg, waren zu Kompromissen bereit, um den Massenmord zu verhindern! (Dass sich die Russen mit den Deutschen insgeheim über die Teilung Polens und die Besetzung der baltischen Staaten einigten, erfuhren wir erst später! Auch von einem ganz anderen Argument, dass nämlich Stalin mit dem Pakt angeblich Zeit gewinnen wollte, um für den Krieg zu rüsten, hörten wir erst nach Jahren!) Die meisten von uns waren tief erschüttert und verwirrt, alle Spekulationen

prallten von unserem inneren Glauben ab, der Eindeutigkeit und Klarheit forderte.

Und dann der 1. September. Wieder kam einer von den alten Herren herauf, klopfte an die Türen und sagte tonlos: «Die Deutschen sind in Polen einmarschiert. Voilà, das ist der Krieg!»

Und bald darauf heulten die Sirenen, und wir standen im Keller, bleich, mit zitternden Knien und einer noch unbekanntem Übelkeit im Bauch. Einige klapperten hörbar mit den Zähnen. Was erwarteten die Menschen, erwarteten sie bereits die ersten deutschen Flieger über Paris? Erwarteten sie den Blitzkrieg? Aber Frankreich hatte noch gar nicht den Krieg erklärt! Was, wenn jetzt Bomben fielen und das Giftgas durch die Strassenschluchten schwelte und durch die Ritzen in die Kellerräume sickerte ... Alle schwiegen und lauschten wie gelähmt hinaus. Der Keller war völlig ungeeignet, er bot nicht den geringsten Schutz. Jemand berichtete, er hätte gelesen, es gäbe nur eine Chance, zu überleben, nämlich ins Taschentuch zu urinieren und damit das Gesicht zu verhüllen. Bald darauf sahen wir zwei oder drei Männer in den Ecken wankend stehen, das Gesicht mit einem nassen Tuch bedeckt. Das war die letzte der Erniedrigungen in der Angst, aber noch waren wir lebendige Menschen, hatten Empfindungen, fühlten Entsetzen und Schmerz; später sollte uns auch das genommen werden. Und an eben dem Tag, als sich der Bruder der Patronne aus dem Fenster stürzte, spürten wir alle, mit ihm war auch in uns etwas gestorben.

Du erinnerst dich nicht? O ja, du erinnerst dich an das Bild. Du erinnerst dich an das Bild vom Mai 1945, kurz nach der Befreiung, als oben auf dem Ettersberg bei Weimar, hinter dem Lager Buchenwald, zwei riesige Bagger aufkreuzten. Wir haben zugesehen. Wir waren verblüfft, weil wir solche riesigen Bagger noch nie ge-

sehen hatten. Es waren amerikanische «Bulldozer», ein Wort, das wir noch nie gehört hatten. Und auf jeder Maschine sass ein amerikanischer Soldat. Wir haben zugesehen, wie sie eine tiefe und langgestreckte Grube aushoben, indem sie hin und her fuhren und mit ihren Baggerschaufeln die Erde aufrissen und sich immer tiefer wühlten, hin und her, vor einem Berg von Toten. Nackte Männerleichen. Einige tausend Leichen. Schwer zu sagen, wieviel es waren, vielleicht fünftausend oder noch mehr. Und nun kamen die Bagger von hinten und schoben den Leichenberg in die tiefe Grube. Die Körper bewegten sich. Während sie hineingeschoben wurden, schlenkerten die steifen Arme und Beine hin und her. Es war ein gespenstischer Anblick, wie die Toten in der Grube verschwanden. Und dann schoben die Bagger die lose Erde darüber. Wir standen stundenlang da und schauten zu. Irgendwo standen amerikanische Soldaten und Offiziere und schauten ebenfalls zu, wie gelähmt. Keiner von uns zeigte ein Gefühl. Es war ein völlig unwirkliches Schauspiel, und wir hatten in diesen Jahren zu viele Tote gesehen! Jeden Morgen wurden die Häftlinge, die nachts gestorben waren, aus der Baracke geschleift und draussen auf einen Haufen geworfen. Bis die Häftlinge vom Leichenkommando kamen und sie auf ihre Karre luden. Aber oft lagen sie tagelang herum, weil das Leichenkommando mit der Arbeit nicht nachkam. Und sie starben auch während der Arbeit oder auf dem Marsch zurück ins Lager. Und auf dem Appellplatz starben sie, während wir abgezählt wurden. Und nun erinnerst du dich an das Bild ...

Paris, September 1939, Internierung im Stade de Colombes, dem riesigen Fussballstadion im Westen von Paris. Alle Männer («Resortissants Allemands» – Deutsche Staatsangehörige, so stand es auf den amtlichen Plakaten – die Österreicher, Saarländer und Tschechen waren ebenso gemeint!) im Alter von siebzehn bis fünfundfünfzig Jahren sollten sich am 7. September im Stadion melden und eine Decke sowie Verpflegung für zwei Tage mitbringen. Das Gerücht ging schon seit Tagen, dass sie uns einlochen würden, und wir Emigranten waren zwar nicht überrascht, doch verbittert: Uns sperrten sie ein? Die Optimisten unter uns winkten ab – eine Formsache, eine Prozedur von vielleicht drei Tagen! Andere meinten, das sei ja Quatsch, es könne sich nur um einen Irrtum handeln, denn uns, die jüdischen Verfolgten und die politischen Emigranten und Antifaschisten könne man doch nicht zusammen mit den anderen Deutschen internieren, wir waren doch keine feindlichen Ausländer! In Paris hielten sich noch immer einige tausend Deutsche auf, vor allem Künstler, Journalisten, Techniker, Geschäftsleute und Touristen. Für mich kam die Nachricht nicht ungelegen, die Situation in der Grossstadt schien mir unerträglich, die Ungewissheit, das Abwarten, die allgemeine Verwirrung – irgendetwas musste geschehen! Ich packte ein paar Sachen in eine Tasche, zahlte die Hotelrechnung und fuhr nach Colombes. In der Menschenmenge am Bahnhof St. Lazare verlor ich einige meiner Freunde und Bekannten aus den Augen. Viele hatten versucht unterzutauchen, gerieten aber in andere Lager. Wie wir heute wissen, gab es an die hundert Internierungslager in Frankreich!

Die verschiedenen Eingänge des Stadions, von Soldaten bewacht, waren mit grossen Buchstaben gekennzeichnet, und wir mussten uns dementsprechend anstellen und stundenlang warten, bis wir

registriert und eingelassen wurden. Auch hier eine grosse Menschenmenge. Herzerreissende Abschiedsszenen – manche Männer wurden von ihren Frauen bis zum Lagertor begleitet. Heftige Diskussionen über unsere ungewisse Lage und die zu erwartende Dauer des Krieges. Geschrei und hysterische Anfälle schon am Beginn. Der Krieg würde nur eine Woche dauern, nein, drei Monate, nein, zwei Jahre! Und dann unsere Verblüffung – nichts war vorbereitet für Zehntausende Gefangene, nichts funktionierte – die französischen Behörden waren offenbar unfähig, ein Gefangenlager zu organisieren. Wir wurden einfach in den Pferch getrieben wie Vieh. Zum Übernachten standen uns nur die ansteigenden Tribünen und die Sesselreihen zur Verfügung. Ich hatte keine Decke und keinen Mantel, und so begann das Lagerleben, wie für viele andere, mit Kälte, Hunger und Durst. Viele Männer kamen aus relativ normalen Verhältnissen und wurden schon vor Aufregung krank. Die Toiletten des Stadions und die wenigen Wascheinrichtungen waren in kurzer Zeit völlig verdreckt. Der nackte Betonboden, auf dem nun viele Fieberkranke lagen, war bald besudelt, es herrschte ein unglaubliches Durcheinander und manchmal Geschrei. Auf der einen Seite des Stadions lagen die Deutschen – auf der anderen Seite «les autres chiens», die anderen Hunde, wie wir von den Wachposten sagen hörten: les Autrichiens, die Österreicher! Erst einige Tage später gab es Stroh und als Verpflegung eine Konserve für vier Mann pro Tag. Grosse, runde Dosen mit Leberpastete, und sonst nichts! Ein General und ein Heereslieferant hatten ein Millionengeschäft gemacht, wie sich die Gefangenen erzählten. Das französische Militär sei völlig korrupt, wie übrigens jedes Militär; im Krieg werden die Generale reich! Im Lager gab es zehn Tage lang nur diese Dosen, was eine mittlere Katastrophe bewirkte. Viele Gefangene bekamen Diarrhoe, und die Tribünen, die Gänge und Treppen waren vollgeschissen.

Aber das Lager hatte auch eine gute Seite – es wurde zu einem Zentrum ständiger Kommunikation. Du warst auf eine brutale Weise herausgerissen aus deiner Welt und zurückgeworfen auf deine letzte Bastion, inmitten einer Masse von Menschen. Auch auf eine Gemeinsamkeit, die lähmte und tröstete zugleich. Alle hatten das gleiche Schicksal! Und man traf alte Bekannte aus der Heimat, die man jahrelang nicht gesehen hatte. Nun hatte man Zeit, mit ihnen zu reden. Und du lernst neue Leute kennen, die dich manchmal in Schrecken, manchmal in Bewunderung versetzten – freudiges gegenseitiges Entdecken! Man sah nun die Männer ganz anders. Einige achteten auf ihre Würde. Aber manche von den anfangs gepflegten und eleganten Herren waren die ersten, die jede Haltung verloren. Man musste schon Entbehrungen gewöhnt sein, um das Lagerleben zu ertragen.

Unten auf dem Spielfeld des Stadions hatte sich eine Art Promenade gebildet, ähnlich wie im Zentrum der kleineren Städte Frankreichs. Die Leute flanierten hin und her, redeten, erzählten, tauschten Erinnerungen aus. Da und dort bildeten sich Gruppen, wo heftig diskutiert wurde. Oft standen sie um einen wild gestikulierenden Redner herum – ein Prophet, ein Weiser, ein Narr! Unter den Juden bildeten sich rasch wieder die uralten Strukturen der Talmudisten heraus, Deuter und Kommentatoren von Weltereignissen, Fanatiker des Streitgesprächs. Und es gab auch die Einzelgänger, die nichts anderes machten als schauen. Und dann glaubte ich oben auf der Tribüne ein bekanntes Gesicht, meinen Cousin Kurt Goldenberg aus Wien, zu sehen. Ich rannte hinauf – aber es war ein Fremder! Die Tribünen waren immer dicht besetzt, von abwartenden, grübelnden, leidenden Zuschauern dieses bizarren Schauspiels. Und als ich mich eine Stunde später unten auf eine Bank setzte, sass jener Fremde neben mir. Zufall oder Bestimmung? Wir kamen ins Gespräch und wurden Freunde. Eine

Freundschaft, die bis zu seinem Tod, mehr als vierzig Jahre später, währte. Er hiess Ernst Rosenberger.

Wir richteten uns gemeinsam im Lager ein, so gut wir konnten, und teilten alles. Aber die erste Phase unserer Bekanntschaft endete im Mai 1940, als die Gefangenen gedrängt wurden, sich freiwillig in der französischen Fremdenlegion zu engagieren. Rosenberger meldete sich als einer der ersten, nur ich sollte es nicht tun, wie er mir dringend riet. Junge Kerle wie mich würden sie im Krieg als Kanonenfutter verheizen! Rosenberger war neununddreissig Jahre alt, ein kleiner, schmaler, unauffälliger Mann mit einem markanten Kopf. Ein zurückhaltender Typ, der seine Sensibilität hinter Ironie und Sarkasmus versteckte. Er redete leise, aber oft leidenschaftlich und eindringlich und erhob selbst im Zorn nie die Stimme. Und seine Wut brannte lichterloh: Die französische Regierung, ebenso wie England, warf sich Hitlerdeutschland an den Hals, richtete ihren ganzen Hass gegen die Linken im eigenen Land. Wollten sie die Faschisten beschwichtigen? Die deutschen Truppen möglichst an die russische Grenze lenken? Sie würden sich liebend gern Europa mit den Nazis teilen, meinte Rosenberger, bevor sie sich mit den Russen verbünden! Hitler war ihnen nicht sympathisch, aber er war als Verbündeter gegen die Sowjets akzeptabel! Eine Meinung, die man auch bei den Diskussionen im Lager hören konnte. Zwei Sätze, die stereotyp genannt wurden: «La drôle de guerre», der komische Krieg, und «Fünfte Kolonne»! Der Krieg war erklärt, aber es gab keinen Krieg. An der Maginot-Linie spielten die französischen Soldaten Fussball. Erst im Mai marschierten die Deutschen in Nordfrankreich ein.

Die «Fünfte Kolonne», eine geheime Armee, sitze bereits in den Reihen der führenden Kreise Frankreichs und Englands, erzählten sich die Gefangenen. (Bruno Frei, der nach dem Krieg einer meiner Lehrmeister wurde, ein Publizist von Rang, schrieb 1950 in

seinem Buch «Die Männer von Vernet»: «Die Fünfte Kolonne sass in der Regierung, im Generalstab, in den Wirtschaftsverbänden, in den Bankpalästen. Sie hatte die Macht im Staat. Sie entfachte gegen die selbstlosesten Verteidiger Frankreichs eine ruchlose Verfolgung. Die Fünfte Kolonne liess die Patrioten einsperren – als ‚Fünfte Kolonne‘!») Denn in den Gefängnissen sass zu jener Zeit auch Tausende französische Kommunisten! Auf welcher Seite die Engländer und die Franzosen wirklich stünden, nämlich auf Seiten der Faschisten, habe man schon im Spanienkrieg gesehen! Sie verweigerten den Republikanern Waffen und sähen untätig zu, wenn die Faschisten spanische Städte bombardierten! Und Rosenberger kam zu dem Schluss: Der zweite Weltkrieg wäre zu verhindern gewesen, hätten England, Frankreich und Amerika den Erzfaschisten Franco rechtzeitig in die Schranken gewiesen. Der Spanienkrieg war die Generalprobe – Hitler und Mussolini wussten nun, worauf sie sich verlassen konnten: auf ihre «fünfte Kolonne» und die Schwäche der Alliierten!

Alles an Rosenberger war Selbstbeherrschung und Bescheidenheit, was ihn zu einem angenehmen und zunehmend faszinierenden Gesprächspartner machte. Er besass Charme und eine umfassende literarische Bildung. Es war völlig natürlich, wenn er stundenlang über Baudelaire und Rimbaud redete, über Stendhal und Proust, auch über Kafka, Musil und Karl Kraus, der sein Idol und Meister war. Er redete über Hegel und Marx, über Kant und Freud, und ich musste mir eingestehen, dass ich vieles, worüber er nachdachte, nicht gelesen hatte!

Nach einigen Wochen im Fussballstadion von Colombes wurden wir Internierten in Züge verladen und in die Bretagne gebracht. Die Gefangenen von Colombes wurden auf mehrere Lager verteilt! Der Ort, an den ich kam, hiess Meslay du Maine, wo

wir wiederum wie Vieh auf eine grosse Weide getrieben wurden. Diesmal war es wirklich eine Kuhweide, hinter den Mauern eines riesigen Schlossparks. Es war Spätherbst, und wir mussten auf dem nackten Boden schlafen. In wenigen Tagen hatte sich die Erde unter den scharrenden Füßen von vielleicht zweitausend Häftlingen zu Schlamm verwandelt, der scharf nach Urin stank, ein penetranter Zoogeruch erfüllte das Lager. Erst nach Wochen, es muss kurz vor Weihnachten gewesen sein, brachten die Franzosen zwei Zirkuszelte ins Lager, die wir selbst aufstellen mussten. Dann gab es auch Stroh und geregelte Verpflegung, aber so wenig, dass wir verhungert wären, hätten nicht viele Gefangene Pakete erhalten. Ich habe in den folgenden Kriegsjahren an die zwanzig verschiedene französische und deutsche Lager gesehen und kann mich an die Einzelheiten in Meslay kaum mehr erinnern. Vor allem auf die Frage, wie wir es ertrugen, wochenlang auf nacktem Wiesenboden in einem feuchten Klima zu übernachten, habe ich heute keine Antwort mehr! Es ist ausgelöscht in meinem Hirn, denn später, in den deutschen Konzentrationslagern, kamen die wirklichen Schrecken ... Jedenfalls erinnere ich mich an die Leiden Rosenbergers und vieler älterer Männer und an die eiskalten Morgen, wo wir hin und her rannten, um in uns ein wenig Wärme zu erzeugen!

Rosenberger klagte nie, er beobachtete die anderen und sich selbst, betrachtete das Lagerleben als eine Art Universität: «Du kannst hier alles lernen», sagte er, «was du über die Menschen wissen musst!»

Wer draussen eine Frau hatte oder gute Freunde, konnte Pakete bekommen, die am Lagertor abgeholt werden mussten. Die Pakete wurden streng kontrolliert, wobei genügend Lebensmittel, Zigaretten und andere Dinge beschlagnahmt wurden, um auch die Wachmannschaften bei guter Laune zu halten! Rosenberger bekam einmal wöchentlich ein kleines Paket von seiner Frau, das er

mit mir teilte. Inzwischen hatte auch jeder eine Decke und einen Mantel organisiert. Es gab viele berühmte Leute unter den Internierten, Schauspieler, Maler, Schriftsteller, auch einige Millionäre, die so viele Pakete geschickt bekamen, dass sich sofort ein Kreis von Schmeichlern um sie bildete. Einige arme Kerle gingen herum und boten den Wohlhabenden ihre Dienste an, als Schuhputzer oder Wäscher. Bald hatte jeder, der es sich leisten konnte, seinen Kalfaktor. Manche hatten sogar zwei Lakaien, die ihnen Handreichungen machten, die Schlafstelle sauberhielten und Wasser an der Pumpe holten. Ein kleiner, missgestalteter Österreicher namens Jockl, der mit unerforschlichen Energien geladen schien, rannte den ganzen Tag herum und sammelte die schmutzige Wäsche der Reichen, um sie im Schlossteich zu waschen. Später stellte er Helfer ein und eröffnete eine Wäscherei und Badeanstalt. Man duschte in dem grünen Wasser des Teichs, das dann im Frühling von Kaulquappen wimmelte. Die Friseure, die Schneider und Schuster machten ihre Werkstätten auf, und bald hatte das Lager seine eigene soziale Struktur wie eine kleine Stadt.

12

Auf unseren täglichen Spaziergängen an den Mauern und Stacheldrähten entlang hatten wir das Vergnügen, die verschiedenen Auswüchse des Lagerlebens, die Gruppen und Grüppchen, aber auch Sonderlinge zu beobachten. Das Lager brachte die merkwürdigsten menschlichen Verzerrungen hervor. Es gab wieder die Kartenspieler, die in irgendeinem Verschlag hockten, tagelang und Nächte hindurch spielten und die Welt verleugneten. Es gab Wissenschaftler und Professoren, die Vorlesungen hielten, von einem Ende des Lagers zum andern gehend. Du konntest Kurse in Fran-

zösisch, Englisch, Spanisch oder Russisch absolvieren, in Astro-
nomie, Psychologie oder Marxismus. Es gab Maler, die Zeichen-
unterricht gaben, und Philosophen, die Erkenntnistheorie vermit-
telten. Es gab die Küchenbullen, eine korrupte Bande, und es gab
die Holzhacker, die Heizer und Kartoffelschäler, unter die ich
mich manchmal mischte, alles für rohe Kartoffeln, Mohrrüben
und zusätzliche Suppe, von uns «Stacheldraht» genannt. In der
dünnen Suppe schwammen Pferderüben, Kartoffelstücke, ver-
schiedene stachelige Kräuter und nur selten ein winziges Stückchen
Speck. Und es gab die Gruppen der Politiker, auch der Kabaret-
tisten, und es gab einige Verrückte, echte oder auch solche, die auf
Entlassung aus dem Lager spekulierten und wie Indianer bemalt
und mit seltsamen Umhängen und Hüten geschmückt durchs La-
ger rasten. Das dumpfe, immerwährende Geräusch der Männer,
das wilde, irre Gelächter da und dort, auch das hysterische
Schreien, das manchmal irgendwo ausbrach, Anfälle von Wut und
Verzweiflung. In einem etwas isolierten Winkel nahe dem Teich
standen jeden Tag vielleicht zwanzig junge Männer, angeführt von
einem Alten mit dem Kopf eines indischen Zauberers, und voll-
führten seltsame gedehnte und wellenartige Bewegungen mit den
Armen, dem Kopf, dem Rumpf, ähnlich balinesischen Tänzern.
Rosenberger lachte: «Du wirst unter hundert Menschen immer ein
Dutzend Esoteriker finden, die das Heil in einem Kult der Ver-
senkung suchen. Sie haben eine Ideologie geschluckt und sich ein-
nen Führer erkoren, der ihnen hilft, ihre innere Leere und die Re-
alität zu verdrängen!» Einmal erzählte er mir, er habe in Berlin ein-
nen Inder gekannt, der eine Lehre der Transzendenz verkündete:
«Gründe ein Lächeln in deinem Gesicht, verschränke die Arme
und lass sie ganz ruhig werden. Dann löse die Verspannung in dei-
nem Gesicht, im Nacken, im Bauch. Das Lächeln und die Ruhe
werden sich über dich ausbreiten, und du wirst plötzlich hinein-

schauen in dich selbst!» Rosenberger sagte grinsend: «So verkehrt ist das gar nicht!» Aber die völlige Hingabe an eine Heilsbotschaft, die von aussen kommt, verkleistert das Hirn. Das Heil käme nur von innen!

Was also musste man von den Menschen wissen? «Du musst nur sehen, wie sich in einer neu entstandenen Ansammlung vieler Menschen sehr bald die immer gleichen Strukturen sozialer Ungleichheit und ihrer Konflikte bilden. Es geht stets um die Interessen einiger weniger, die vielen auszubeuten und zu kontrollieren. Sie haben die Zauberformel der Menschenbeherrschung entdeckt und nützen sie rücksichtslos aus. Und es geht immer um die Privilegien einer Elite, der Günstlinge der Macht, ohne die sich Macht nicht entfalten kann. Um eine Ideologie, welche die Unwissenden von der Notwendigkeit der Macht überzeugen – und ihnen Angst einpflanzen soll! Angst vor Fremden, vor Andersgearteten, vor den benachbarten Feinden! Es sei wie ein chemischer Prozess, eine Art Kristallisation. Interessengruppen, die zur Vorherrschaft drängen und andere Gruppen bekämpfen. Die Macht erzeugt immer Angst und Hass und präpariert die Untertanen zum Krieg!» – Rosenberger zeigte mir den Millionär Kröber, ein Finanzgenie, der angeblich mehrere Unternehmen in Frankreich besass. Er hatte gewiss die Möglichkeit, aus dem Lager entlassen zu werden. Aber er blieb hier. Warum? Niemand wusste eine Antwort. Viele Emigranten waren bereits freigelassen worden, weil sie mit französischen Frauen verheiratet waren oder an einer Krankheit litten. Kröber blieb freiwillig im Lager, er musste wohl seine Gründe haben, die uns ein Rätsel blieben. Er herrschte wie ein kleiner König, hatte mehrere Lakaien und eine Art Hofstaat um sich versammelt. Eine Meute von Schmeichlern und Speichelleckern, die sogar ihre Schlafplätze um die Matratze von Kröber herum errichtet hatten. Rosenberger lachte grimmig, wenn sich

Kröber, umgeben von seinem Clan, auf der Lagerpromenade zeigte und dabei Schokoladenbonbons an die Günstlinge verteilte.

«Einmal im Leben muss der Mensch in den Knast», sagte Rosenberger, «um bestimmte Phänomene zu sehen, die du auf keine andere Weise erfährst!» Jedes Gefängnis und jedes Lager sei ein genaues Abbild der Gesellschaft draussen, eine Karikatur, an der man die scheinheiligen Wesenszüge der Oberschicht ablesen könne wie in einem Bilderbuch! (Wie recht er hatte, konnte ich auch später in den deutschen Konzentrationslagern sehen!) Die oberen Zehntausend waren immer eine Bande von Geschäftemachern, hinter der erhabenen Maske einer staaterhaltenden Schicht. Denn sie würden jeden Trick, jede Intrige und jedes Verbrechen begehen – mit Hilfe ihrer Elite –, um die Vorherrschaft zu erhalten! Rosenberger war marxistisch gebildet, aber kein Kommunist. Auch in der Sowjetunion gab es den Missbrauch der Macht, gab es Privilegien und den Hochmut einer Elite, und er betrachtete jede Ideologie der Erlösung mit grösster Skepsis!

Der dramaturgische Kniff dieses Schauspiels, das wir unermüdetlich und fasziniert betrachteten, war die Verwandlung, der jeder von uns unterworfen war. Viele, denen es draussen recht gut gegangen war, glitten ab ins Lumpenproletariat oder noch tiefer. Andere wieder fanden in der aufgezwungenen Askese zu einer seltsamen inneren Klarheit, Ruhe und Würde. (Ein Problem, das nicht mehr aufhören sollte mich zu beschäftigen!) Auch die Schlechtigkeit hatte ihre Protagonisten, wenn auch viele von uns vielleicht potentielle Bösewichte sind, einigen fiel es erstaunlich leicht, jede Hemmung abzuwerfen. Die Gauner wurden jeden Tag frecher, schlauer und tüchtiger. Und es gab, neben vielen anderen Ähnlichkeiten mit der Aussenwelt, auch die Prostitution! Auf einmal konnte man einige Strichjungen promenieren sehen. «Die sind ja

ohne Genierer!» rief Rosenberger belustigt. Er wechselte manchmal vom Berliner Jargon zum Wienerischen. Diese Bürschlein flanierten geschminkt, gepudert und in bunten Fetzen, herausfordernd lächelnd, durch die Reihen der Internierten. Und später, als im Lager endlich Baracken aufgestellt wurden, richteten sich die Schwulen gemeinsam in einer Baracke ein, zu der jeder andere Zutritt hatte, wie in einem Puff. Niemand rümpfte die Nase, viele Männer waren einfach «umgefallen», wie es Rosenberger nannte, hatten ihre geheime homosexuelle Neigung entdeckt!

Ich erinnere mich an eine Begebenheit, Anfang Mai jenes Jahres, als wir einmal mit dem Camion das Lager verliessen, vielleicht zehn junge Männer, um Holz aufzuladen. Wir fuhren mitten in einen grossen Wald hinein. Als wir abgestiegen waren – die Wachposten hielten sich abseits, um eine Zigarette zu rauchen –, verharren wir minutenlang völlig still und beklommen, atmeten tief die reine Luft. Dann plötzlich packte es uns wie ein Anfall von Wahn, und wir wälzten uns auf dem Waldboden, wühlten in wilder Zärtlichkeit unsere Gesichter in die Erde, rieben uns wund an den stacheligen, duftenden Kräutern und Farnen. Denn im Lager gab es seit Langem keinen Grashalm mehr, alles stank, war niedergetrampelt von tausend Füßen und verbrannt von Urin. Und noch eine Erinnerung: Es gab Stellen, wo man durch Löcher in der Mauer oder über den Stacheldraht hinweg die Strasse sehen konnte, die am Schlosspark vorbeiführte. Manchmal sah man Bauernwagen fahren, die mit Stroh oder Rüben beladen waren. Manchmal gingen Kinder vorbei, Mädchen, Frauen ... Eine Frau zu sehen war ein Donnerschlag, liess uns erzittern, und die Wahrnehmung vermischte sich mit dem Traum von einem blühenden Frauenkörper und liess uns schneller atmen.

Am 10. Mai 1940 endete die Zeit des «drôle de guerre», an diesem Tag begann die Offensive der Hitler-Truppen gegen Luxemburg, die Niederlande, Belgien und Frankreich. Das war nun der

lange befürchtete Blitzkrieg, am 14. Mai drangen die deutschen Panzer in Nordfrankreich ein und bereiteten den bei Dünkirchen konzentrierten französischen und britischen Truppen eine vernichtende Niederlage. Einen Monat später, am 14. Juni, marschierten die Deutschen in Paris ein. Dann folgte die Kapitulation der Franzosen. Die Internierungslager im Norden Frankreichs wurden aufgelöst. Schon einige Wochen vorher hatten die französischen Militärs versucht, uns in die Fremdenlegion zu pressen. Das würde uns aus der Gefangenschaft befreien, hiess es, wir würden regelrechte französische Soldaten werden! Viele junge Männer meldeten sich ohne Zögern; aber die Männer mittleren Alters schwankten oft, fühlten sich betrogen, manche bekamen Fieber vor Angst, das Lager hatte sie geschwächt. Rosenberger meldete sich und zog in den ersten Maitagen mit den Rekruten ab. Ich blieb mit einigen hundert Häftlingen zurück. Erst zwei Jahre später sollte ich ihn wiederssehen, in Montpellier, wo ich wieder in einem Lager arbeitete und er mit seiner Frau als Demobilisierter frei in der Stadt lebte. Er war ein glänzender Schütze, hatte sich in der Legion Vorteile verschafft, aber er war ein ebenso guter Simulant, hatte epileptische Anfälle produziert und erreicht, aus der Legion entlassen zu werden!

Die im Lager verbliebenen Häftlinge wurden in Prestataire-Lager verschickt, eine quasimilitärische Formation. Solche Arbeitslager gab es dann überall im unbesetzten Frankreich. Und Anfang Juni, kurz vor dem Einmarsch der Deutschen in Paris, erhielt ich also den sogenannten Marschbefehl, um mich in einem Sammelager bei Angoulême zu melden. Es war ein militärischer Marschbefehl, ein Dokument, auf vier Tage ausgestellt. Das bedeutete drei Tage Zwischenaufenthalt in Paris! Hallelujah!

Immer wenn ich später an diese drei Tage dachte, erschienen sie mir wie ein Traum. Danach sollte ich Paris erst sechs Jahre später wiedersehen. Diese Stadt ist eine Droge, wenn du sie lange entbehrt hast, werden dich schon die Ortsnamen, bei der Einfahrt durch die westliche Banlieue, in eine schöpferische Erregung versetzen: Courbevoie, Colombes, Asnières, Levallois-Pérret! Und dann der Bahnhof Saint-Lazare, Einfahrt in eine Kathedrale voller Menschen. Was ich zunächst nicht merkte, vielleicht nicht merken konnte in meinem Zustand, war die Angespanntheit der Leute auf den Strassen, ihre Angst, ihre tiefe Depression – die Deutschen standen bereits wenige Kilometer vor Paris! Es war ein Freitagnachmittag, und Tausende von Menschen auf dem Weg von der Arbeit eilten zu den Zügen, die sie in die Vororte bringen würden. (Viele von ihnen waren im Begriff, Paris zu verlassen, was mir in diesen ersten Stunden noch verborgen war.) Von der schmutzigen Menschenmenge des Lagers abgestumpft, badete ich in dem erfrischenden Strom von sauberen, gutgekleideten Arbeitern und Angestellten, sah aber vor allem die Mädchen und Frauen, deren Anblick mich berauschte. Ich merkte nichts von ihrer ungewöhnlichen Hast, labte mich an den Bildern der Stadt, nahm aber auch heimlich vergnügt die Missgestalteten wahr, die vielen heruntergekommenen Typen, die man überall herumstreunen sah und ohne die man Paris nicht denken kann! Die Fahrt in der Métro zur Place de la République gab mir eine Vorstellung von der Fieberhitze und dem Pulsschlag der Stadt, die Züge ratterten in einem Höllentempo durch den Untergrund von Paris, und die Fahrgäste erschienen mir im Dämmerlicht plötzlich krankhaft bleich und ausgelaugt!

Ich nahm ein Zimmer in einem kleinen Hotel, obschon ich nicht wusste, wovon ich es bezahlen würde. Am nächsten Morgen

fuhr ich zum *Joints* dem Büro des jüdischen Hilfskomitees, wo ich vielleicht eine Unterstützung bekommen konnte. Aber es war Sabbat und kein Mensch zu sehen, die Tür war versperrt. Ich muss verrückt gewesen sein, am Samstag dorthin zu gehen, aber es gab noch andere Verrückte, zwei abgerissene Kerle, Emigranten, standen plötzlich vor der verschlossenen Tür. Wir kamen ins Gespräch, und als ich durchblicken liess, dass ich nicht einmal lumpige zehn Francs besass, um das Hotelzimmer zu bezahlen, holte der eine von den beiden Typen sein ganzes Geld aus der Tasche, zählte es und gab mir die Hälfte! Ich war verblüfft. Ohne zu zögern, gab er mir das Geld – einem Kerl, den er nicht einmal kannte! Er hiess Fredi Grünberg, und ich bin diesem Burschen später immer wieder begegnet, in Lyon, in Avignon, Marseille, Agde und an einigen anderen Orten. Nach dem Krieg traf ich ihn auch wieder in Wien! Der Paria trifft unterwegs immer wieder auf seinesgleichen. Grünberg wurde einer meiner verschworenen Freunde, und ich habe ihn in meinem Buch «Ein Zimmer in Paris» zu porträtieren versucht. Zum Beispiel auch Gerson: Ich traf diesen Kauz in einem suspekten Hotel in Lyon. Er pflegte auf seiner Bude zu frühstücken, und wir kannten uns nicht, ich lief jeden Morgen an seinem Zimmer vorbei, aus dem der Duft von Kaffee und gebratenen Eiern strömte. Man konnte verrückt werden von dem Geruch! Die Tür war nur angelehnt, und eines Tages rief er: «Komm doch herein!» Und lud mich zu seinem Frühstück ein, Kaffee, Brot und Butter, Eier und Speck und zum Schluss ein Glas Wein!

Einige von unseren Leuten waren Lebenskünstler, aber Gerson war ein Genie! Er hatte wohlhabende Verwandte in Amerika, die ihn mit Penunje versorgten. Er war gesellig und sehr höflich, er stellte keine Fragen, begann aber sofort von sich zu erzählen, was bedeutete, er wollte auch von dir einiges hören. Wie lebst du? Wie

macht man das, um in dieser beschissenen Welt nicht unterzugehen? Und so geschah es, dass in jenen denkwürdigen Tagen Freundschaften geschlossen wurden, die ein Leben lang hielten. Jeder von uns hatte seine Kombine, seinen Stil. Gerson hörte ständig Radio, sammelte und verbreitete Nachrichten, verstand dabei gut zu leben und liess auch anderen etwas zukommen. Horowitz trug immer zwei oder drei Goldringe bei sich, um sie für andere zu verkaufen, die eben angekommen waren und keinen Rat wussten. Er hatte ein ehrliches Gesicht, man konnte ihm alles anvertrauen! Und Grünberg wiederum versuchte es mit Uhren. Noch acht Jahre später, als ich ihn in Wien wiedertraf, verkaufte er Uhren als Vertreter für eine kleine Firma. Er konnte sich damit gerade über Wasser halten.

Grünberg war klein, aber kräftig und gut gewachsen. In Frankreich machte er Gelegenheitsarbeiten, wie viele von uns, wie auch ich. Längere Zeit schuftete er als Hafenarbeiter in Marseille und versorgte die Freunde mit Erdnüssen und anderen Früchten aus Afrika. Er hatte ein hübsches Gesicht, eine kleine Nase, engstehende, oft misstrauisch funkelnde Augen und einen kräftigen Unterkiefer, was in seinem Fall auf extreme sinnliche Begierden schliessen liess. Aber er hatte Probleme mit Frauen. Mit anständigen Mädchen, wie er klagte, hatte er kein Glück. Immer nur Huren! Er berauschte sich am Leben und verfluchte es, litt an Depressionen, fühlte sich ständig übergangen, zurückgestossen und bedroht. Ein klarer Fall von Paranoia! Er hatte oft kluge Sprüche zur Hand, schrieb sentimentale Gedichte, erwarb aber niemals jenes Minimum an Realitätssinn und Lebensklugheit, ohne die auch ein Talent nichts taugt. Er war ein Schlemihl, ein Tolpatsch und Träumer, und an manchen Tagen erfüllt von Zärtlichkeit für die ganze Welt. Dann wieder Ausbrüche von Verzweiflung und Wut!

Aber zurück zu meinem Dreitagebesuch in Paris. Vielleicht merkte ich am nächsten Morgen etwas von der tiefen Niedergeschlagenheit über der Stadt, wie eine bleierne Lähmung. Es war Sonntag früh, und ich spazierte die Champs-Elysees hinunter in Richtung Place de la Concorde. Wiederum war ich hingerissen von der Pracht dieser breiten Strasse, die Ödnis des Lagers sass mir noch im Genick! Aber wie jeden Sonntag waren die Strassen fast leer. (Ich wusste noch nicht, dass sich zu dieser Zeit bereits eine ungeheure Welle von Flüchtlingen, Einwohner von Paris, auf den Landstrassen südwärts bewegte, Tausende von Wagen mit Menschen, Koffern und Bettzeug beladen, aber auch Zehntausende auf Fahrrädern oder zu Fuss!) Ich liebte immer nur die Wochentage, den wahnsinnigen Verkehr in den Geschäftsvierteln, *la foule*, die Menschenmenge. Die Sonntage waren mir verhasst. Und ich hatte noch nicht gefrühstückt, der Hunger erzeugte ein vibrierendes Schwindelgefühl – und offenbar Halluzinationen: Kaum war ich dreihundert Schritte gegangen, begegnete mir eine aufregend schöne Frau. Und dann erkannte ich sie, konnte es aber nicht glauben – Paris war ein Universum, wieso begegnete ich gerade ihr? Ich spürte, wie ich blass wurde und wieder rot, ich wankte beinahe, erzitterte von einem Glück, das ich nicht einmal zu träumen wagte. Es war Gretl Schönberger, die Frau eines Kameraden, der im Lager zurückgeblieben war. Er hiess Franz, und sie waren beide aus Wien, ein junges, glückliches Paar. Gretl hatte ihn mehrmals im Lager besucht, und da hatte ich sie gesehen und war von ihrer Schönheit bestürzt! Die Frauen meiner Freunde waren für mich tabu, trotzdem verliebte ich mich in Gretl. Und nun stand sie mir gegenüber und lachte über meine tödliche Verlegenheit. Ich war völlig erstarrt und unbeweglich wie ein Klotz. Da umarmte sie mich. Sie hatte Tränen in den Augen: «Und wo ist Franz?»

Ich brauchte eine Weile, um mich zu fassen. Sie nahm mich bei

der Hand und führte mich in ein Cafe, in dem zu dieser frühen Stunde nur drei oder vier alte Herren sassen, um die Zeitungen zu lesen. Gretl bestellte ein reichhaltiges Frühstück, und während ich heiss hungrig ass, betrachtete sie mich neugierig und mitteilidig zugleich. Dann ihre bohrenden Fragen, auf die ich keine Antwort wusste: Warum Franz nicht einen Marschbefehl bekommen habe wie ich, um sich in einem Arbeitslager zu melden? Ob er vielleicht die Absicht habe, aus dem Lager zu fliehen? Was für ein Wahnsinn, jetzt, wo sie alle Papiere beisammenhatten, um legal auszureisen! Sie waren wohlhabend, und man konnte für gewisse süd-amerikanische Staaten, zum Beispiel Costa Rica, ein Visum kaufen. Hatte man ein Visum, konnte man für Spanien und Portugal die Durchreise bekommen. Hatte man das Transit für Spanien, bekam man die Ausreise aus Frankreich! – Als ich dann nach dem Frühstück eine gute englische Zigarette rauchte, die sie mir anbot, zitterten meine Hände. Sie sah es, lachte, entschuldigte sich und war dem Weinen nahe. Sie fürchtete, dass Franz zu spät käme und die Deutschen ihnen den Weg abschneiden würden! In ihrer Aufregung überlegte sie verschiedene Möglichkeiten. Ob sie vielleicht selbst nach Meslay fahren sollte? Nein. Das war zu riskant. Franz war gewiss nicht mehr dort! Es war klüger, hier auf ihn zu warten! Und dann, während wir durch den Tuilerien-Garten schlenderten und schwiegen, begann sie heftig zu weinen. Ich umfing sie. Drückte sie. Dann küsste ich sie ...

Ein Jahr später sollte ich Franz Schönberger ebenso zufällig begegnen, ich glaube, es war in Avignon oder Montelimar, ich weiss es nicht mehr. Er kam gerade aus dem Postamt. Und er hielt eine Postkarte in der Hand. Er zitterte und weinte vor Aufregung und Glück: Er hatte Gretl gefunden! Sie wartete auf ihn in Nice! – Es gibt im Leben jedes Menschen zufällige Begegnungen, die, wenn

wir uns später daran erinnern, uns völlig unreal erscheinen. Koinzidenzen, blitzartige Zusammentreffen verschiedenartiger Lebenslinien und Schicksale. Franz hatte Gretl monatelang gesucht. Er war aus dem Lager südwärts geflüchtet, um nicht den Deutschen in die Hände zu fallen. Und jetzt hatte er endlich ihre Adresse! (Es war damals unter Flüchtlingen üblich, viele Karten postlagernd an verschiedene Orte im unbesetzten Frankreich zu senden, um die Familienangehörigen zu finden. Vor jedem Postamt standen lange Schlangen von Flüchtlingen!) Gretl war aus Paris geflüchtet. Und just in dem Augenblick, wo er sie gefunden hatte, lief ich ihm über den Weg! Ich weinte mit ihm über sein Glück – und meine Einsamkeit! Franz lud mich auf der Stelle zu einem Essen ein. Und während er redete und sich ausschüttete vor Glückseligkeit, dachte ich heimlich an sie! Ich hatte immerfort an Gretl gedacht. Ich liebte sie! Und in dieser Stunde überwältigten mich die Bilder. Wir hatten unter den Bäumen des Rond-Point gestanden und uns geküsst. Und dieses Bild hatte mich in all diesen Wochen und Monaten gequält und mit Glück erfüllt. Und nun sass ich da, schweigend und von Scham bedrückt. Und Franz redete die ganze Zeit.

Es war das Jahr 1941, und ich war inzwischen aus zwei weiteren Arbeitslagern geflüchtet. Viele Emigranten irrten durch die unbesetzten Gebiete, überall traf man Freunde und Bekannte. Aber Südfrankreich war auch von Hunderttausenden französischer Flüchtlinge überfüllt, die in Schulen und Turnhallen schliefen. Viele Familien waren zerrissen, jeder suchte jeden!

Das erste Prestataire-Lager, 1940 in der Dordogne, wurde eines Tages aufgelöst, als die Okkupanten näher rückten. Ungefähr fünfhundert Häftlinge waren vogelfrei und stoben auseinander. Ich marschierte gemeinsam mit einigen Kameraden in Richtung Toulouse, wir wussten nicht, was wir tun sollten, wohin wir uns wenden würden. Die Details über den Waffenstillstand von Compiègne, am 22. Juni 1940, wurden uns erst später bekannt, nämlich dass sich die Deutschen zunächst mit der nördlichen Hälfte von Frankreich begnügten (der Landstrich um Bordeaux im Südwesten mit eingeschlossen) und im übrigen Teil die Vichy-Regierung herrschen sollte. Eine Verräterregierung unter Marschall Pétain, ein faschistisches Regime, das mit den Nazis kollaborierte.

Und was machten wir? Wo übernachteten wir, wovon ernährten wir uns? Mir sind nur noch wenige Details in Erinnerung geblieben. Zunächst erfreuten wir uns der unverhofften Freiheit und machten uns Illusionen, über Spanien und Portugal nach Übersee zu gelangen. Ich war Vagabondage gewöhnt und konnte mich nachts bequem in einem Heuschaber einrichten und von Feldfrüchten ernähren. Manchmal schliefen wir in einem öffentlichen Centre d'accueil, zwischen Hunderten französischer Flüchtlinge, das waren Notunterkünfte in Schulen und Sporthallen. Aber wir erfuhren auch die Gastfreundschaft der kleinen Leute auf dem Lande. Ich erinnere mich an ein kleines Hotel an einem Fluss, wo wir für zwei Tage Unterkunft und Gelegenheitsarbeit im Garten fanden. In einem Schuppen am Ufer entdeckten wir eine Kiste mit deutschen Büchern, offenbar von Touristen zurückgelassen. Da war einiges von Rilke, Hesse und Hamsun. Ich sehe noch, wie ich Rilke aufschlug und auf jenen Absatz im «Malte Laurids Brigge» stiess, wo er über die Gesichter spricht: «Es gibt eine Menge Men-

schen, aber noch viel mehr Gesichter, denn jeder hat mehrere. Da sind Leute, die tragen ein Gesicht jahrelang, natürlich nutzt es sich ab ...»Es werde mit der Zeit ganz dünn und fadenscheinig, aber es gibt auch Leute, welche das Gesicht öfter wechseln! – Wir durften die Bücher mitnehmen. Ich trug mein Bündel auf dem Rücken und hatte immer für zwei Bücher Platz.

Aber dann trug ich noch einen Koffer. Mit uns wanderte ein österreichischer Baron, auch Emigrant, seinen Namen habe ich vergessen. Der Baron besass noch einen schwarzen, ziemlich schweren Lederkoffer mit Silberbeschlägen und Initialen. Wozu brauchte ein Mensch in dieser Situation einen Koffer? Hatte Jesus etwa einen Koffer? Aber ich hatte eingesehen, dass ein Baron nicht die physische Kraft besass, solch einen Koffer tagelang zu schleppen. Er war vielleicht vierzig, ein Kenner der Astrologie und anderer geheimer Wissenschaften, es war ganz unterhaltsam, mit ihm zu wandern. Die anderen Kameraden waren inzwischen schneller vorangekommen, und wir blieben zurück. Beim Gehen unterhielt mich der Baron über den Geist des ZEN, über tibetanischen Totenkult und über die Kabbala, was mich verblüffte. Und als er bei mir Zeichen der Müdigkeit entdeckte, stellte er mir mein Horoskop: «Du bist im Jänner geboren, ein Steinbock also! Hab ich mir gedacht. Der Steinbock ist zäh, er gibt nicht auf!» Ich erinnere mich nicht mehr genau an den Wortlaut seiner Rede, aber es muss ungefähr so gewesen sein: «Der Steinbock klettert auf den höchsten Felsen. Dort steht er lange, die Hörner trotzig dem eisigen Wind zugewandt! Er braucht die Kälte, die Einsamkeit, die Herausforderung. Seine Kraft liegt im Schweigen und in seiner Bedürfnislosigkeit. Paranoide Züge! Heftige Skrupel über alles Versäumte. Talent für das Übersinnliche. Beständig in seinen Neigungen!» So ungefähr. Der Baron hatte mehrere Gesichter. Hatte er

auch das Gesicht eines Barons? Er hatte jedenfalls den Koffer eines Barons, und ich schleppte diesen Koffer ungefähr vier oder fünf Tage lang. Dann wurden wir verhaftet. Es war in einem Dorf südlich von Tarbes. Die Pyrenäen lagen mit ihren imponierenden Gipfeln, die schon weiss schimmerten, direkt vor uns. Der Baron hatte die wahnwitzige Idee, über die Berge nach Spanien zu flüchten. Irgendwo würden wir einen Zugang zwischen den Felswänden finden. Es war dann in jenem Dorf am Fusse des Pic du Midi-de-Bigorre, ein über zweitausend Meter hoher Gigant, wo wir uns in einer Taverne an einem plat-du-jour stärkten. Plötzlich fuhr ein grüner Wagen vor, und zwei Gendarmen arretierten uns, indem sie uns Handschellen anlegten. Die Leute ringsherum waren verblüfft. Jemand hatte uns denunziert, hatte bei der Gendarmerie angerufen: «Zwei deutsche Fallschirmspringer gelandet!» Sie brachten uns zu ihrem Kommandeur. Nach einem kurzen Verhör, wo sie feststellten, wer wir wirklich waren, liessen sie uns frei. Dort habe ich den Baron aus den Augen verloren, ich bestieg in Tarbes einen Zug und fuhr nach Toulouse.

Die Leute in den Dörfern waren voll Angst und Skepsis: Die Deutschen kommen bestimmt, sie sind nicht aufzuhalten! Und es sei nur eine Frage von Tagen oder Wochen, bis sie ganz Frankreich besetzen würden! Dass es fast zwei Jahre dauern sollte, nämlich bis zum November 1942, hatte niemand erwartet. Wir Emigranten waren in eine Falle geraten! Und hatten nur noch eine Chance, nämlich die Ausreise und ein Schiff nach Übersee. Ich war im Besitz eines Affidavits von meinem Onkel in New York, hatte aber bereits auf mehreren USA-Konsulaten eine Abfuhr erfahren, in Paris, Le Havre und Bordeaux. Bald darauf sollte ich auch in Marseille mit meinem Affidavit scheitern. Das Affidavit, eine Art Garantie für meinen Unterhalt in den USA, war zu schwach. Ich sollte den Besitz von 1'000 Dollar vorweisen, dann

hätte ich das Einreise-Visum bekommen. Das konnte ich nicht, war auch nicht in der Lage, das Geld bei einem wohlhabenden Freund für eine Stunde zu leihen, wie es andere machten! Die Amerikaner hätten Hunderttausende Menschen vor der Vernichtung retten können. Sie haben es nicht getan! Und selbst als sie von den Gaskammern in Auschwitz und Treblinka wussten, sahen sie dem Morden tatenlos zu. Die ganze Welt schaute zu. (Man muss hinzufügen, dass sich einige tausend Juden, vor allem prominente und wohlhabende Leute, retten konnten, die Freunde oder reiche Verwandte in den USA hatten!)

Ich wollte damals sofort nach Marseille fahren, um meine Ausreise zu betreiben. Aber ein gewisser Fatalismus lähmte mich. Vielleicht auch die Unfähigkeit, Warnungen ernst zu nehmen. Niemand hatte eine Vorstellung davon, was uns in Deutschland erwartete. Mein naiver Optimismus und das noch ungebrochene Weltvertrauen liessen mich zunächst die wiedergewonnene Freiheit in tiefen Zügen geniessen.

In Toulouse mietete ich mich bei einer freundlichen alten Dame ein, die vom Zimmervermieten lebte. In ihrem Haus wohnten auch zwei polnische Studentinnen, hübsche Mädchen, die seit zwei Jahren in Frankreich studierten und hier vom Krieg überrascht wurden. Eine von ihnen hiess Olga, und ich verliebte mich in sie, erlebte aber eine Frau wie ein Sturmwind, wie der Mistral, der uns zauste, eine Frau mit einer engelhaften und einer teuflischen Seite, mit mindestens fünf Gesichtern! Sie lehrte mich die Liebe: Ein grosses Glück für einen unwissenden und schüchternen jungen Mann! Aber dann mäkelte sie wieder an mir herum: «Du redest zuviel von grossen Dingen. Tu etwas! Du hast kein Geld? Geh arbeiten!» Und sie hatte recht.

Wenn wir in der Stadt spazierengingen, merkte ich, dass sie schöne Kleider, Schals und Schuhe liebte. Sie erwartete ein Geschenk! Und ich konnte ihr nichts geben, erkannte meine Nieder-

lage. Es war September, Beginn der Weinernte. Man brauchte nur mit dem Bus ein paar Stationen weit ins Land zu fahren, um Arbeit zu finden. Ich konnte als Träger in fünf Wochen Ernte genügend Geld verdienen, um danach wieder eine Zeit friedlich in Toulouse zu leben und Olga ein Geschenk zu machen! Zwei Träger schlep-
pen an zwei langen Stangen einen Bottich («la mässe») voll mit Trauben. Eine verflucht schwere Arbeit, denn das Land war hü-
gelig, und es ging bergauf und bergab durch die Weinfelder zu den Wagen, wo der Bottich entleert wurde. Ich war glänzend in Form, und die Weinernte wurde ein grosses Erlebnis. Als ich aber im Oktober zurück nach Toulouse kam, war Olga nicht mehr da.

Ich versuchte nach Marseille zu gelangen, wurde aber auf der Strasse geschnappt und wieder in ein Lager gebracht. Über die vielen Arbeitslager im Süden Frankreichs haben verschiedene Au-
toren berichtet, über Gurs, Le Vernet, Les Milles, Saint-Cyprien und Argeles-sur-mer. In einigen dieser Lager waren bereits seit zwei Jahren viele Tausende Spanienkämpfer interniert! Ich arbei-
tete als Prestataire beim Strassenbau, nahe bei Montpellier, wo ich Rosenberger und seine Frau wiedertraf, die in der Stadt lebten. In einer Düngemittelfabrik bei Sète arbeitete ich, im Steinbruch und auf einem grossen Weingut, der Abbaye de Valmagne. Zwischen-
durch verbrachte ich zwei Monate in Marseille. Dann, im Septem-
ber 1942, der missglückte Versuch, in die Schweiz zu entkommen. Aber die Schweizer Polizei lieferte viele jüdische Flüchtlinge an die Deutschen aus. Ich wurde brutal in eine Zelle geworfen, wo schon sechs andere Kandidaten auf dem nackten Steinboden hockten. Am nächsten Tag wurden wir wie Verbrecher mit Ketten an den Händen zur französischen Grenze gebracht und der Vichy-
Polizei übergeben. Es gab also auch in der Schweiz eine beträch-
liche faschistische Abteilung! Wir waren drei Tage lang von Genf

nach Perpignan an der spanischen Grenze unterwegs. Dort befand sich das grosse Sammellager Rivesaltes, von wo die Deportationen nach Auschwitz gingen.

15

Ehe ich fortfahre und über das Leben und Sterben in deutschen Konzentrationslagern berichte, möchte ich ein Thema streifen, das dazugehört, nämlich die Gabe des Menschen, auch am Abgrund zu reden, sich mitzuteilen, Erfahrungen auszutauschen und dadurch zu überleben. Was mir aber damals am Beginn der grossen Reise auffiel und mich bis heute beschäftigt, war das Schweigen! Das verhängnisvolle, bleierne Schweigen inmitten einer riesigen Menge von Menschen. Schon auf der Fahrt von Genf nach Perpignan redeten wir nicht mehr miteinander: Wir waren sieben Männer an einer Kette, und überall in den Zügen, auf den Bahnhöfen und in den Strassen der Städte, wo wir durchkamen, weinten die Frauen, wenn sie uns sahen, die Menschen verstummten! Wir wussten nicht, wohin sie uns bringen würden. Das Wort «Auschwitz» hörten wir damals zum erstenmal, erfuhren es von einigen Frauen und Männern vom Roten Kreuz, die im Lager Rivesaltes den ohnmächtigen Versuch machten, uns mit aufmunternden Worten zu helfen. Sie versuchten heimlich, junge Leute zur Flucht aus dem Lager zu bewegen. Aber ich war müde des Flüchtens, ich wusste – meine Angehörigen waren *dort*! Und wo *sie* waren, konnte auch ich sein! Wir hörten ein noch unbegreiflicheres Wort – «Gaskammer»! Wir waren weit davon entfernt, dieses Wort zu verstehen, doch wir ahnten Entsetzliches. Man kann diese Vorahnung, das Grauen der drohenden Vernichtung, dieses Schweigen nicht erklären, es übersteigt den Verstand.

Erst viel später, in den kommenden Lagern, lernten wir wieder reden. Reden, erzählen, auch Geschichten erzählen, das war es, was einige von uns in den Jahren des Lagerlebens retten konnte.

Reden wir von der Deportation, dort bin ich mit meiner Chronik angelangt. Reden wir von den langen Zügen, in denen Hunderttausende Menschen aus allen Teilen Europas nach Auschwitz und Treblinka gebracht wurden, wo sie dann verschwanden. Über diese Züge wurde noch wenig berichtet, darüber lassen sich doch wenigstens ein paar Worte sagen. Aber es gibt keine Worte, das zu beschreiben. Der Zug war sehr lang, vielleicht vierzig Waggons für je siebenzig oder manchmal neunzig Menschen. Wie das Vieh, wenn es zum Schlachthof gefahren wird. Es gab weder Stroh noch Decken. Als Wegzehrung hatte jeder ein Stück Brot bekommen und dann noch eine Tüte mit überreifen Birnen – von den Leuten vom Roten Kreuz, die sich Zutritt zum Lager verschafft hatten, aber nichts für uns tun konnten! Die Tüten waren aus Zeitungspapier gedreht, so hatte mancher noch etwas zu lesen, falls er dazu noch imstande war – von der rätselhaften Hoffnung getrieben, eine gute Nachricht von den Fronten zu entdecken! Für die Notdurft hatten wir eine leere Konservendose, und was einer gemacht hatte, wurde von den Leuten, die sich einen Platz unter der Luke erkämpft hatten, hinausgeschüttet. Aber wir hatten bald nichts mehr zu essen und zu trinken, wir trockneten aus. Ein sehr gemischtes Publikum, Alte und Junge, Gesunde und Kranke. Aber jetzt spielten die Unterschiede keine Rolle mehr. Die Alten und die Kinder lagen am Boden, auf den rohen Brettern, abgeschabt von den Hufen der Tiere, die vor uns gefahren waren, und stinkend von Urin. Und natürlich kam man in Konflikt mit den Füßen derjenigen, die stehen konnten oder an deiner Seite hockten. Das Rütteln beim Fahren bewirkte, dass wir

uns ständig aneinander rieben, und so gab es auch noch Zank und die Verzweiflung der erstickenden Enge. Hoffnungslosigkeit breitete sich aus. In der ersten Nacht hatte ein älterer Mann eine Packung Tabletten geschluckt. Bald darauf rief er mit erstickter Stimme nach Wasser, verdrehte die Augen und kippte zur Seite. Jemand betete laut. Jemand redete im Schlaf. Eine junge Frau begann im Dunkeln gellend zu schreien. Die meisten aber schwiegen und dämmerten vor sich hin. Unterwegs stand der Zug oft eine Nacht lang auf einem Abstellgleis. Und du konntest draussen die Geräusche von abfahrenden Zügen hören, das Rollen der Waggons, die verschoben wurden. Das Aufprallen auf andere Waggons, das helle Klingen von schwerem Metall und die Stimmen der Eisenbahner beim Verschieben. Ihre rauhen, kehligen Rufe und ihr Gelächter klangen uns gespenstisch, gleichgültig und fern. Denn hier im Dunkeln des Waggons riefen Mütter für ihre kleinen Kinder verzweifelt nach Wasser, ohne gehört zu werden!

Aber ich wollte noch einmal von der Kette reden. Als uns die Polizisten an der französischen Grenze fesselten und sieben Mann an eine Kette legten, schwiegen wir, sahen uns nicht an, als schämten wir uns. Mit Ketten an den Händen – diese sinnlose Erniedrigung, dieses jähe Herausgerissenwerden aus der Menschengemeinschaft stürzt dich in eine tiefe Einsamkeit und Kälte, der du nicht mehr entrinnen kannst. Kein Aufbegehren. Kein Widerstand. Kein Schrei der Empörung. Nichts! Als hätten wir in dieser Stunde begriffen, dass etwas endete. Die Vernichtung hatte begonnen.

War es religiöse Ergebung in ein unabwendbares Schicksal? War es das Erkennen, dass wir verurteilt waren und verloren? Die Kette sagte uns, dass kein Begreifen war und keine Vernunft in diesem Geschehen. Keine Strafe Gottes und auch kein Schicksal, denn es handelte sich nicht um

eine Naturgewalt wie ein Erdbeben oder eine Sturmflut, nicht um Wahnsinnige oder Ungeheuer, sondern um ganz normale Bürger, die saubere Hemden trugen und sogar einen Schlips! Amtswalter, Funktionäre, Beamte, die uns die Kette verpassten. Nur die Menschen in den Zügen, Passanten in den Strassen kleiner französischer Städte, denen wir begegneten, drei Tage lang von Genf bis Perpignan, wenn wir vom Bahnhof zum nächsten Polizeikommando geführt wurden, um im Arrest zu übernachten – diese Menschen erstarrten, wenn sie uns sahen, und die Frauen weinten. Wir waren nicht die ersten Gefangenen in Ketten, die sie sahen, und sie wussten, wer wir waren: Die faschistische Vichy-Regierung Frankreichs hat mehr als 80 000 Juden an die Nazis ausgeliefert!

In Perpignan angekommen, wurden wir über einen grossen Marktplatz geführt, wo die vielen hundert Menschen an den Gemüseständen augenblicklich verstummten. Ich habe das schon oft erzählt und werde es immer wieder erzählen: Die Frauen an der Seite unseres Weges knieten nieder und beteten mit vor Scham niedergeschlagenen Augen. Und eine alte Frau kam uns entgegen, wir blieben stehen, die drei Posten der Garde Mobile an unserer Seite schwiegen verlegen – und die Matrone küsste unsere in Ketten gelegten Hände und bat uns weinend um Verzeihung für das, was Frankreich uns tat. Das alles hinterliess in mir eine letzte verzweifelte Hoffnung, die mich durch die Jahre begleitete.

Wir waren gewiss nicht in der Lage, all das zu begreifen, wie ich es jetzt tue, denn am Anfang vom Ende gibt es nur das dumpfe Staunen über den Irrsinn der Welt, etwas, das dir den Atem raubt. Aber auch das vergeht, alles wird ausgelöscht. Kein Nachdenken mehr. Es gibt nichts zu verstehen. Und so würde die Kette, welche die Opfer zusammenschweisst, uns für den Rest der Reise begleiten und immer tiefer in den Abgrund ziehen.

Und dann im Lager Rivesaltes bei Perpignan, ein ehemaliges Kriegsgefangenenlager aus dem ersten Weltkrieg. Du kannst von dort die weissen Kappen der Pyrenäen sehen. Wir lagen auf dem Boden der morschen Baracken und froren. Einige hatten Decken, andere pressten sich im stinkenden Stroh aneinander, die Nächte wurden bereits empfindlich kalt. Tagsüber rannten die Gefangenen wie Tiere zwischen den Stacheldrähten hin und her, andere lagen im Staub vor den Baracken in sich versunken und erstarrt, als zehrten sie von Erinnerungen an die abgerissene Zeit. Vor ein paar Tagen noch hatten sie wie Menschen gelebt! Ich erinnere mich an ein junges Paar in meiner Baracke, Erwin Pechmann und seine Judith, sie hatten vor wenigen Tagen geheiratet. Jemand hatte ihnen eine Decke geliehen. Und nun lagen sie aneinanderschmiegt unter der Decke, umklammerten sich, zärtelten miteinander. Niemand störte sie in ihrem verzweifelten Glück. Sie sollten bald auseinandergerissen werden und sich nie wiedersehen. Und ich erinnere mich an die grössten Lagerfeuer, die wir je sahen. Einige junge Leute hatten aus einer Baracke, die eingestürzt war, die Holzteile herausgerissen, auf dem Appellplatz geschichtet und angezündet. Und dann tanzten sie Hora um das Feuer herum und sangen jüdische Lieder. Ihr Stampfen konnte man bis in die Nächte hinein hören. Und bald waren es Hunderte, die um das Feuer tanzten, ein gespenstisches Bild.

Das Aufrufen der Namen und das Beladen der Deportationszüge dauerte viele Stunden. An einem Tisch vor dem Durchgang im Stacheldrahtverhau, der uns von den Geleisen trennte, sass ein Offizier der Garde Mobile und verlas von langen Listen die Namen der Gefangenen. Die Aufgerufenen hatten sofort hinauszu-gehen zu den Waggons. Es gab Geschrei und Hilferufe, denn hier wurden Familien zerrissen: «Feininger Josef! Feininger Berta! Feininger Elisabeth!» rief der Offizier. Aber der Vater und die

Mutter der Berta Feininger wurden nicht aufgerufen, weil sie Klingger hiessen. Die Listen wurden einfach nach dem ABC heruntergelesen und die Menschen aufgerufen. Und wenn einer gerufen war, gab es kein Zurück! «Gehen Sie! Das ist ein Befehl! Allez vous-en!» Und die bereitstehenden Posten rissen die Menschen, die sich umklammerten, auseinander.

Der Zug fuhr drei oder vier Tage bis Paris, wir konnten die Zeit nicht mehr messen. Dort, im Norden der Stadt und in den vier Türmen der riesigen Gendarmerie-Kaserne von Drancy, befand sich neuerlich ein Sammellager auf dem Weg nach Auschwitz. Drancy war der erste Kreis der Hölle. Man erkennt die Hölle auf Erden daran, dass die Latrinen in den Höfen für Männer und Frauen nicht mehr getrennt sind. Und dass sich Menschen aus dem fünfzehnten Stock in die Tiefe stürzen. Und dass die Gefangenen zu Hunderten in leeren Räumen untergebracht sind, ohne Decken, ohne Stroh und ohne Wasser! Nach drei Tagen wurden wir wieder zum Bahnhof getrieben und in Waggons verfrachtet, die von Rindermist beschmutzt waren oder von Zement bestäubt. Die Fahrt nach Auschwitz dauerte ungefähr eine Woche. Und jetzt gab es die ersten Toten. Wir legten sie in einer Ecke nebeneinander. Bald wird man sie übereinanderschichten, denn jeder Zentimeter Platz wird gebraucht. Jeder kämpfte darum, sich wenigstens für eine Stunde am Boden ausstrecken zu können. Die Lebenden neben den Toten. Es wurde kaum gesprochen, das grosse Schweigen auch hier, die Eiseskälte der Welt, durch die wir fahren, hatte uns gelähmt. Wir wussten nicht, dass auf die meisten von uns die Gaskammer wartete. Die Leute vom Roten Kreuz hatten davon gesprochen, aber wir hatten es nicht verstanden!

Die Züge wurden überall gesehen, sie standen oft halbe Tage lang und Nächte hindurch auf Abstellgeleisen, nahe den Bahnhöfen deutscher Städte. Manchmal standen wir unter einer Brücke,

über die am Morgen die Einwohner zur Arbeit eilten. Kinder, die zur Schule gingen, gafften. Manchmal blieben einige Leute stehen und schienen zu überlegen. Sie sahen wohl die Gesichter der Deportierten, die aus den Luken der Waggons schauten. Sie hörten manchmal die Schreie derjenigen, die wahnsinnig geworden waren. Die Sterbenden schrien nicht, nur ein Wort kam lispelnd über ihre vertrockneten Lippen: «Wasser!» Sie wurden nicht gehört. Und auch wenn sie gehört wurden – ringsum in der erfrorenen Welt regte sich keine Hand für sie.

16

Ankunft im Osten, ein grauer, nebliger Tag. Der Zug hält schon eine Stunde. Alles ist still. Draussen hört man nur eiliges Getrappel und verhaltene Kommandorufe. Ich dränge mich an die Luke. Wo sind wir? Der Zug steht auf einem Abstellgeleise am Rande eines dunklen Waldes.

Wird wohl das Ende unserer Reise sein? In den Waggons halten die Gefangenen den Atem an. Unterwegs, auf der Fahrt durch deutsche Gebiete und bei mehrstündigen Halten, haben uns Eisenbahner Zeichen gegeben. Wir konnten sie durch die Luke und die Türspalte sehen. Und was für Zeichen gaben sie uns? Ich erinnere mich an einen Eisenbahner, einen älteren Mann, der lässig auf einem Bretterstapel sass und uns immerfort ein Zeichen machte, indem er sich mit der flachen Hand über den Hals fuhr. Es sollte Halsabschneiden bedeuten: «Es geht euch an den Kragen!»

Er wirkte dabei ganz ruhig und heiter. Viele von uns haben es gesehen, begriffen hat es wohl keiner. Jedes Gefühl war ausgelöscht, denn wir waren dem Tod bereits näher als dem Leben. Wir hatten keine Nahrung mehr und kein Wasser. Einige ältere Menschen wanden sich lautlos in Todeskrämpfen.

Und nun die Ankunft *dort*. Nach einer beklemmenden Pause ertönte plötzlich Musik. Und dann begann ein infernalischer Lärm, die Türen wurden aufgerissen, SS-Männer sprangen auf die Wagen und brüllten: «Die Männer raus!» Und begannen sofort mit den Gewehrkolben auf die Gefangenen einzuschlagen. Die Frauen klammerten sich an ihre Männer, die Gestiefelten schlugen auf sie ein, bis Blut spritzte: «Die Männer rrraus!» Auch auf Kinderköpfe hieben sie ein. Die Kleinen, die sich an ihre Väter hängten.

Die Gefangenen, die bereits hinuntergesprungen waren, wurden mit Fusstritten und Schlägen gezwungen, sich in Formationen aufzustellen. Und sofort wurden die Schwachen und Kranken von den anderen getrennt, die einen links, die anderen rechts. Die Schwachen und Kranken durften zurück in die Waggons, zu den Frauen, Kindern und Alten. Wir merkten wohl – wir befanden uns am Rande eines riesigen Lagers, Rauchwolken krochen den Himmel entlang. Und nun sahen wir die Musiker auf einem Podium stehen, sechs oder sieben Häftlinge in ihrer Streifenkluft, die emsig spielten. Einer fiedelte Geige, ein anderer zupfte eine Mandoline, es gab einen Harmonikaspieler, einen Trompeter und einen, der die Trommel schlug. Sie spielten den Donauwalzer. Es klang unheimlich, es konnte einem schlecht werden dabei. Sie spielten die damals gängigen Operettenschnulzen: «Was kann der Sigismund dafür, dass er so schön ist?» Und sie spielten «Rosamunde» und den Tango «O Donna Klara»! Wir haben es später in vielen Lagern wieder erlebt und immer mit den gleichen Melodien, das Repertoire war offenbar sorgfältig ausgewählt.

Wir also, die arbeitsfähigen Männer, wurden in einen anderen bereitstehenden Zug verfrachtet und fortgebracht, wie wir später erfahren, in ein Aussenlager von Gross-Rosen. Alle anderen Deportierten haben den nächsten Tag nicht erlebt. Und dann, nach einer längeren Fahrt, wiederum Ankunft in einem Lager mit entspre-

chend höllischem Empfang. Die ankommenden Arbeitssklaven wurden je nach Bedarf der deutschen Industrie auf die verschiedenen Lager verteilt, die nahe den Fabriken angelegt waren. Einige von uns hatten noch Gepäck. Die Koffer und Bündel und alles, was wir sonst noch hatten, flogen auf einen grossen Haufen im Dreck. Und wieder das Gebrüll unter den Klängen der Musik, so dass wir wie betäubt den Anordnungen folgten. Und wieder Schläge. Die Brutalität und der Terror, mit dem wir Deportierten von der ersten Stunde an überschüttet wurden, kam nicht allein aus dem giftigen Hass der Gestiefelten, es war eine mit ausgeklügelter Sorgfalt geübte Teufelei: Die Opfer sollten durch Schrecken paralytisiert werden und sich widerstandslos in den Untergang fügen. Zwei Hände voll Wachmannschaften sollten auf diese Weise in der Lage sein, Tausende Häftlinge zu beherrschen. Nur so ist die Frage zu beantworten, die uns wenigen Überlebenden immer wieder gestellt wird: «Wieso habt ihr euch wehrlos wie die Schafe zur Schlachtbank treiben lassen?»

Aber wie soll man Geschehnisse dieser Art mitteilen? Wer es nicht selbst erlebt hat, wird es nie begreifen können. Und genauso, wie das Blut mit einem Gerinnstoff versehen ist, um das Ausbluten bei Verletzungen zu verhindern, so besitzt die menschliche Psyche offenbar einen chemischen Stoff der Verdrängung und Vernebelung, der uns vor zu grossem Leid und Skrupeln schützt. Sie sagten früher: «Wir haben es nicht gewusst!» Heute sagen sie: «Ich kann es nicht mehr hören!» Um es noch einfacher zu sagen: Den mit riesigen Vorräten an Energie versehenen Verbrechen der Nazizeit stehen seit 1945 ebenso monumentale Kräfte gegenüber, welche die Bestialitäten leugnen und verdrängen! Und abgesehen von den hingerichteten Kriegsverbrechern beim Nürnberger Prozess wurden in späteren Jahren die Täter nur mit geringfügigen

Strafen belangt, die sie dann zumeist nicht absitzen mussten. Sie wurden nach drei oder vier Jahren stillschweigend amnestiert. Viele Mörder konnten verschwinden, wurden mit Hilfe des Vatikans oder der Amerikaner nach den USA oder nach Südamerika geschleust, wo sie oft als «Spezialisten» im Kalten Krieg gebraucht wurden. In den Prozessen war es meist unmöglich, den Tätern ihre Schuld nachzuweisen, denn die Zeugen waren vernichtet worden!

Und so begann dieses völlig fremde und bestürzende Leben im Lager: Eingeschlossen in eine Baracke, warteten wir die ersten drei Tage darauf, wie über uns entschieden werden sollte. Bei Einbruch der Nacht sahen wir die eingesessenen Häftlinge von Scheinwerfern grell beleuchtet in Formationen von der Arbeit zurückkehren und ins Lager einmarschieren. Dazu spielte die Musikkapelle auf ihrem Podium einen flotten Marsch. Die Gefangenen in abgerissenen, dreckigen Streifengewändern und bizarren Mützen, die sie beim Vorbeimarsch an der Lagerwache zackig vom Kopf rissen, machten einen gespenstischen Eindruck. Ihre Gesichter waren grau, ausgemergelt und fleckig von eitrigen Geschwüren. Viele von ihnen gingen gekrümmt und schlepten sich mühselig weiter, vom Gebrüll der Gestiefelten angetrieben. Auf dem Appellplatz, neben der Musikkapelle – die gerade einen Wiener Walzer spielte –, wurden die Arbeitssklaven gezählt. Das Abzählen, ein Ritual, das von den SS-Offizieren und den Kapos sorgfältig durchgeführt und mehrmals wiederholt wurde, beanspruchte viel Zeit. Eine besondere Tortur, denn die Häftlinge hatten seit der Brotausgabe um fünf Uhr früh nichts mehr gegessen. Jetzt sollten sie an der Küchenbaracke vorbeimarschieren und einen Napf voll Rübensuppe fassen, doch der Hunger wurde damit nicht gestillt. Beim Appell sanken immer mehrere ältere Männer zu Boden, die sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten. Sie wurden zunächst liegen-

gelassen, und viele von ihnen sind erfroren. Wer nicht mehr arbeiten und marschieren konnte, war zum Tode verurteilt. Das also war das Leben, das uns erwartete. Genauso würden wir bald aussehen.

17

In den ersten Wochen im Lager, nachdem ich beim Abladen von Zementsäcken und schwerem Baumaterial gearbeitet hatte – für einige von unseren Leuten tödlich –, geriet ich in ein Arbeitskommando, das Gruben für Fundamente ausheben sollte. Betonfundamente, drei Meter tief, für schwere Maschinen. (Es war auf einem riesigen Bauplatz, nahe bei Beuthen, wo ein Kraftwerk errichtet werden sollte.) Wir waren mit Schaufel und Spitzhacke ausgerüstet, und jeder Mann hatte seine eigene Grube. Ein Glücksfall gewissermassen, denn obwohl der Anfang beschwerlich war, verschwand man später sozusagen in der Versenkung und war nicht mehr ständig den Blicken der Kapos und der Wachposten ausgesetzt. Es sei denn, der Posten kam näher heran, dann konnte man leicht einen Erdbrocken an den Kopf geworfen bekommen. Ich musste also, wenn ich verschnaufen wollte, auf der Hut sein und ein gutes Gehör entwickeln. Wenn der Häftling in der Nebengrube plötzlich schneller schaufelte, war Gefahr im Verzug. Es war ein Instinkt, den man entwickeln musste, um sich zu schützen. Die ungeschriebenen flegeln des Lagers waren mannigfaltig, die «Kombinen», um extremen Härten auszuweichen und Gefahren rechtzeitig zu erkennen: Du musstest jeden Morgen, beim Ausmarsch zur Arbeit, die Gesichter der Wachposten abschätzen lernen. Waren es junge Kerle, neu im Lager (die Wachmannschaften wurden öfter gewechselt), dann waren sie gefährlich! Das Lager und der schrecklich abstossende Anblick der Gefangenen waren

gewiss auch für sie ein Schock. Und jede Unsicherheit kompensierte der Gestiefelte am besten mit blindem Hass und Brutalität. Sie hatten Angst vor schwierigen Situationen, und vielleicht mag sich auch bei manchem von ihnen das schlechte Gewissen gerührt haben. Doch die eingehämmerte Parole lautete: «Die Juden sind unser Unglück!» Und auch bei der Arbeit musste man den Wachposten beobachten, seine Bewegungen, seinen Gesichtsausdruck, die Art, wie er das Gewehr hielt, wie er die Zigarette rauchte oder mit dem Nachbarposten redete – gelassen oder nervös? Jedes kleinste Zeichen war von Wichtigkeit und entschied vielleicht über Leben und Tod. Denn nicht selten wurde ein Häftling, den ein verunsicherter SS-Mann aufs Korn genommen hatte, erschlagen oder durch wütendes Antreiben bei der Arbeit zu Tode getetzt!

In seltenen Fällen kam es vor, dass ein ziviler Vorarbeiter uns vorsichtig Zeichen gab, wenn wir uns ein wenig ausruhen konnten. Es gab verschiedene Nationalitäten auf dem Bauplatz, Polen, auch französische und ukrainische Fremdarbeiter, die manchmal Mitleid hatten. Nicht allzuoft erlebten wir das Wunder, unter den zivilen deutschen Arbeitern und Ingenieuren Helfer zu finden, die einem von uns ihr Frühstücksbrot oder einen Apfel zusteckten. Eines Morgens – es muss im Jänner 1943 gewesen sein – erschien ein Ingenieur im Lager, um ein Dutzend Häftlinge für eine besondere Aufgabe auszuwählen. Er humpelte mit seinem Holzbein die Reihen ab und nahm nur junge und kräftige Leute. Ich war dabei! Er hiess Ingenieur Heinke und erklärte schroff, wir würden künftig nur seinem Kommando unterstehen! Ein grosser, schwerer Mann von vielleicht fünfzig Jahren, blond, mit forsch blickenden blauen Augen, der nach aussen immer eine rauhe Schale zeigte, nie lachte, oft herumschrie und mit seinem Krückstock drohte. Was ihm offenbar das volle Vertrauen der SS-Mannschaft eintrug. Unsere spezielle Aufgabe war es, von den hereinkommenden

Lastzügen schwere Maschinenteile, Kessel und Rohre abzuladen, was sehr viel Kraft und Geschicklichkeit erforderte. Und bald merkten wir, dass Heinke unser heimlicher Schutzpatron war. Wenn es regnete oder schneite und gerade keine Waggons abzuladen waren, sperrte er uns in eine Garage, die ihm persönlich zur Verfügung stand. Die Arbeit war sehr schwer. *Züge müssen rollen für den Sieg* stand mit weisser Farbe an die Waggontüren gepinselt. Und Heinke gab uns Gelegenheit, zu verschlafen und mit unseren Kräften zu sparen. Er drückte die Augen zu, wenn wir von einem Waggon, der verschoben wurde, Rüben oder Kartoffeln stahlen. Ich habe drei Monate in diesem Kommando gearbeitet und hielt mich in gutem Zustand. Ich war ein Privilegierter, noch kein «Prominenter», wie jene Häftlinge genannt wurden, die ein Amt hatten, in der Lagerküche, als Handwerker und Friseure arbeiteten. Von den Kapos gar nicht zu reden. Von Zeit zu Zeit kamen neue Häftlinge an. Im Mai wurden wir Männer von der Heinke-Truppe in ein anderes Lager verlegt. Warum? Das haben wir nie erfahren! Und wenn ich heute überlege, war es nicht allein der Instinkt, die Geschicklichkeit und physische Kraft, die dich retten konnten. Du musstest auch Glück haben. Eine Serie von günstigen Fügungen. Und nun hatten andere das Glück, für Ingenieur Heinke zu arbeiten!

Im Lager herrschte eine gewalttätige Hierarchie der Kapos, der Blockältesten, ihrer Freunde und Handlanger, die hartnäckig und mit allen Mitteln um ihre Privilegien kämpften. Eine gefährliche Nachbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse draussen! Das militarisierte, totalitäre System wirkte in allen Schichten bis in den Untergrund und formte die Menschen. Die Nazis hatten, als sie die Konzentrationslager bauten, wohlweislich Kriminelle eingesetzt, die sie aus den Gefängnissen holten. Sie brauchten verlässliche Bürokraten und Schläger, die dann ihre beho-

bene Stellung und die Macht, der sie dienten, verteidigen würden. Sie sollten die Lager verwalten und ihre unmenschlichen Regeln eisern anwenden. Aber in den hauptsächlich von politischen Häftlingen besetzten Lagern, vor allem in Dachau und Buchenwald, hatten bald diese die Leitung des Lagers übernommen, denn sie besaßen einfach die fähigeren Leute, um mit den komplizierten Aufgaben fertig zu werden und Ordnung in den chaotischen Haufen zu bringen. Sie nahmen damit den SS-Bürokraten viel Arbeit ab, sie gingen gründlich vor, konnten damit den Häftlingen nützen (vor allem den Politischen), wie auch die Faulheit der Wächter bedienen. (Es gab mehrere Kategorien von KZ-Häftlingen, die Berufsverbrecher, BVer genannt, mit dem grünen Winkel auf der Brust, die Politischen mit dem roten Winkel, die Homosexuellen mit einem rosa Zeichen und die Juden mit dem gelben Stern. Die Nichtjuden unter den Häftlingen, vor allem die Deutschen, waren privilegiert, waren nicht wie die Juden und Zigeuner zur Vernichtung bestimmt.)

Die Frage, die angesichts dieser Tatsachen immer wieder gestellt wird und die auch ich mir stellte, lautet: Was für Menschen sind das, die auf Befehl zu jeder Art Verbrechen, zu jeder Grausamkeit fähig sind? Waren es Psychopathen, Sadisten, Ungeheuer? Oder waren es vielleicht ganz gewöhnliche Leute, Kleinbürger, Durchschnittsmenschen, wie jeder von uns? Hermann Langbein widmet in seinem Buch «Menschen in Auschwitz» dieser Frage ein Kapitel mit dem Titel «Menschen – nicht Teufel!» «Es waren keine Teufel, welche die Auschwitzer Mordmaschinerie in Gang gehalten haben, es waren Menschen!»

Wird man es jemals begreifen können? Liegt in der Mentalität der Deutschen, in ihrer Neigung zu Gehorsam und Pflichterfüllung gegenüber der Macht, in ihrem Sinn für Ordnung und Unterordnung, liegt darin ein Kern, eine

Energie, die sich umkehren konnte in jene Hybris, in der sie sich berechtigt sahen, andere Menschen, denen sie sich überlegen fühlten, zu vernichten?

Elie Wiesel sagt dazu: «Ich, der ich dort gewesen bin, kann es immer noch nicht verstehen!» Und Primo Levi drückt in einem Brief an seinen Übersetzer den Wunsch aus, dadurch, dass sein Buch «Ist das ein Mensch» in Deutschland erscheine, die Deutschen zu verstehen!

ZWEITER TEIL

Man sollte denken, dass wir, die 1945 aus den Lagern kamen, die wenigen, die überlebt hatten, in einem unentwegten Taumel der Seligkeit schwebten, dass unser Bewusstsein übersteigert war, die Wahrnehmung geschärft von einem epochalen Ereignis – das Ende des Vernichtungskrieges und der Todeslager, Ende des Faschismus. Was für ein Irrtum!

Noch zwanzig Jahre lang plagten mich Alpträume: Ich bin immer noch dort, wir hocken vor den Baracken herum, inzwischen alte Männer geworden, rennen hin und her wie Tiere im Käfig und reden immer das gleiche Zeug: «Wie lange noch? Wann kommen wir heraus?» Und heute frage ich mich – kommen wir jemals wirklich aus dem KZ heraus?

Der Konvoi der Autobusse, in denen die überlebenden Österreicher von Buchenwald heimwärts fuhren, war in Salzburg angekommen. Unterwegs hatten wir viele zerstörte Städte gesehen; Nürnberg und München waren Geisterstädte, die Autobahn an vielen Stellen zerstört, die Brücken gesprengt, und wir mussten durch tiefe Schluchten fahren. Auch Salzburg war von Bomben nicht verschont geblieben, Ruinen und Schutthaufen überall, die Kuppel des Doms eingestürzt! Wir KZler wurden von den Salzburger Behörden in eine unterirdische Sanitätsstation eingewiesen. In den städtischen Ämtern sassen noch die gleichen Beamten wie vor dem Ende des Krieges, dort hatte keine Wende stattgefunden! Die Sanitätsstation im Mönchsberg stand leer und war offenbar, wie wir bald merken sollten, aus hygienischen Gründen geschlossen worden. Der ganze Berg war ausgehöhlt, man konnte sich in

den Stollen verirren wie in einem Labyrinth. Und es war wiederum ein Lager: Schlafsäle mit Stockbetten, Militärdecken und stinkende Latrinen. Nein, es gab tatsächlich richtige Toiletten, Küchenräume, Operationssäle und kilometerlange Gänge. Aber der Berg war erfüllt von einem bestialischen Gestank – es roch nach Jodoform und Fäulnis. Auf allen Kleidern und Schuhen bildete sich nach drei Tagen eine feine Schicht von Schimmel. Ich weiss nicht mehr, ob einer von uns damals die Demütigung begriffen hat! Aber wir waren frei. Und die Spaziergänge durch diese zwar beschädigte, aber immer noch schöne und lebendige Stadt waren das Beste an dieser ungläublichen und an ein Wunder grenzenden Verwandlung.

Ich verbrachte den grössten Teil des Tages damit, durch die engen Gassen der Altstadt zu flanieren oder irgendwo an einem Brunnen zu sitzen, auf dem Residenzplatz oder hinter dem Dom, und die Vorübergehenden zu betrachten. Sie waren unwirklich, wie Schemen, Geschöpfe aus einer anderen Welt. Vor allem die Frauen und Kinder – wir hatten jahrelang keine Frauen und Kinder gesehen, sie waren uns fremd, fast unheimlich und aus einem anderen Stoff gemacht. Ihre Gesichter waren hell und glatt und wie aus Porzellan, hatten sie denn Blut in den Adern? Die Mädchen trugen hübsche, saubere Sommerkleider, ja durften sie das, hatten sie denn lebendige Körper? Und wenn ich manchmal mit fremden Leuten ein Gespräch begann und sie mich schliesslich fragten – und sich herausstellte, woher ich kam, erstarrten sie, und ich spürte die Kälte einer tiefen Kluft. Es mag Verlegenheit gewesen sein, manche zogen sich hinter einen Vorhang von Gleichgültigkeit zurück, und oft glaubte ich einen Ausdruck von Hass zu erkennen, der entsetzlich war. Es war nicht ausgestanden. Es gab immer noch Stacheldraht zwischen ihnen und uns!

Jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, erinnere ich mich an ein Gespräch zwischen László Kranz und einem anderen Flüchtling,

1939, kurz vor dem Krieg, im Café du Dôme in Paris. Laszlo hatte wieder vom Leder gezogen und die Welt verflucht, die Menschen seien schlecht, die Ämter korrupt, Hitler im Kommen, die Welt dem Untergang geweiht und so weiter. Dann bekam der andere einen leichten Anfall und sagte erregt: «Hör mal, Junge», er sagte Junge, er war ein Berliner, «ich möchte weiterleben, verstehst du? Ich gebe dir in fast allen Punkten recht, aber um leben zu können, muss ich einfach einiges übersehen und versuchen, nicht zu ersticken!» – Und nun in Salzburg war es genauso. Wir fühlten die Abwehr und die eisige Kälte uns gegenüber. Und ich wusste, dass ich hier nicht bleiben würde, ich würde dieses Land wieder verlassen! Aber gleichzeitig empfand ich eine schlichte Freude darüber, lebendig zu sein. Und dass ich weiterleben wollte. Und ich suchte in den Gesichtern der Vorübergehenden einen menschlichen Zug.

Ich betrachtete die Leute auf eine mir selbst noch unbekanntere Weise. In der Getreidegasse, wo sich das Geschäftsleben gerade wieder erholte, beobachtete ich ein hübsches Mädchen, das in einem Schaufenster Trachtenkleider arrangierte, und wie sie in dieser Tätigkeit von jungen Männern unterbrochen wurde, die ihr im Vorbeigehen Zeichen machten, etwas zuriefen und unbefangen lachten. Das alles gab es noch. Aber es war von mir getrennt wie durch eine gläserne Wand. Stundenlang konnte ich neugierig zusehen, wie sie redeten, gestikulierten, scherzten. Aber ich sah noch die Leichenhaufen zwischen den Baracken von Buchenwald. Am Salzachufer drückten und küssten sich die Liebespaare – aber ich hörte noch die Sterbenden in der nächtlichen Baracke stöhnen: «Wasser! Wasser!» Im Mirabellgarten hörte ich die Bienen summen über den Rosenstöcken, und neben mir auf der Bank gab eine junge Mutter ihrem Kind die Brust, drückte es, herzte es. Und ich sah die Kinder von Buchenwald wie Ratten ausschwärmen, auf

der verzweifelten Suche nach einer Kartoffel oder einem Stück Brot.

Österreich war von den Besatzungsmächten in vier Zonen geteilt, in Salzburg und Oberösterreich waren die Amerikaner. Es gab noch keine Nachrichtenblätter, aber an den Amtshäusern hatten die Amerikaner Wandzeitungen angebracht, die recht gut über Weltereignisse und das Ende des Hitlerreiches informierten. Es gab dort auch einen Glaskasten mit Fotos aus den Konzentrationslagern. Man sah die ausgemergelten, vom Tod gezeichneten Gestalten hinter dem Stacheldraht, und überall lagen nackte Leichen herum. Ich ging hin, um zu sehen, wie sich die Bürger von Salzburg verhielten. Die meisten schwiegen, ohne eine Miene zu verziehen. Nur sehr wenige zeigten Betroffenheit. Vielleicht war es peinlich oder sogar verräterisch, ein Gefühl zu zeigen? Viel öfter hörte man abfällige Bemerkungen, auch Empörung, über das, was man ihnen hier zumutete. «Das ist nicht wahr!» sagten die Leute. Ich beobachtete einige junge Mädchen, die sich über die Bilder erbosten: «Das sind gemeine Lügen! Alles Propaganda von den Amis oder den Russen! Wer weiss, wo sie diese Fotos gemacht haben!»

Der Hass in ihren Augen. Ich hatte es vergessen. Es war der uralte Hass, der die Herzen sehr vieler Menschen vergiftete. Der Hass, der meine Kindheit begleitet hatte. Ich war wieder da, war im Land des Hasses! – Der Tod von Hitler und Goebbels, das Ende des Vernichtungswahns, die Kapitulation der Deutschen, der Einmarsch der Alliierten, auch die Veränderungen im Strassenbild – nirgends mehr eine Hakenkreuzfahne, nirgends mehr eine Naziuniform –, hatte das alles nichts bewirkt?

An eine aus wenigen Zeilen bestehende Nachricht auf der Wandzeitung erinnere ich mich genau: In den letzten Kriegstagen waren zwei feindliche Kampfflieger einander über der Sahara begegnet, ein Deutscher und ein Engländer. Sie schossen sich gegenseitig

ab. Elf Tage später wurden die beiden jungen Piloten, die mit dem Fallschirm abgesprungen waren, bewusstlos am Rande einer Oase gefunden. Was war geschehen? Einer von ihnen hatte sich bei der Landung auf dem Boden den Fuss verletzt. Der andere hatte ihn auf seinem Rücken durch die Wüste geschleppt und gerettet!

Die Geschichte eines Wunders? Sie erinnert mich an eine uralte jüdische Legende: Der Rabbi fragt seine Schüler, wann man erkennt, dass die Nacht endet und der Tag beginnt? Die Schüler antworten – vielleicht in dem Augenblick, wenn man im Morgengrauen einen Esel von einem Kalb unterscheiden kann? Nein, sagt der Rabbi. So lange, bis wir erkennen, dass die anderen Menschen unsere Brüder und Schwestern sind, so lange währt die Nacht!

19

Wer waren die Heimkehrer aus Buchenwald? Die meisten von ihnen waren sogenannte «Politische», die mit dem roten Winkel und in guter körperlicher Verfassung. Die politischen Häftlinge hatten das Lager verwaltet, sie arbeiteten in den Schreibstuben der SS, sie kontrollierten die Lagerküche und die Kleiderkammer, in der die Kleider und Schuhe von vielleicht hunderttausend «Zugängen» gestapelt wurden, die Kleider, in denen die Menschen verhaftet wurden, die man ihnen wegnahm, um sie in die Streifenkluft der Häftlinge zu stecken. Die Politischen hatten die Verantwortung für alle technischen Einrichtungen des Lagers wie auch für die Statistik und die Einteilung in Arbeitskommandos. Und daher konnten sie ihre eigenen Leute schützen, jeder politische Häftling hatte die Chance, eine privilegierte Arbeit oder einen Posten in der Verwaltung des riesigen Lagers zu bekommen. Die zukünftigen

Kader der kommunistischen Bewegung mussten am Leben bleiben, hiess es! Jetzt waren sie die ersten, die sich in die sowjetische Zone absetzten, nach Niederösterreich und Wien, um dort neue «politische Strukturen aufzubauen», wie sie sagten. Viele gingen in die Wirtschaft und hatten bald Erfolg, denn eine Reihe von wichtigen Wirtschaftszweigen, zum Beispiel der gesamte Kohlehandel, die Mineralöl-Verwaltung, die Raffinerien und andere Monopole wurden von den Sowjets kontrolliert. Für eine kurze Zeitspanne, eine Schreckminute, hatten die befreiten KZ-Häftlinge einen Nimbus im Lande wie die Sieger. Und die in staatlichen Institutionen verbliebenen Beamten aus der Nazizeit zeigten sich unsicher und verwirrt, verbargen ihren Hass hinter einer gequält freundlichen Maske.

Bei uns im Elendsquartier im Mönchsberg blieben nur die Schwachen zurück, die «Muselmänner», wie man sie im KZ nannte. Und ich kann mich recht gut an einige bizarre Gestalten unter den Zurückgebliebenen erinnern. Jeder Häftling, der kein Politischer war, gehörte eigentlich zu den zum Tode Verurteilten und hatte das Lager nur zufällig überlebt. Da war ein vielleicht fünfzigjähriger Mann von gutem Aussehen, freundlich, schweigsam, aber zerfahren und wie von einer Zwangsidee gehetzt. Er lief unruhig durch die Strassen von Salzburg, blieb manchmal eine Nacht weg, kam aber immer wieder zurück. Hatte er eine Frau gefunden? Ihm war es schon nach kurzer Zeit gelungen, sich gute Zivilkleider zu beschaffen. Auf einmal wirkte er wie ein wohlhabender, gepflegter Mann. Im Lazarett erzählten sich die Kameraden, er habe eine Witwe kennengelernt, die ihm einen Anzug schenkte. Und wir fingen an, Überlegungen anzustellen – es gab also noch Menschen, die für uns ein Gefühl aufbrachten? O ja, unter den Leuten, mit denen wir redeten, erkannte man die Opportunisten, die Schmeichler und Heuchler. Viele schwiegen auch und verhielten sich reserviert. War ihre Verschlossenheit vielleicht ein Zeichen

von Scham? War es für viele würdiger zu schweigen? Wie sollten sich die Menschen uns gegenüber eigentlich verhalten? Was immer sie sagten, erregte unser Misstrauen. Auch wir waren verwirrt, hochmütig und verletzt!

Einer von uns hatte also eine Frau gefunden. Und was bedeutete seine hektische Betriebsamkeit, wollte er möglichst rasch wieder zurückkehren ins normale Leben? Hatte er denn keine Zeit? Eines Tages blieb er im Lager, latschte zwischen den Betten hin und her, aschfahl im Gesicht und sagte immer wieder: «Ich weiss nicht ... ich hab so eine Unruhe in mir!» Am nächsten Morgen fanden wir ihn tot in seinem Bett. Herzversagen – konstatierte der Arzt. Und der nächste, an den ich jetzt denke, wiederum ein älterer Mann, übrigens auch ein Politischer, eine hünenhafte Gestalt, ein gutgeschnittenes Gesicht mit dunklem Haar und weissen Schläfen. (Die Politischen hatten noch ihre Haare, waren nicht geschoren worden wie alle anderen Häftlinge. Wir waren die Parias, und man sah es uns an!) Er brachte eines Tages ein Grammophon ins Lazarett, mit Platten von Schubert, Mozart, Beethoven und Bach. Er hörte den ganzen Tag lang Platten, hatte sich völlig in Musik geflüchtet. Ich habe ihn Jahre später in Wien gesehen, er sass immer noch viele Stunden des Tages völlig entrückt vor dem Radio oder seinem Plattenspieler. Und der dritte Sonderling, an den ich mich erinnere, ging immer mit einem prall gefüllten Rucksack herum. Was hatte er darin? Einmal entdeckte ich ihn auf einer Parkbank. Er holte aus seinem Sack verschiedene kleine Gefässe heraus, Blechdosen, Kartons und leere Glasbehälter. Er öffnete die Gefässe, reinigte sie mit seinem Taschentuch, stellte sie feierlich neben sich auf die Bank, packte sie wieder ein, dann wiederholte er den Vorgang wie ein Ritual. Dabei warf er verstohlene Blicke zur Seite, ob er wohl gesehen wurde! Leute mit fixen Ideen wollen gesehen werden. Jede Verrücktheit ist auch ein Stück Selbstinszenie-

rung. Er besorgte sich die Gefässe in der Spitalsküche, aus der wir unser Essen bekamen. Es war zum Teil amerikanische Militärverpflegung in hübschen Verpackungen und Dosen, wie man sie in Europa noch nicht kannte. Das Leben war ihm ein leeres Gefäss, ein Fetisch. Vielleicht hatte er einen überwältigenden Traum von der Fülle des Daseins – einer Art Konsumgesellschaft, die es auf der anderen Seite der Welt bereits gab und deren Talmi-Reichtümer uns bald überschütten sollten! Und beinahe hätte ich vergessen, Sami Feingold zu erwähnen, er hat sich einige Wochen später umgebracht. Sami Feingold war ein Spassvogel, besass natürliche Fröhlichkeit und Witz, selbst im Lager. Er hat sich vergiftet. Sami Feingold hatte auf Umwegen eine böse Nachricht bekommen – seine Frau und zwei Kinder waren in Krakau zurückgeblieben und von den Deutschen ermordet worden. Sechs Millionen ermordete Juden! Über Millionen Tote kann man nichts sagen. Aber über drei oder vier könnte man eine Geschichte erzählen!

Wir lernten wieder sehen. Man lernte, sich selbst wieder zu betrachten und in sich hineinzuschauen wie in ein leeres Haus. Alles wird gut werden. Du wirst dein Haus wieder einrichten. Wir ahnten noch nicht, wie naiv wir waren. Der Prozess der Zerstörung war nicht zu Ende. Die Zersetzung der Werte arbeitete fort, wie Salpeterflecken auf einer feuchten Wand.

Ich suchte Bücher. Ich hatte in einem Blechspind im Lazarett eine Kiste mit mehreren völlig zerlesenen Büchern gefunden. Wer Bücher sucht, findet sie überall, sogar in Flüchtlingsquartieren. Stifter war dabei, Hamsun, weiters ein völlig zerfetzter Band von Hesse und sonst nur billige Kitschromane aus der Nazizeit. Ich hatte die Freude an Büchern wiederentdeckt. Doch hatte die Ekstase des Lesens nun eine neue Qualität, eine schärfere Wahrneh-

mung für die Leiden der Menschen. Und manchmal fragte ich mich selbst: Du hast das Konzentrationslager überlebt, bist nicht wahnsinnig geworden, wieso? Hast du nicht wenigstens einen Knoten in der Leitung?

Vielleicht sollte ich erzählen, wie kindisch wir uns darüber freuten, uns endlich satt essen zu können? Verrückt! Oder ist es vielleicht normal, jeden Tag fünf Liter Milchbrei zu verschlingen plus eine Portion Brot mit Margarine und Marmelade? So war das damals nach der Befreiung, als ich noch in Buchenwald in der Revierbaracke lag, nach dem Flecktyphus, und schon essen konnte ... Und die Wochen darauf lief ich jeden Morgen zurück in den Krankenbau und liess mir meine Wasserkanne mit Milchreis oder Nudelsuppe füllen. Sie hatten genug davon, denn einige von den Kranken, die gestern noch auf der Verpflegungsliste standen, waren nachts gestorben, und einige andere konnten nichts essen. Diese Freude hat uns monatelang in Hochstimmung versetzt. Hallelujah, wir haben zu essen! Und das Herz hat nicht geblutet beim Anblick der anderen, die weiter im Delirium lagen und verlöschten? Nein! Wir sahen die Welt aus kosmischer Entfernung.

Etwas, das kein Mensch je begreifen kann, der es nicht selbst gesehen hat. Der nicht gesehen hat, wie die Menschen zu Tausenden an schwerer Arbeit und Hunger gestorben sind. Auch du bist mehrmals beinahe verhungert. Du spürst, wie dich die Kräfte verlassen, wie sich das Leben tropfenweise aus deinen Gliedern verflüchtigt, wie es dir vor den Augen zu flimmern beginnt und du Halluzinationen von einem Stück Brot hast! Auch heute hungert die Welt, und wir sehen es nicht. Die Vorstellungskraft ist zu vielerlei Fiktionen fähig, aber Hunger kennt keiner wirklich. Nur in meinem Kopf ist etwas verrückt – ich freue mich jeden Tag über ein Stück Brot auf dem Tisch. Leben heisst immer wieder anfangen, auf die einfachste Art. Ich habe am Nullpunkt angefangen

und fange immer wieder dort an. In Salzburg begann ich wieder zu schreiben. Ein GI, ein amerikanischer Soldat, der neugierig und aufgewühlt durch die Baracken von Buchenwald ging, hatte mir seine Füllfeder geschenkt. Er hatte meinen Blick bemerkt, meinen begierigen Blick auf die Füllfeder, als er sich die Namen meiner Verwandten in Amerika auf schrieb, die er verständigen wollte. Eine Füllfeder – das erste Geschenk, das ich in diesem neuen Leben bekam.

20

Nach einigen Wochen, es war im August 1945, wurden wir Rückkehrer in ein leeres Schulgebäude nach Linz verlegt. Endlich ein richtiges Haus mit Fenstern und Türen, wo es nicht nach Karbol und Fäulnis stank. Oft wurden wir gefragt, ob wir die Menschen nicht gehasst haben, als wir zurückkamen aus Buchenwald. Wir haben sie nicht gehasst, sie waren uns fremd. Ich befand mich in Feindesland – und doch wieder nicht Feindesland.

Ich hatte unter den KZ-Kameraden zwei oder drei Freunde gefunden. Einer von ihnen hiess Max Lederer, ein Melancholiker, der sich an meine Fersen heftete. Er sagte selten ein Wort, trug ein verzerrtes Lächeln zur Schau, und ich hatte das Gefühl, dass er von meiner Energie zehrte. Ich begann wieder in den Strassen zu leben, wie schon in den Jahren vor dem KZ, und nahm ihn auf meinen ausgedehnten Spaziergängen mit, redete auf ihn ein, versuchte irgendetwas aus ihm herauszulocken, Zorn oder einen Funken Freude. Er schaute sich alles schweigend an, grübelte in sich hinein, er wollte wieder weg, wollte nach Palästina. Und eines Tages verschwand er auch. Er ging nach Wien, weil er hoffte, von dort leichter fortzukommen, und nur die Amerikaner kümmerten sich um den Abtransport der Displaced Persons.

Und Irma wurde meine Freundin. Wenn ich abends mit einem Buch in der Hand den Hügel hinter unserem Wohnheim hinaufstieg und dann auf einer Bank sass und zusah, wie die Sonne hinter den nahen Bergen versank, setzte sie sich zu mir. Die Wolken über den Bergen wurden rosa und rot, die Idylle hatte blutige Ränder. Irma schaute mich von der Seite mit grossen unschuldigen Augen an. Sie war zwölf Jahre alt und konnte heikle Fragen stellen. Sie konnte auch schweigen, was mich verlegen machte. Sie beobachtete mich, wusste immer, was ich den Tag über gemacht hatte, und das bereitete mir Schuldgefühle, denn ich hatte sie nicht beachtet. Sie brachte mir täglich einen Strauss Wiesenblumen, war sie denn verliebt in mich? Ich hatte Mühe, ein passendes Gesprächsthema zu finden, den guten Onkel zu spielen, ich hatte seit Jahren nicht mehr mit Kindern gesprochen. Und nur am letzten Abend vor meiner Abreise, über die ich nicht redete, gab ich ihr einen Kuss auf die Wange und betrachtete sie zärtlich. Da sagte sie kühl: «Du bist heute nur so gut zu mir, weil du morgen verschwinden willst!»

Sie hatte offenbar gesehen, wie ich meinen kleinen Koffer packte. Irma war die Tochter eines Kameraden aus Buchenwald, einige Männer hatten ihre Familie gefunden. Jetzt sah mich Irma forschend an, sie war traurig, sie wusste, es war zum letztenmal! Sie war lang und dünn, viel zu gross für ihr Alter, aber sehr hübsch, mit braunen Locken und blauen Augen, und sie hatte jenen reifen, kritischen Blick, wie ihn nur ein Kriegskind haben konnte.

Am nächsten Tag, es muss Mitte September 1945 gewesen sein, drei Jahre nach meiner Deportation, fuhr ich nach Enns, wo den Fluss entlang die Grenze zwischen der amerikanischen und der russischen Besatzungszone verlief. Man musste sich auf dieser Seite bei den Amerikanern einen Passierschein holen, auf der anderen Seite der Ennsbrücke wehte die sowjetische Fahne. Beim

Grenzposten zeigte ich einem amerikanischen Offizier den Zettel, den ich bei der Entlassung in Buchenwald bekommen hatte. «Warum warst du im Konzentrationslager?» fragte der Offizier auf deutsch, mit leichtem jiddischem Akzent, und schaute mich durchdringend an. Es gab wohl auch falsche KZ-Häftlinge? «Ich bin Jude», sagte ich. Er schien zu zweifeln und murmelte: «Schemah Jisroel?» – Ich war so perplex, dass mir nichts darauf einfiel. Die richtige Antwort wäre gewesen: «Adonai Elauhenu!» Es ist das wichtigste Gebet der Juden und gilt weltweit als Erkennungszeichen! Er prüfte mich noch mit einem langen Blick, dann gab er mir den Passierschein. Er hatte mich auch ohne das Zeichen erkannt!

Ich fuhr dann in einem langen Zug in Richtung Wien. Die Züge fuhren unregelmässig, brauchten für hundertfünfzig Kilometer mehr als zehn Stunden und waren von Fahrgästen überfüllt. Zivilisten und auch einige verwahrloste Soldaten, die ersten Heimkehrer, viele Frauen und Kinder, versprengte Leute, die nach Hause wollten. Ich fand einen winzigen Platz zwischen Koffern, Bündeln und auf dem Boden hockenden Menschen. Neben mir, wie ich im Dunkeln bald erkannte, sass eine junge Frau mit einem kleinen Kind. Die Frau war völlig übermüdet, und ihr Kopf sank beim Rütteln des Zuges auf meine Schulter. Ich war sofort hellwach und beglückt. Es war eine Zeit, in der ich noch lange nicht fähig war, an ein Liebesabenteuer zu denken, aber diese Stunden im Zug, Körper an Körper mit einer Frau, die sich im Schlaf an mich schmiegte, deren Atem meine Wange streifte, waren überwältigend. Wer war ich eigentlich, gehörte ich dazu? Wir alle sassen im gleichen Zug und wurden hin und her gerüttelt. Die Menschen schwiegen, von Hunger und Müdigkeit zermürbt. Niemand beachtete mich, keiner konnte sehen, wer ich war. Und das erkannte ich als ein wohltuendes, neues, überraschendes Gefühl. Der Kopf

der jungen Frau, der auf meiner Schulter ruhte, die Wärme ihrer Glieder, die mich durchströmte, die Stille, das Schweigen, das regelmässige Rumpeln des Zuges auf den Schienen, selbst das schwere Atmen und Stöhnen einiger Schläfer, das alles gab mir ein naives Glück. Mitten in einer Gruppe von Menschen, egal welcher Art, die entwurzelt sind und leiden, gehörst du einfach dazu!

Dann begann das kleine Mädchen jämmerlich zu weinen. «Sie hat Hunger!» entschuldigte sich die junge Frau. Ich holte aus meinem Beutel eine Dose Corned-beef, Brot und Schokolade heraus, Proviant, den ich für meine Reise bekommen hatte. Wir assen gemeinsam im Dunkeln, dann schlief das Kind beruhigt ein. Und auch die Mutter schlief wieder an meiner Schulter. An einer Station, wo der Zug längere Zeit hielt – es dauerte manchmal stundenlang, bis die Fahrt weiterging –, fuhr sie plötzlich erschrocken auf: «Wir sind angekommen, ich muss raus!» Es war in St. Pölten, kurz vor Wien, und draussen dämmerte der Morgen. Ich half ihr hinunter, reichte ihr das Bündel und das Kind. Der Zug fuhr gerade langsam weiter, und wir winkten einander im Dämmerlicht noch lange zu. Sie war blond und schön und lächelte, ein unvergesslicher Anblick. Als ich wieder zurückkroch auf meinen Platz, murrten einige Leute, die den Abschied beobachtet hatten. Eine alte Frau erboste sich: «Wie können Sie Frau und Kind allein zurücklassen, mitten im Krieg!»

Sie hatten noch nicht begriffen, dass der Krieg wirklich zu Ende war.

21

Merkwürdigerweise kann ich mich an die ersten Tage in Wien nicht mehr erinnern. Es war wohl eine meiner grössten Niederlagen: Ich hatte mir im Mai 1938, bei meiner Ankunft in Frankreich,

geschworen, nie wieder den Boden von Wien zu betreten! Und ich kam jetzt wohl nur vorübergehend zurück, um vielleicht meine Mutter, meine Schwester, den Bruder zu finden. Ich wohnte die ersten Tage in einem öffentlichen Flüchtlingsheim, ich weiss nicht mehr, wo. Dann mietete ich ein Zimmer bei zwei alten verschrobene Schwestern in der Berggasse, gegenüber dem Haus, wo einst Sigmund Freud gelebt hatte. Von meinen Verwandten war niemand zurückgekehrt, sie waren offenbar alle in Auschwitz geblieben. Erst ein Jahr später entdeckte ich meinen Bruder Otto über das Rote Kreuz, er hatte in Lyon überlebt, war von einem Schuhmachermeister zwei Jahre lang versteckt worden, für den er gearbeitet hatte. Und ich war weiterhin fest entschlossen, Wien zu verlassen.

Eines Tages, es muss im November 1945 gewesen sein, fuhr ich zum Währinger Gürtel, wo sich das Büro der IRO befand, um mich für einen Transport vormerken zu lassen. Es handelte sich um eine grosse amerikanische Institution (International Repatriating Organisation) zur Rückführung der von den Nazis verschleppten Menschen, DP's genannt. An die zwölf Millionen Fremdarbeiter, vor allem Ukrainer, Polen, Franzosen, Displaced Persons, die sich am Ende des Krieges noch in Deutschland und Österreich aufhielten. Ich wollte nach Amerika, wo ich nachweislich noch Verwandte hatte. Man sagte mir, ich würde in einem der nächsten Transporte, in vielleicht zwei Monaten, an der Reihe sein!

Als ich am Gürtel wieder in die Strassenbahn einstieg, redete mich ein Kerl an, der gerade noch schnell aussteigen wollte. Er sagte: «Fred, willst du meine Wohnung haben, ich gehe auf Transport!» Er drückte mir einen Schlüssel in die Hand und sprang ab, während die Strassenbahn bereits weiterfuhr. Dann rief er mir noch die Adresse zu: «Dresdner Strasse 40, Tür 10!» Es war Max

Lederer, der Melancholiker aus Salzburg. Und ich habe ihn danach nie wiedergesehen. Ich fuhr sofort in die Dresdner Strasse, denn ich konnte es nicht recht glauben. Es war übrigens das Viertel im 20. Wiener Gemeindebezirk, wo meine Eltern 1917 gewohnt hatten, als ich zur Welt kam. Ausserdem befindet sich dort um die Ecke in der Meldemannstrasse das Obdachlosen-Asyl, wo einst Hitler seine Laufbahn begonnen hatte!

Die Nummer 40 war ein altes, heruntergekommenes Vorstadthaus, mitten zwischen Fabriken. Überall Ruinen und Schutthäufen, auf denen Gras wuchs. Dem Haus gegenüber stand ein ausgebrannter russischer Panzer, hier hatten noch in den letzten Tagen des Krieges heftige Kämpfe stattgefunden. Dann ging ich hinauf, öffnete die Tür und befand mich in einer kleinen, aus Zimmer und Küche bestehenden hübsch eingerichteten Wohnung. Ich glaubte zu träumen. Um sicherzugehen, wollte ich beim Hausbesorger fragen. Eine vielleicht fünfzigjährige Frau öffnete mir, sie war dick, neugierig und sehr freundlich: Jawohl, der Herr Lederer sei heute nach Palästina abgereist. Schade, er war sehr nett! Immer ruhig, schweigsam und höflich. Er hat die Wohnung von der russischen Kommandantur zugewiesen bekommen. Es war vor dem Krieg eine jüdische Wohnung, dann haben sich Nazis hineingesetzt! Und jetzt wurden die Rückkehrer aus den Konzentrationslagern mit den ehemals jüdischen Wohnungen versorgt. Ob ich denn nun einziehen wolle? Sie freue sich, wieder einen anständigen jungen Mann im Hause zu haben. Und sofort schüttete sie sich aus, begann ein langes Gespräch, erzählte mir ihre Lebensgeschichte. Ihr einziger Sohn Karli sei im Krieg gefallen, mit zweiundzwanzig Jahren! Und dann machte sie mir weinend ein schreckliches Geständnis: Ein Soldat sei gekommen und habe ihr das silberne Kettchen von Karli gebracht, die Halskette lag in einer kleinen Dose und war noch voll von getrocknetem Blut! «Wissen

Sie, ich kann mich net beherrschen, muss immer dran riechen ...»

Ich zog noch am gleichen Tag ein, alles, was ich besass, passte in einen Koffer. Es war einer von jenen unglaublichen, verrückten Zufällen, die mein Leben oft bestimmt haben! Ich hatte zum erstenmal in meinem Leben eine Wohnung, hatte ein sauberes Bett, eine gut eingerichtete Küche, Wasserleitung und Klo auf dem Gang, wie es in den alten Vorstadthäusern Wiens üblich war, ich war glücklich!

Aber wer redet von Glück. War irgendjemand glücklich? Die Heilsverheissungen von Hitler und Konsorten, wohin haben sie die Menschen geführt? Um welchen Preis wollten sie die Deutschen zum auserwählten Volk der Erde machen? Fünfzig Millionen Tote! Und wer hat den Frauen berichtet, wie ihre Väter, Männer und Söhne im Krieg gestorben sind? In Stalingrad, im Jänner 1943, eingeschlossen in den Ruinen der Stadt – nicht nur an blutenden Wunden, an Hunger und Kälte, im Schnee, im Schlamm elendig verreckt. Auch für die Verwundeten und Kranken gab es keine Hilfe. Hunderttausend gingen bei Stalingrad in Gefangenschaft, nur fünftausend kamen zurück. Und wie sind die Millionen Menschen in den Gaskammern und KZ-Lagern gestorben!

Und doch lebte diese Stadt. Gott hatte sie nicht mit Pech und Schwefel vernichtet. Die Leute arbeiteten emsig, schleppten Steine, zogen Wägelchen voll Gerümpel durch zerstörte Viertel, sortierten den Ramsch, der ihnen geblieben war. Hunderte Frauen in grauer Kluft, mit bestaubten Kopftüchern und grauen Gesichtern, standen an den Schutthaufen der Inneren Stadt; sie klopfen die Steine ab, schichteten sie zu hohen Stößen auf. Die Eckkneipen in den Arbeitervierteln waren um sechs Uhr früh wieder voll von Männern, die in den halb zerstörten Fabriken arbeiten gingen und sich morgens Mut antranken, um den Tag zu bestehen.

Was musste in den ersten Jahren geschehen, um aus Deutschland und Österreich wahrhaft demokratische Staaten zu machen? Die alten Machtstrukturen mussten gebrochen werden. Was leider nicht geschah. Regierung und Ämter mussten entnazifiziert werden, wie es damals hiess; mit dem Faschismus gründlich abrechnen wäre das Gebot gewesen, die Kriegsverbrecher aburteilen! Das alles wurde nicht wirklich getan. Entnazifiziert wurde nur in der ersten Zeit, dann fingen die Politiker an, um die Stimmen der Nazis zu werben, weil sie gewählt werden wollten. Die wiedererrichtete Republik Österreich war auch formell kein besiegtes, sondern ein «befreites» Land. Das war das sorgsam gehütete aussenpolitische Kalkül und die Parole des offiziellen Österreich. Aber die Bedingungen, welche zu Auschwitz geführt hatten, waren in Deutschland und Österreich im Wesentlichen noch vorhanden. Das Potential der im rechten Lager verbliebenen Kleinbürgermassen, der Uneinsichtigen und der noch immer Hitlergläubigen – und ihre Zahl war beträchtlich –, diese Menschen waren bald wieder rehabilitiert und wahlberechtigt und wurden daher von den Politikern umworben. Die grosse Heuchelei – Österreich sei das «erste Opfer» der Naziokkupation gewesen und nicht mitverantwortlich für den Krieg – wurde zur Lebenslüge dieses Volkes, die ein Umdenken in den Köpfen und eine wahrhafte Reinigung der Atmosphäre verhinderte. Die Stadt war damals fast zur Hälfte zerstört, und doch spürte man einen unbändigen Lebenswillen ihrer Bewohner. Ich mochte es, durch die Innenstadt zu gehen und zu beobachten, wie diese mir noch fremden Menschen die Häuser wieder aufbauten, wie die Geschäfte wieder erstanden und die wenigen Cafés sich füllten. Es roch von Ziegelstaub und Moder, und doch auch an manchen Ecken von frisch gebranntem Kaffee und

Bäckereien, dieser hintergründig süßliche Duft von Tradition und Verfall.

Ich konnte nicht aufhören, die Menschen auf den Strassen zu betrachten und mich dabei zu fragen – was wäre aus euch geworden, wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte? Und während ich jeden Tag stundenlang durch die Strassen lief, genauso wie ich es in der Emigration getan hatte, erfüllte mich das paradoxe Glücksgefühl meiner Fremdheit und Anonymität. Und ich hatte im Kopf eine Geschichte, die ich schreiben wollte: Ein Junge kommt aus dem Krieg zurück – und sucht den Mörder seines Vaters! Der Vater, ein Widerstandskämpfer, war von der GESTAPO entdeckt, verhaftet und hingerichtet worden. Der Verräter war der Bruder des Vaters. Und die Mutter lebte nun mit dem Verräter. Hamlet! Ich hatte eine komplette Hamlet-Version im Kopf. Und es schien fast, wenn ich durch die Strassen lief, als suchte ich den Mörder meines eigenen Vaters!

In der Dresdner Strasse sah ich manchmal zwei orthodoxe Juden gehen, mit Kaftan, breitkrepigem Samthut, mit Bart und Schläfenlocken. Sie fielen auf, die Leute drehten sich nach ihnen um, und ich beobachtete ihren seltsamen Gang: Sie gingen immer schnell und vorgebeugt, mit kleinen Schritten, die eine tiefe innere Furcht und Ungeschicklichkeit verrieten. Ihre Gestalten wirkten verkrampft, aber doch voll einer rätselhaften Energie, und ich glaubte über die Strasse hinweg den Angstschweiss ihrer gedrunge-
nen Körper zu riechen. Wo kamen sie her, aus welchem Lager, welchem Versteck? Sie wohnten wohl in einem dieser verrotteten Häuser meiner Strasse und warteten ungeduldig auf ihre Ausreise, genau wie ich! Man hatte diese Menschen wie Ratten gejagt, wie und wo hatten sie überleben können? Und sie blickten nicht auf, sie sahen nicht die Leute, die ihnen begegneten, blickten durch sie hindurch oder auf den Boden. Einmal sah ich, wie ein Mann sich

umdrehte und laut lachend fragte – wieso man diese Typen übersehen und sie nicht vergast habe?

Wie konnten diese Unglücklichen auf der Strasse gehen, sich unter Menschen bewegen, ohne zu sehen? Die Erfahrung, die wir aus der Beobachtung der Menschen gewinnen, sowie die damit verbundene Auseinandersetzung mit uns selbst ist eine kostbare Gabe und für das Überleben wichtig. Wer darauf verzichtet und sich letztlich auf Gottes Ratschluss verlässt, lästert Gott, denn er hat uns mit scharfen Sinnen und einem prüfenden Verstand ausgestattet, damit wir uns der Verfolgung erwehren. Diese Leute machen Gott zu einem Götzen, dem sie alles weihen, sogar ihren Verstand. Die Orthodoxen – auch jene anderer Religionen – machen auf mich den Eindruck von Menschen, die auf das Leben nicht reagieren, die innerlich tot sind und sich dem steinernen Dogma überlassen, sie sind völlig erstarrt!

Können Menschen sich ändern, wachsen, sich verwandeln? In unserer Epoche, inmitten einer einzigartigen Kultur, hat das deutsche Volk die Barbarei wiedererstehen lassen. Und wie werden sie heute damit fertig, wie werden sie zurückfinden zu sich selbst? Dazu eine Geschichte von einem Mörder, der sich änderte: Es war in einem Aussenlager des KZ Gross-Rosen, wo wir schwere Arbeit leisten mussten, nämlich tiefe Gruben ausheben und Steine schleppen. Dort terrorisierte uns ein Unteroffizier der Bewachung, ein bössartiger Antreiber und Sadist. Er war Kriegsinvalide, hatte ein Holzbein, ging an einem Stock und hatte rötliches Haar, das ihm den Namen «der rote Teufel» eintrug. Wenn er sich näherte, hiess es: «Der rote Teufel kommt!» Ein Warnruf, der uns sofort fester zupacken liess, um nicht seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er fluchte, wütete, prügelte uns mit seinem Stock, bis zu jenem Tag, wo er Jankele totschiug. Jankele war ein Junge aus Sosnowiec, der hustete und schon sehr schwach war, den wir versteckten und

für den wir arbeiteten, in der Hoffnung, dass der Tag der Befreiung nahe sei. Der Rote hatte ihn auf der Baustelle beim Schlafen erwischt. In der darauffolgenden Nacht schlug er ihn tot mit seinem Krückstock aus braunem Haselnussholz. Wir hörten, während wir in unserer Baracke zu schlafen versuchten, die entsetzlichen Schreie von Jankele in der Waschbaracke. Am nächsten Morgen wurde Jankeles Leiche aus der Waschbaracke geholt. Und noch nach Tagen fanden wir Hautfetzen mit Haaren daran. Der Rote hatte Jankele auf den Kopf geschlagen, bis er tot war. Und was ist danach geschehen? Der rote Teufel war von dem Tag an wie verwandelt. Er fluchte nicht mehr. Prügelte uns nicht mehr mit seinem Stock. Er hatte eine Erfahrung gemacht. Eine Erfahrung mit sich selbst. War er über seine eigene Grausamkeit erschrocken? Viele Gestiefelte wandelten sich – aber meist zum Bösen hin! Man hasst schliesslich jene, denen man Böses tut, man hasst sie aus schlechtem Gewissen. Die Juden waren selber schuld, hiess es, dass man sie schlagen musste! Die Wachposten hielten sich an die Vorschriften und an das Dogma. Es war Befehl, die Juden zu vernichten! Und man musste gehorchen. Genau so wurde es in den Prozessen formuliert: «Ich habe nur meine Pflicht getan!»

23

Die kleine und abgeschiedene Wohnung in der Dresdner Strasse bot mir eine Zuflucht, die mich bewog, mir eine gebrauchte Schreibmaschine zu kaufen und mich zum erstenmal in meinem Leben meinen Schreibversuchen hinzugeben. Ich war bereits achtundzwanzig Jahre alt und schrieb an einem Roman, dem ich den Arbeitstitel «Hekuba» gab. Gleichzeitig suchte ich Arbeit, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Zum besseren Verständnis der folgenden zehn Jahre bis 1955, die ich entgegen meinen Erwartungen in Wien zubrachte, möchte ich jene Ereignisse in wenigen Sätzen skizzieren, die mein Leben verändern sollten: Ich hatte also eine Wohnung und lernte kurz darauf eine Frau kennen – Ottilie. Ich hatte mich nach einer neuerlichen Abfuhr der Auswanderungsbehörde entschlossen, in Europa zu bleiben und zu heiraten! Im April 1953 wurde unsere Tochter Eveline geboren. Ich lebte fünf Jahre mit Otti – und verliess sie wieder, wie ich bis dahin jede Frau, jeden Ort und jede Geborgenheit verlassen hatte. Ich begann jenen Roman zu schreiben, der nie fertig werden sollte. Dieser innere Konflikt zwischen Beharrung und Aufbruch war schon in meiner Kindheit angelegt, als ich mit zehn Jahren begonnen hatte, meine Flucht aus Wien zu entwerfen, in einem Schulheft und mit vielen Details einer Bootsfahrt die Donau stromabwärts. Mit vierzehn lief ich zum erstenmal von zu Hause weg, kam aber ausgehungert wieder zurück. Im Herbst 1945 hörte ich von der Wiedereröffnung der Schauspielerschule im Reinhardt-Seminar in Wien. Ich schrieb einen langen Brief an die Leitung des Instituts (Hans und Helene Thimig) und wurde aufgenommen. Ich wollte Regie studieren, hielt es aber nur wenige Wochen aus. Ich war schäbig gekleidet, war der einzige Jude und Heimkehrer aus dem KZ unter siebzig Kommilitonen, alle jünger als ich, gepflegte Kinder der Wiener Bourgeoisie, die keine Ahnung hatten, wer ich war und woher ich kam, deren Unwissenheit mich erschreckte. Ich wurde 1947 Mitglied der Kommunistischen Partei und blieb es bis 1968. Ich schrieb ein Jugendbuch, «Taifun über den Inseln», fand aber in Wien keinen Verleger. Es gab allgemein wenig Interesse für Überlebende der Judenvernichtung, niemand hatte uns zurückgerufen, niemand hatte uns begrüsst.

Aber zurück ins erste Nachkriegsjahr. Ich treffe zwei Kameraden aus dem KZ auf der Strasse. Dolfi Panzer und David Lopper, wir hatten uns zuletzt im Lager Hirschberg im Riesengebirge gesehen, damals in Fetzen gekleidet. Ein grotesker Anblick, einander in einem normalen Zustand zu finden, ordentlich angezogen. Eine herzliche und doch auch trockene Begrüssung: «Du lebst noch?» Irgend etwas hat uns abgebrüht. Jeder hat schon mehrere Überlebende in Wien getroffen, jedoch nicht jene, die wir suchten! (Ich hatte erfahren, dass meine Eltern und meine Schwester Renee im Herbst 1942 von Amsterdam nach Auschwitz deportiert wurden!) Einen Freund zu treffen ist ein Sieg, aber auch eine Niederlage! Wieso haben gerade wir überlebt?

Sie sind gut im Geschäft, lassen sie lachend durchblicken. Schleichhandel, was denn sonst? Mit Schokolade, Kaffee, Zigaretten. Jeder macht das. Oder hast du eine bessere Idee? Die einzige Art, wie man sich in dieser beschissenen Zeit über Wasser halten kann. Und nun sind sie gerade unterwegs zum *Esplanade*. Ein Tanzlokal, Jazz, Frauen und ein Treffpunkt der Experten. Du kennst es nicht?

Ich glaube, es war in der Kärtnerstrasse, wo wir uns begegneten. Wiens Nobelstrasse brillierte schon wieder, trotz der vielleicht fünfzehn ausgebrannten Häuser, deren Türen und Fenster mit Brettern vernagelt waren. Schon bewegte sich wieder eine erregte Menge an hellen Schaufenstern und Cafés vorbei, kichernde Mädchen und Burschen, Schieber, Spekulanten, Bettler, Huren. Es ist Freitagabend, und viele Leute gehen in ein Lokal. Ob ich mitgehen möchte? Und Dolfi, während er einen prüfenden Blick auf meinen ärmlichen Anzug wirft, sagt, er habe gute Verbindungen, ob er mich bei einem seiner Geschäftsfreunde einführen soll? Und dann in dem Tanzlokal, es ist voll wie ein summender Bienenstock, junge Männer und viele hübsche Mädchen ganz auf amerikanisch getrimmt. Auch einige Gis in ihren schmucken Unifor-

men, duftende Zigaretten rauchend. Die Kapelle spielt flotte amerikanische Schlager, und die Schleichhändler taxieren die hereinkommenden Leute mit geübtem Blick – was gibt es Neues auf dem Markt?

Dolfi und David begrüßen einen Freund. Das ist Fritz! Er war in einem anderen Lager. In drei Wochen fährt er nach Kanada. Bei Fritz am Tisch sitzt eine hübsche Blondine, schweigsam und verschüchtert. Das Milieu ist ihr fremd. Und ich bin ihr dann öfter in der Strassenbahn begegnet – sie wohnte in meiner Nähe. Ich begleitete Otti mehrmals zu ihrem Haus, bis ich es wagte, Fragen zu stellen. Nein, sie hat keine Arbeit, sie habe zwar eine Stellung in Aussicht, aber das könne noch Monate dauern. Und Fritz ist auch nicht ihr Verlobter, er fährt nach Kanada! Und es würgt mich, aber ich muss es ihr sagen: Ich bleibe auch nicht hier. Ich gehe nach Amerika! Vielleicht in zwei Monaten. Und dann ein längeres Schweigen. Und ich erzähle dann, um das Schweigen zu durchbrechen, die Geschichte, wie ich zu meiner Wohnung kam. Und dann frage ich sie, befangen und ohne recht zu überlegen, ob sie vielleicht Lust hätte, sich meine Wohnung anzusehen. Und ich rede locker weiter, erzähle, wie ich an der Schreibmaschine hocke und an einem Buch tippe. Und um mich herum – Chaos! Sie lacht. Und ich ahne noch nicht, dass ich soeben eine Entscheidung fürs Leben getroffen habe. Sie wirft mir einen schrägen Blick zu. Es war wohl das Albernste, ihr zu erzählen, dass ich ein Buch schreibe. Sie überlegt eine Weile, dann sagt sie, dass sie es probieren will. Ich bin berührt von ihrer Schönheit und ihrem einfachen, aufrichtigen Wesen. Hab ich mich in sie verliebt? Sie kommt am nächsten Tag und bringt in einer Stunde alles in Ordnung. Ich lasse sie noch mehrmals gehen, ehe ich es wage, sie zu einem Spaziergang aufzufordern. Ich bin in ihrer Gegenwart noch immer befangen und wie gelähmt. Ich habe fünf Jahre ohne Frauen gelebt!

Ich renne durch die Strassen der Stadt, ich lese in einem Café am Graben die Zeitungen, beobachte die Menschen. Ich mache Aufzeichnungen in einem Heft, wie schon vor dem Krieg – und der Gedanke an diese Frau, die in meiner Abwesenheit die Wohnung betreut, entzückt mich. Es wäre schön, mit ihr ein normales Leben zu führen! Aber nun beginnen die Zweifel in mir zu nagen: Was machst du mit diesem Mädchen? Das ist keine Frau für ein kurzes Abenteuer! Du spielst mit ihren Gefühlen, während du doch entschlossen bist, dieses Land zu verlassen!

Die Stadt ist voll von merkwürdigen Figuren. In Österreich gab es bis 1948 noch 600'000 Displaced Persons, vor allem Franzosen, Polen, Ukrainer, Juden. Die meisten haben keine Arbeit, vegetieren in Barackenlagern oder anderen elenden Quartieren. Und die meiste Zeit bringen sie auf den Strassen zu. Für viele ist der Krieg noch nicht zu Ende. Sie tragen viel zu grosse, geflickte, irgendwo zusammengeklautbe Kleider. Alte Männer wühlen in Mistkübeln, Kinder betteln, Frauen werfen wilde, ratlose Blicke um sich. An jeder Ecke Schleichhändler oder Huren. Die Oper ist zerstört, der Stephansdom ausgebrannt, nur die Aussenmauern und Türme stehen noch. Viele Brücken über die Donau und den Donaukanal sind gesprengt. Wien ist im Vergleich zu Berlin oder München nur wenig beschädigt, aber in manchen Bezirken häufen sich die Bombenruinen. Und wie zerstört und ausgebrannt sind die Menschen? Manchmal rede ich mit Leuten, die herumstehen, als wüssten sie nicht, wohin sie gehören. Und viele macht diese Hoffnungslosigkeit gesprächig. Eine vielleicht vierzigjährige Frau sagt zu mir: «Mein Mann ist nicht zurückgekommen. Aber er lebt! Ich spüre das. Ich werde ihn finden!» Und schaut sich mit schreckhaft geweiteten Augen um. In der Strassenbahn sitze ich neben einer alten Frau, sie hält einen kleinen Hund auf ihrem Schoß und redet mit der Schaffnerin: «Sehng's, zehn Kinder hab i ghabt, und

jetzt hab i nur an Hund!» Eine Lebensgeschichte in einem Satz. Später werde ich solche Geschichten schreiben.

Einige Kriegskrüppel haben sich als Schuhputzer oder Zigarettenverkäufer in der Kärtnerstrasse oder am Graben etabliert. Sie haben gute Kundschaft, die Schleichhändler werfen mit leichtverdientem Geld herum. In der Inneren Stadt sieht man manchmal wieder elegante alte Damen und Herren, die Vertreter der Bourgeoisie. Viele gehen mit versteinerten Gesichtern herum und schimpfen auf das «Gesindel!» Ein freundlicher alter Herr sagt zu mir: «Sind Sie vielleicht Jude? Aber nein, ich hab nix gegen die Juden. Der Hitler hat ja eigentlich auch nix gegen die Juden gehabt, jedenfalls nicht gegen die eigenen Juden. Nur gegen die jüdischen Bankiers in Amerika und Frankreich, die alles an sich reißen wollen, gegen die hatte er was!» Und wenn man dann fragt, wieso denn in ganz Europa die Juden gejagt und die meisten deportiert und ermordet wurden? «No», heisst es dann: «Das waren Übergriffe. Übergriffe gibt es in jedem Krieg!»

Und ich klappere auf meiner Maschine, schreibe Skizzen und Reportagen, schreibe an meinem Roman. Dabei betrachte ich heimlich Ottilie bei ihrer Hausarbeit und freue mich über ihre Nähe. Und noch immer bin ich entschlossen, Wien zu verlassen!

24

Aus den zwei Monaten Wartefrist, wie man mir versprochen hatte, war fast ein Jahr geworden. Zu viele DPs warteten wie ich auf die Abreise. Eines Tages kam endlich die Nachricht, ich sei für einen Transport eingeteilt! Es war, glaube ich, im Oktober 1946. Der Gedanke an meine Abreise lag wie eine dunkle Wolke zwischen uns. Otti war in letzter Zeit auffallend abgemagert, hatte manch-

mal vom Weinen gerötete Augen. Wir redeten nicht mehr über unser Problem, es war unabänderlich. Alles war für den Tag des Abschieds vorbereitet, selbst die Wohnung war abgemeldet, um sie für einen anderen Rückkehrer frei zu machen. Drei Tage vor der Abreise kam ein Telegramm, ich sollte mich sofort bei der IRO am Währinger Gürtel melden! Dort eröffnete mir ein freundlicher Beamter – ich sei bis zum nächsten Transport zurückgestellt, es hätten sich Unklarheiten darüber ergeben, ob ich als Displaced Person gelten könne, da ich einen österreichischen Pass besitze! Neben mir stand ein älterer Mann, für den das gleiche galt. Er war Schneider, seinen Namen habe ich vergessen. Er wurde weiss wie die Wand und wankte. Er habe eben seine Nähmaschine verkauft, stammelte er. Auch mir wurde schlecht, eine kurze, heftige Übelkeit. Aber dann empfand ich jene steinerne Ruhe, wie oft in Augenblicken eines Unglücks. Es war, als stünde ich vor einer Mauer, an die ich vergeblich klopfte. Und in diesem Moment beschloss ich, Schluss zu machen mit meinem amerikanischen Traum! Seit zehn Jahren hatte ich mich an verschiedenen Orten Europas vergeblich um ein US-Visum bemüht. Es sollte offenbar nicht sein! Ich handelte völlig mechanisch, nahm ein Taxi und brachte den Schneider zu seinem Haus in der Praterstrasse. Er war wie gelähmt. Ein paar Tage später ging ich dort vorbei, um nach ihm zu fragen – er hatte sich umgebracht!

Und wie habe ich es Otti mitgeteilt? Sie stand in der Küche und bereitete das Mittagessen, der Tisch war gedeckt. Sie schaute mich nicht an. Sie hatte geweint. Ich sagte zu ihr: «Setz dich bitte!» Und dann sagte ich ganz ruhig und sachlich: «Ich reise nicht ab. Wenn du willst, können wir in vier Wochen heiraten!»

Wir heirateten im Dezember 1946. Ich war sehr erleichtert, endlich eine klare Situation geschaffen zu haben. Ich glaubte in

meiner Naivität wirklich, mein innerer Konflikt sei mit einem Mal gelöst. Ich begann mit neuem Elan an meinem Buch zu schreiben, aber wir hatten kein Geld. Und gleich im neuen Jahr liess ich mich von Dolfi Panzer an einen seiner Geschäftsfreunde vermitteln. Es war ein alter Mann, er hiess Wexberg, ein wortkarger und verschlossener Typ, der allein in einer grossen Wohnung vegetierte. Er lebte ärmlich wie in der Emigration, war aber sehr reich. Die Wohnung war angefüllt mit Waren, die auf dem schwarzen Markt gehandelt wurden. Er brauchte einen Gehilfen, und ich wurde wieder eine Art Laufbursche und Handlanger, aber gut bezahlt. Nach zwei Monaten hatte ich so viel Geld verdient, dass ich glaubte, etwas Neues beginnen zu können. Wieder einmal hatte ich gemerkt – und auch Wexberg merkte es –, dass ich für Geschäfte nicht zu gebrauchen war! Ich kaufte einen Fotoapparat und begann mit Eifer in den Strassen zu fotografieren. Ein Bekannter, ein gewisser Ponger, hatte eine Presseagentur aufgemacht, er hatte in der Emigration als Fotograf gearbeitet und gab mir praktische Hinweise. Nach wenigen Wochen verkaufte Ponger meine erste Fotoreportage.

Ich traf Oscar Horowitz in einem kleinen Café in der Stadt. An einigen Tischen sassen ältere Herren, lasen die Zeitung und tranken Kaffee. Es war still im Raum, nichts zu hören als das Klingeln der Tassen und Gläser und das Rascheln der Zeitungen. Auch Horowitz und ich lasen Zeitung, jeder an seinem Tisch. Und auch auf seinem Tisch lag ein Fotoapparat, was mich aufmerken liess. Dann erkannten wir einander. Grosse Freude, denn wir hatten uns, immer wenn wir uns in Paris getroffen hatten, viel zu erzählen. Er kam herüber und fragte lachend:

«Glaubst du an Schicksal?»

«Nein», sagte ich, «ich glaube an Koinzidenz!»

Ich erinnerte mich, dass «Coincidence», damals vor Jahren, ei-

nes seiner Lieblingswörter war. Er glaubte nicht etwa an die Sterne und ihren magischen Einfluss auf die Menschen, aber er meinte, die Wege des Menschen seien vorbestimmt! Du selbst triffst eine Wahl, wenn auch unbewusst. Du stösst immer wieder auf Typen, die dich aus deinem Schlaf wecken werden! Das nannte er «Coincidence». Und er war scharfsinnig genug, nie etwas ernst zu nehmen, wie leidenschaftlich er es auch vortrug: Einer, der diesem in ihm verborgenen Magnetismus nicht folgt, der sich nicht ständig wandelt, stirbt an Verknöcherung! Der Mensch hungert nach Begegnungen, die ein mittleres Herdfeuer in ihm entfachen können. Horowitz schrieb recht gute Gedichte und hatte Anwandlungen von Begeisterung und Melancholie. Er wurde später ein stadtbekannter Fotograf. «Weisst du», sagte er lachend, «die meisten Leute sind schon tot, aber wir leben noch!»

Er war ein mittelgrosser, sehr dünner Mensch mit einem zu grossen Kopf, einer Adlernase und wachen, ehrlichen Augen. Er wirkte auf mich wie eine Energiepatrone, an der man sich aufladen konnte. Und dann fragte ich ihn: «Du bist nach Wien zurückgekommen, warum?» Er war zu Beginn des Krieges in der französischen Fremdenlegion, wie Rosenberger und viele andere, und hatte sich später in Paris mit falschen Papieren vor dem Zugriff der Nazis retten können. Wie konnte man Paris verlassen, um nach Wien zurückzukehren? «Du willst wissen warum? Ich bin Kommunist!»

Also gut, die Partei hat ihn gerufen, wie es so schön heisst. Dann redete er hitzig und gedämpft auf mich ein, wie in der Illegalität: «Du warst im Konzentrationslager und bist nicht in der KP, wieso nicht? Bist du denn blind? Widerstand gegen Hitler – das waren zum grössten Teil die Kommunisten! Und ohne die Sowjetunion, ohne die Rote Armee hätte Hitler den Krieg gewonnen! Sieh dich einmal um, wie die Nazis wieder aus allen Löchern hervorkriechen. Man braucht sie noch, die Schweinehunde!»

Fast alle Freunde und ehemaligen Verfolgten waren Kommunisten, schliesslich ging auch ich 1947 in die Partei. Links bedeutete einfach, Antifaschist zu sein! Auf dem rechten und bürgerlichen Spektrum trafen sich die heimlichen und offenen Sympathisanten der Nazis. Der Kalte Krieg bedeutete Fortbestand vieler Strukturen des Nationalsozialismus. Die Todesurteile vom ersten Nürnberger Prozess hatten uns einige Genugtuung verschafft, aber es handelte sich nur um eine Handvoll Kriegsverbrecher, während Tausende Mörder sich ihrer Freiheit und bald auch wieder ihrer Privilegien erfreuten! Die sogenannte Entnazifizierung in Deutschland und Österreich war eine Farce, und Adenauer hat mit seinem Wohlwollen den Nazis gegenüber die politische Kultur Deutschlands für viele Jahre vergiftet.

Die Schweinehunde von gestern wurden noch gebraucht. Schweinehunde sind eine äusserst begehrte Sorte Leute. Es liegt in der Natur jeder reaktionären Machtkonzentration, dass sie über genügend willfähige Kreaturen verfügt, Karrieristen, Opportunisten, Hohlköpfe, Speichellecker, Polizisten und Spitzel. Die Macht unterhält immer eine Elite von höchst privilegierten und korrumpierten Funktionären, deren vitales Interesse es ist, die Macht zu verewigen. Die Welt war durch den Kalten Krieg gespalten. Auf der einen Seite die Machtapparate des Kommunismus (von dem sich später, in den sechziger Jahren, viele Mitglieder und Sympathisanten wieder abwandten), auf der anderen Seite die westlichen Demokratien, mit den USA an der Spitze, die bewusst alle verbliebenen faschistischen Diktaturen in der Welt unterstützten und sich auch im eigenen Land autoritärer Machtinstrumente bedienten. Die Lüge auf allen Ebenen und eine tiefe Krise des Menschen!

Davon sprach Albert Camus: «Es ist sehr leicht, einfach Hitler anzuklagen und zu behaupten, das Gift sei verschwunden, da die

Schlange zertreten worden ist. Wir wissen sehr genau, dass dieses Gift nicht aus der Welt verschwunden ist, weil wir es alle in unseren Herzen tragen. Wir wissen, was an Wut und Zorn verblieben ist, wenn wir die Art und Weise betrachten, in der Nationen, Parteien und Individuen fortfahren, miteinander umzugehen. Ich habe immer geglaubt, dass eine Nation für ihre Verräter ebenso verantwortlich ist wie für ihre Helden. Und ebenso ist eine Zivilisation, und besonders die des weisen Mannes, verantwortlich für ihre Pervertiertheit, wie für ihre Ruhmestaten. Unter diesem Gesichtspunkt sind wir alle verantwortlich für den Hitlerismus und verpflichtet, den allgemeinen Ursachen dieser grässlichen Krankheit nachzuforschen, die das Gesicht Europas zerfressen hat.» (In «Die Amerikanische Rundschau», März 1947.)

25

Ich hatte Horowitz getroffen, Grünberg und einige andere Kameraden aus der Emigration. Und ich war inzwischen Reporter geworden und von dieser Arbeit fasziniert: Die Besessenheit der Strasse. Menschenströme in der Inneren Stadt. Vor allem aber die romantischen Vorstädte von Wien. Der zerstörte Hafen und die riesigen Lagerhäuser an der Mündung des Donaukanals in die Donau. Die Brücken. Der Friedhof der Namenlosen, an jener Stelle, wo der Fluss die anonymen Leichen der Ertrunkenen ans Ufer schwemmt. Der niedergebrannte Prater, Sackgassen, Kreuzungen, Hinterhöfe, unterirdische Räume, Kaschemmen, Bodentiegen, Elendsquartiere in Abbruchhäusern. Und überall leben Menschen! «Die Geschichten liegen auf der Strasse», sagt Horowitz, er macht wie ich Reportagen auf eigene Faust und bietet sie verschiedenen Redaktionen an.

Leben auf sechs Ebenen, verrückt! Und ich quäle Otti mit mei-

ner Abwesenheit. Ich sollte mich an den Gedanken gewöhnen, sesshaft zu werden und ein geregeltes Leben zu führen. Ich wusste damals noch nicht so genau wie heute, dass ich dazu völlig unfähig war. Ich wurde Mitarbeiter des «Abend», eines Boulevardblatts der KPÖ. Und schon am zweiten Tag schrieb ich meine erste Reportage:

Es ist sechs Uhr früh, in der Redaktion ist der Teufel los, die Telefone rasen, die Türen fliegen auf und zu, Zigarettenqualm verpestet die Luft. «He, Wander, setz dich erst gar nicht hin!» Jemand drückt mir einen Zettel in die Hand, mit einem Polizeibericht: «Selbstmord eines Schneiders!» – «Versuche etwas herauszufinden über diesen Mann, und sei in einer halben Stunde zurück!» (Um acht gehen die letzten Artikel in die Setzerei, um neun kommt die Zeitung auf die Strasse!)

Mit mir fliegen drei andere Reporter aus, ein guter Tag für die Zeitung: Ein Mord, zwei Selbstmorde, drei schwere Unfälle auf den Strassen! Vielleicht ist es der nervenaufpeitschende Wind, vielleicht die bleierne Müdigkeit, die den Menschen in den Gliedern sitzt. Der Wagen kämpft sich durch das Gewühl der Inneren Stadt, biegt in die Taborstrasse ein. Ich finde das Haus Nummer 77, klinge bei der Hausmeisterin. «Kennen Sie einen Herrn Novak?»

«Ja, freilich, das ist doch der Schneidermeister vom ersten Stock, ist was passiert, sind Sie von der Polizei?»

«Wissen Sie es nicht?»

«Um Gottes willen, was denn ...»

«Er ist tot!»

Die Frau hat mit beiden Händen das Gesicht bedeckt. Ich zeige ihr den lakonischen Polizeibericht: «Heinrich Novak, 52 Jahre, verheiratet, um vier Uhr früh in seiner mit Leuchtgas erfüllten Werkstatt tot aufgefunden.»

Ich bin also der erste, der die Nachricht ins Haus bringt! Die Hausbesorgerin, immer noch die Hände vor dem Gesicht, stammelt:

«Jessasmaria ... Jetzt kommt grad die Frau Novak runter!»

Jemand kommt herunter, mit einem Hund an der Leine. Dann sehe ich sie – eine vielleicht vierzigjährige hübsche Frau geht an mir vorbei. Völlig ahnungslos redet sie zu dem Hund, wie sie es jeden Morgen tut. Ich drücke mich in die Ecke. Um keinen Preis möchte ich die Nachricht überbringen, die das Leben dieser Frau zerbricht!

Meine Arbeiten hat Ernst Epler redigiert, ein Redakteur, ein neuer Freund, er wird mein Lehrmeister: «Der Anfang ist das wichtigste, wenn du den Leser nicht mit der ersten Zeile packst, hast du ihn schon verloren!» – «Und wie bekommt man einen guten Anfang?» – «Schreib erst das ganze auf, dann lass den Anfang weg und nimm einen Satz aus der Mitte, dort wo der Motor schon in Hitze geraten ist! Hineinspringen in das Thema und schwimmen, das ist alles!»

Epler ist ein kleiner, drahtiger und gutaussehender Mann um die vierzig, immer etwas vornüber gebeugt, als sei er gerade dabei, eine steile Anhöhe zu ersteigen. Seine klugen Augen, der scheinbar abwesende Blick, mit dem er dich unmerklich beobachtet. Er ist Jude und hat die Zeit des Exils in New York verbracht. Dort hat er für eine Emigrantenzeitung geschrieben und nebenbei Reissverschlüsse repariert, um leben zu können. Mit Reissverschlüssen weiss er noch heute Bescheid: «Stehst du vor einem Problem, musst du nur den Zipfel finden, der dir die Hülle öffnet. Der schnelle, operative Riss, um auf den Kern des Problems zu kommen!» Und noch ein anderer Grundsatz: «Moralisiere nicht. Beklage dich nicht über die Schlechtigkeit der Welt, überlass das den anderen. Berichte sachlich und ehrlich! Keine Sentimentalität! Jammere nicht, meide jede seichte Innerlichkeit. Gefühle beim Schreiben? Lass sie weg. Gefühle sind Sache des Lesers!»

Die Fröhlichkeit im Schrecken – auch das gibt es.

Schreibe in Widersprüchen, aus deiner eigenen Polarität heraus. Du liebst das Porträt? Die Regeln sind nicht weit von jenen des Fotografen entfernt: Verfügt ein Mensch über potentielle Leuchtkraft – solltest du versuchen, sie zu zünden!

Eines Tages schickte ich eine Postkarte nach Paris: «An Monsieur Ernest Rosenberger, Paris, Café du Dôme, Boulevard Montparnasse.» Bereits wenige Tage später kam eine Antwort wie eine Fanfare: «Es ist einfach genial von Dir, wie Du mich gefunden hast. Und wann kommst Du nach Paris?» Rosenberger hatte mir während des Krieges im Interniertenlager erzählt, das Dôme sei sein Stammsitz. Und nun hatte der Schuss gesessen!

Ich fuhr für drei Tage nach Paris, das erste Mal nach dem Krieg, um danach meinen Bruder in Lyon zu besuchen. Die Rosenbergers wohnten in einem bescheidenen Hotel in der Rue du Temple. Sie empfingen mich mit einem fürstlichen Essen in mehreren Gängen, Fischsuppe, Fleisch, feine Salate, Käse, Pudding und guter Wein. Dann zog mich Rosenberger sofort hinunter auf die Strasse, seine Frau Ate schützte dringende Arbeit vor. Und nun drifteten wir über den Boulevard, von einem Bistro zum andern. Und es wurde ein Gespräch über drei Tage. Natürlich redeten wir von Büchern. Er kannte einige bedeutende Maler in Paris und erzählte mir von ihren Possen. Jeder von ihnen genial, aber menschugge! Und er kannte viele hübsche Anekdoten aus dem Liebesleben der französischen Könige sowie ihrer Maitresses. Rosenberger redete immer in einer stillen Emphase. Er lebte in der Vergangenheit, lebte in der Literatur. Nach jedem zweiten Satz hatte er ein Zitat bei der Hand, von Stendhal, Proust, Rimbaud oder Karl Kraus. Es war nichts anderes als die Fortsetzung unseres langen Gesprächs in den französischen Lagern Jahre zuvor. Und doch nur Rosenbergers Monolog. Kaum einmal die Frage: Und was machst du? Wie hast du in all den Jahren gelebt? Nichts.

Ich war eigentlich nicht vorhanden. Und das war gut so. Er war wohl älter geworden, strahlte aber immer noch jene Jugendlichkeit aus, die so erfrischend wirkte, und zugleich auch die Abgeklärtheit eines Weisen. In hohem Masse ichbezogen und doch auch mitfühlend und tolerant, mit einem messerscharfen Blick und doch partiell blind. Sein spröder Charakter, ganz und gar fertig und ausgeprägt, war dominierend, er wusste immer genau, was er wollte und was er nicht wollte!

Rosenberger war sehr einfach, aber gut gekleidet, und hatte oft das Leben eines Bettlers geführt. Auch jetzt, Jahre nach dem Krieg, konnte er es sich nicht verkneifen, einen Zigarettenstummel aufzuheben, der unter dem Tisch lag. Und er genierte sich nicht, den Stummel sorgfältig zu zerlegen und den Tabak in einer kleinen Dose zu verstauen. Rosenberger redete nie über sich selbst, er sprach ein gutes Französisch, und es war ein erlesenes Vergnügen, ihm zuzuhören. Er stellte nie Fragen, wie ich bereits sagte, und doch schien er alles von mir zu wissen. Ich muss ihm als ein gutartiger Narr erschienen sein, der wie ein Schwamm alles schluckte. Es war offenbar seine eigene Stimme, der er lauschte. Sein eingefleischter Pessimismus beeindruckte mich tief. Alles würde mit einer Serie von Katastrophen enden. Hitler war nur der Zünder auf dem Pulverfass der Welt, der wahnsinnige Vollzieher eines metaphysischen Strafgerichts. Bei alledem sass er da, beobachtete die Menschen an den Tischen oder draussen auf dem Boulevard, nippte in Gedanken versunken an seinem Glas Rotwein und schaute geniesserisch den schönen Frauen nach. Er redete nie über seine erotischen Abenteuer, liess aber ein volles Register ahnen. Wollte er nicht einen erotischen Roman aus der Zeit der französischen Könige schreiben? Und wovon lebte er jetzt? Auch er war Fotograf. Er fotografierte Landschaften und Schlösser für eine Ansichtskarten-Firma oder für die Besitzer von Villen und Hotels.

Das Wiedersehen mit Bruder Otto war ebenso ein kulinarisches Fest, denn er hatte inzwischen eine tüchtige Frau, Karoline, eine polnische Jüdin, hübsch und gescheit, die wunderbar kochte und ihm das Leben versüsste. Sie wohnten in einem uralten sechsstöckigen Haus in Lyon, das an einer senkrechten Felswand lehnte. Oben auf dem Dach eine Terrasse, wo ungefähr zehn Katzen ein herrliches Leben führten, denn es gab in der Felswand Vogelnester und im Haus Mäuse in Fülle. Otto sass noch immer acht Stunden am Tag auf seinem Hocker und klopfte Sohlen und Absätze auf alte Treter. Das Geschäft ging gut. Den ganzen Tag kamen Hausfrauen mit Kinderschuhen, was ihn verleitete, den Kunden Neuigkeiten und Anekdoten zu erzählen, wie die Schuster seit Beginn aller Zeiten. Manchmal sassen auch mehrere Besucher um ihn herum wie schon vor dem Krieg – Schlemihle, Nichtstuer, Luftmenschen, die er bewirtete. Otto und Karoline bewirteten auch mich. Jeden Tag hörte ich den gleichen Spruch: «Bleib bei uns, hol deine Frau her, wir machen miteinander ein Geschäft auf!» Dieser eherne Drang des Gettos, die Sippe beisammenzuhalten! Und ins Ohr flüsterte er mir, er habe genügend Geld erspart, um ein kleines Haus mit Garten zu kaufen. Zwei Jahre später liessen sie sich beschwatzen und sind nach Israel ausgewandert. Das ganze Geld hatte Otto in einen kleinen Koffer gestopft. Als sie mit dem Schiff dort ankamen, war der Koffer weg!

26

Wie doch meine Freunde einander ähneln – Leichtigkeit in Verbindung mit Skepsis, Fatalismus, aber auch grosse Hartnäckigkeit. Freude an den kleinsten Dingen, Ehrlichkeit, bitterer Witz, ahasverische Existenz. Man könnte dem noch einiges hinzufügen. Wir

wählen unsere Freunde, ohne uns dessen bewusst zu sein. Und ich näherte mich dem Augenblick, wo ich ausführlich von Maxie erzählen sollte. Der Tag, an dem ich ihr begegnete, im Dezember 1952, bedeutete einen tiefen Einschnitt in meinem Leben. Aber dieses Thema muss sorgfältig entwickelt werden; und es gibt mir die Möglichkeit, an diesem Ereignis zu zeigen, dass Zufall kein Zufall ist, sondern sich lange vorbereitet. Alles ist miteinander in Verbindung. Les rencontres hasardeurs – pflegte Rosenberger zu sagen – waren vorgezeichnet auf unserem Weg. Und er wusste sofort eine passende Geschichte zu erzählen, über einen Mann, dem Unglaubliches passierte, was aber aus dem bisher Gelebten hervorging, wie das Kind aus dem Bauch der Mutter! Sybillinische Mitteilungen, Prophezeiungen und Augenblicke, wo dir alles in Licht gebadet erscheint!

Der Zusammenprall mit einem Menschen, der für unser weiteres Leben wichtig wird – ist es nicht die Begegnung mit uns selbst? Ein guter Freund, eine Partnerin, die wir eines Tages finden, bedeutet es denn nicht einfach die Tatsache, dass wir in uns eine Quelle des Glücks entdecken, eine bisher noch nicht ans Tageslicht gerückte Klaviatur unseres Wesens, auf der wir zu spielen lernen. Freunde finden ist eine Kunst, die geübt und gelernt werden will. Maxie gehörte zu jenen seltenen Menschen, die, wenn sie hereinkommen, das Licht verändern und eine Atmosphäre des naiven Staunens und der Freude verbreiten, ohne sich dessen bewusst zu sein.

Aber ich sagte es schon, ich möchte weiter ausholen, um die Logik dieses Geschehens in den vorangegangenen Ereignissen einzurichten und nicht in den Verdacht zu geraten, dass ich Maxie in meiner Chronik als eine Art Heilige einführen möchte, was sie nicht war. Zwei Jahre ehe ich sie zu Gesicht bekam, kannte ich bereits einige Mitglieder ihrer Familie, die mich beeindruckten. Da war zunächst Rosi Grossmann-Breuer, damals Chefredakteurin

einer kommunistischen Frauenzeitung, für die ich gelegentlich arbeitete. Ich machte Fotos und kleine Reportagen für Rosi, und bald wurden wir Freunde. Die Themen – Frauenschicksale und Jugendkriminalität – lagen mir, alles noch von der Kriegszeit besetzte Geschichten. Rosi und ich waren ungefähr gleichaltrig, und sie gefiel mir in ihrer lockeren Art, mit Menschen umzugehen, neugierig, kameradschaftlich, voll von Ideen und einem urwüchsigen Humor. Sie war verheiratet, hatte ein Kind und führte mich bald in ihre Familie ein. Vor allem die Eltern von Rosi sollte ich kennenlernen, Hans und Lies-Tante, wie die Mutter meist genannt wurde. Die Eltern wohnten in einer Arbeitersiedlung am Rosenhügel, einer Vorstadt von Wien. Alle waren Kommunisten. Rosis Vater hatte zwei Jahre im KZ Neuengamme zugebracht, sie alle hatten im Widerstand und in der Illegalität gearbeitet und gelitten. Rosi war verhaftet worden, und im Hauptquartier der Gestapo, im Hotel Metropol – hatte sie sich zwischen zwei Verhören im Stiegenhaus aus dem dritten Stock in die Tiefe gestürzt, überlebte aber.

Hatte es denn überhaupt einen österreichischen Widerstand gegen Hitler gegeben? Hatte Österreich einen Beitrag zur eigenen Befreiung geleistet? Die Wahrheit ist, dass nahezu der einzige organisierte Widerstand gegen das Nazi-Regime von österreichischen Kommunisten geleistet wurde. Auch einzelne Fälle von Widerstand aus christlichem Ethos muss man erwähnen. Aber ein grosser Teil der Bevölkerung hatte im März 1938 Hitler einen triumphalen Empfang bereitet oder geschwiegen.

Maxie (sie hiess damals noch Elfriede Brunner, Fritzi genannt, aber ich bleibe bei «Maxie») und Rosi waren Cousinen, ihre Väter waren Brüder. Aber das erfuhr ich erst viel später, und es gab noch verschiedene Onkel und Tanten, fast alle Kommunisten. Eine solche Arbeiterfamilie kennenzulernen war für mich – aus einem jü-

disch-kleinbürgerlichen Milieu stammend – eine wichtige Erfahrung! Sie waren anders als alle die kleinen Leute, die ich bisher kannte. Der naive Optimismus meiner neuen Freunde, ihre Neugier und vielseitigen Interessen machten mich stutzig. Was hatte sie wach gemacht? Sie glaubten an die Zukunft der Menschheit. Sie glaubten fest, dass das Leben in einem sozialistischen System die Menschen grundlegend verändern würde! Sie sahen auch Fehler, wehrten sich oft lachend gegen den blinden Dogmatismus der leitenden Funktionäre der Partei. Die Scheusslichkeiten und frühen Verfallserscheinungen des Stalinismus, die sich seit Jahren schon in der Sowjetunion zeigten, hatten sich noch nicht bis zu uns herumgesprochen – und wenn, dann hielt man sie für Propaganda der Gegenseite oder für «Kinderkrankheiten» des Sozialismus! Diese Menschen lebten noch in der Unschuld des revolutionären Gedankens. Sie lasen Bücher, auch gute Literatur. Sie gingen in Ausstellungen und zu Demonstrationen, beteiligten sich an öffentlichen Diskussionen über soziale Missstände und über den weiterhin schwelenden Faschismus in Österreich. Sie besaßen auch Witz und Selbstkritik und redeten offen über die Schwächen des Parteiapparats. Und darin besteht der fundamentale Unterschied zu den faschistischen Bewegungen: Die Beschäftigung der Menschen mit den Ideen des Sozialismus, einer im Prinzip humanistischen Idee, bedeutete zunächst einen starken Schub in Richtung Aufklärung und Demokratisierung. So lange jedenfalls, bis die Widersprüche und Fehlentwicklungen in den bereits etablierten sozialistischen Regimes Überhandnahmen.

Ich habe in all den Jahren viele solche Leute kennengelernt, und für mich haben auch sie etwas Gemeinsames: Sie waren offen und geradeheraus. Sie mögen, wie wir es heute sehen, für viele Zeichen blind gewesen sein, Zeichen, die den Verfall und die Pervertierung

des Parteiapparats anzeigten. Sie hatten noch immer Vertrauen in die Vernunft der Idee, die sich schliesslich durchsetzen würde. Es war eine Idee zur Befreiung der Menschheit von Unterdrückung, Ausbeutung und Not. Hitler, Mussolini und Franco hatten ein lebendiges Beispiel geliefert, wie Macht erzeugt wird, durch Unwissenheit und Angst, durch Entfesselung aller bösen Instinkte der Menschen, durch Verhetzung und Hass. Faschismus war eine Pforte, die der Barbarei weit geöffnet wurde, eine Kloake von Dummheit, Gemeinheit und Terror. Darauf gründete sich die Dynamik ihrer Gewalt, die schliesslich im Krieg und im Holocaust kulminierte.

Alle Linken waren mit den bestehenden Verhältnissen in der Welt unzufrieden. Und sie hatten gelernt, in vielen Äusserungen der Politiker der westlichen Welt die Heuchelei und Doppelzüngigkeit zu erkennen. Wer gegen den Sozialismus war, stand für sie mit einem Fuss auf Seiten der Faschisten. Aber keiner von diesen Leuten, über die ich rede, verlangte mehr als das Recht, menschenwürdig zu leben. Diese Menschen waren nie langweilig, in ihrer Gegenwart gab es immer angeregte Gespräche, kritisches Denken, Debatten, auch Streit und Spass. Was mich für sie einnahm, war ihre Lebendigkeit. Während ich andererseits in den Parteiversammlungen – die ich meistens mied – etwas Totes spürte. Die Sprüche und Losungen an der Wand, das mit rotem Stoff bespannte Rednerpult, die Hässlichkeit der Parteilokale. Und dazu das stereotype Wiederholen immer der gleichen Phrasen, die sektiererische Sprache, der Partiejargon, all das langweilte mich, stiess mich ab, wie mich als Kind gelegentliche Besuche in der Synagoge oder der Kirche mit ihren toten Ritualen gelangweilt und abgestossen hatten!

Ich stehe vor dem mit Glas überdachten Eingang des Wiener Konzerthauses. Alle Eingänge zum Konzerthaus sind belagert von Hunderten Menschen, die begierig sind, auf irgendeine Weise in den grossen Saal zu gelangen. Es ist heute der Schlussakt vom «Völkerkongress für den Frieden», einer grossen Veranstaltung des «Weltfriedensrates», einer kommunistischen Institution. Mitten unter den Leuten entdecke ich ein Mädchen, das mir bekannt vorkommt. Sie ist unauffällig gekleidet, und ich empfangen einen kurzen verlegenen Blick. Ein nasskalter, windiger Abend im Dezember 1952, viele der weggeworfenen Handzettel des Kongresses segeln durch die Luft und sammeln sich im feuchten Rinnstein. Ich habe ein Treffen mit Rosi Grossmann vereinbart, als Chefredakteurin ist sie zum Kongress delegiert, sie wird versuchen mich hineinzuschmuggeln! Drinnen tagen Delegationen aus der ganzen Welt, Europäer, Nord- und Südamerikaner, Menschen aus der Sowjetunion, aus den sozialistischen Ländern, aus Afrika, Indien und China. Unter ihnen viele bedeutende Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler. Ich betrachte das Mädchen mir gegenüber ... Sie bemerkt meinen Blick und schlägt die Augen nieder, linksch und anmutig zugleich. Sie hat Grund, verlegen zu sein, denn sie trägt einen alten, viel zu grossen Mantel (den Mantel ihrer Mutter, wie ich später erfahren werde, sie kommt gerade von der Arbeit), hässliche alte Schuhe, ihre blonden Haare flattern aufgelöst im Wind. Und nun erkenne ich sie – es ist das hübsche Mädchen von der Theaterkasse in der *Scala*, und ich habe sie auch öfter bei Vorträgen und Veranstaltungen neben Rosi gesehen!

Rosi kommt wie vereinbart gegen acht Uhr abends heraus, wühlt sich durch die Menge, die das Tor verstellt – sie hat Karten in der Hand. Und sie gibt jenem Mädchen und mir ein Zeichen und sagt ganz einfach: «Das ist die Fritzi Brunner, meine Cousine,

und das ist der Wander. Macht's euch bekannt!» Sie hat sich Delegiertenkarten geliehen, und wir mogeln uns hinein, von der ersten Minute an eingezwängt in einer Gruppe von vielleicht fünfzig äusserst erregten jungen Leuten, die das Haus stürmen und über eine Hintertreppe versuchen, in den grossen Saal zu gelangen.

Wir stehen im Parterre des grossen Saales, immer noch eng zusammengepresst, so dass wir uns kaum bewegen können. Drei Stunden lang stehen wir so da, wie in einer Umarmung. Im Saal befinden sich vielleicht zweitausend Delegierte. Sie feiern Abschied nach einer Woche Verhandlungen, politischer Debatten und heftiger Freundschaftsbekundungen. Die Männer und Frauen auf den Rängen und in den Logen singen Hymnen und Volkslieder, auch revolutionäre Gesänge; es gibt Rufe und Parolen von verschiedenen Seiten, die Menschen der Kontinente verbrüdernd sich, umarmen einander, brechen in Tränen aus. Eine unerhörte Erregung, eine nervöse Spannung und wilde Freude, geradezu eine Massenpsychose, wie wir sie noch nie erlebt haben. Und mitten drin wir beide, die einander noch fremd sind, stumm lauschend, aufgewühlt von der Berührung und in der Menschenmasse eng vereint, wie in einem Schmelzofen.

Ich treffe Maxie nun fast täglich. Ich bin sechsunddreissig, und sie ist knapp zwanzig Jahre alt. Ich bin wie von Sinnen und zum erstenmal von einem tiefen Gefühl überwältigt. Und es wird eine Zerreihsprobe, nach wenigen Tagen weiss ich – ich muss mich von Otti trennen! Aber woher nehme ich die Kraft, die Härte und Grausamkeit, die innere Überzeugung, die Argumente? Und wie weit kann man gehen, was kann man einer Frau zumuten, die dich liebt? Ich habe dafür keine Worte und keine Erklärung. Ein unlösbarer Konflikt!

Maxie und ich sitzen in einem kleinen Café und reden emphatisch, erzählen einander unser Leben, unsere Geschichten, unsere Träume. Wir rennen durch die Strassen, die wimmelnde, funken-sprühende Menge, und ich kann es vor mir selbst nicht verleugnen, dass ich mich wie ein Jüngling fühle. Die zehn Jahre Vagabondage und Lagerleben, hungrnd und ohne Frauen, haben mich in meinem Gefühlsleben zurückgeworfen. Maxie nimmt begierig an meiner Arbeit teil, möchte alles hören und lesen, was ich geschrieben habe, möchte alles wissen! Und ich rede, schütte mich aus. Ich gebe ihr meine Lieblingsbücher zu lesen, die sie oft in einer Nacht verschlingt: «Bericht aus einem Totenhaus» von Dostojewski, «Krieg und Frieden» von Leo Tolstoi, «Früchte des Zorns» von Steinbeck, «Carmen» von Mérimée und einige andere. Ihre Begeisterung über die Bücher und über Musik, die wir gemeinsam hören, wirkt auf mich elektrisierend. Ich erzähle ihr meine Vagabundengeschichten, die ich nach und nach aufschreiben werde. Sie ist unersättlich, die verschiedenen Versionen meiner Geschichten zu hören, sie mitzugestalten. Und wenn wir manchmal spätabends am Ufer des Donaukanals spazieren – da, wo ich jetzt in Untermiete wohne – und ich ihr meine jüdischen Witze erzähle, lacht sie, wie ich noch nie eine Frau lachen hörte. Ihr brennendes Interesse an Aussenseitern! Die Juden? Sie hat bisher nur wenige gekannt. Das jüdische Wesen ist eine Fundgrube an skurrilen Geschichten. Und sie hat selbst, wie sie lachend bemerkt, eine jüdische Grossmutter: Die Mutter ihres Vaters war ein Findelkind, angeblich das Kind einer unbekanntenen Jüdin.

Ich schreibe Kurzgeschichten und Reportagen. Ich fahre nach dem äussersten nordöstlichen Rand der Stadt, hinter dem Arbeiterbezirk Floridsdorf, und Maxie, die wieder einmal ohne Arbeit ist, begleitet mich. Fabriken, Müllhalden, Schrotberge. Lange Wasserlacken zur Lobau und zur Donau hin. Das «Bretteldorf»,

Donau hin. Das «Bretteldorf», ein Überbleibsel aus alter Zeit. Dort wohnen die «weissen Zigeuner», wie man sie nennt, die Schirmmacher, Kesselflicker, Lumpensammler, auch ein Fiakerkutscher mit seinem Wagen und Pferden. Eine Frau, achtzig Jahre alt, ein Gesicht wie Baumrinde, vom Rauchen; sie lebt allein mit sieben Katzen und drei Hunden. Und sie erzählt lachend, während sie gierig raucht, von ihren drei gewalttätigen Männern, die sie überlebt hat. (Und als sie jung war, flüstert uns eine Nachbarin zu, war sie Prostituierte!) Ein alter Mann in seiner Holzhütte, er war noch unter dem Kaiser Soldat. Nach zwanzig Jahren Dienst hat er eine wohlhabende Witwe geheiratet, die ein Wirtshaus besass. Den Besitz haben sie runtergewirtschaftet, das Haus ist abgebrannt. Die Frau ist gestorben, dann ist er ins Bretteldorf gezogen. Seine drei Söhne streunen in der Welt herum, er weiss nicht wo.

Wir reden über diese merkwürdigen Leute und über meine Freunde, die Maxie nun kennenlernt. Über Hitler reden wir, über die Russen, über Jesus und Dostojewski – über die Mörder, denen er in seinem sibirischen Gefängnis begegnet! Wir reden viel über ihre Familie, den Vater und seine Brüder und über uns selbst. Wir sind mit der ganzen Welt in eine neue Beziehung getreten! Fahrten in die Provinz, in die Wachau, um über die kleinen Weinbauern zu berichten, die nach einer katastrophalen Ernte im Vorjahr ruiniert sind. Nur die Grossen können die Krise überstehen. Fahrten ins Wienerfeld zu den kroatischen Steineklopfern und zu den Bergbauern im Steirischen. In einem Dorf im südlichen Burgenland hören wir von einem Mörder, er hat 1943 achtzehn Juden mit einem Stein erschlagen, geistig Behinderte! Hat man den Täter verhaftet? Nein. Niemand kann über seinen Verbleib Auskunft geben. Da sie unser Interesse bemerkt haben, können sich die Leute auf einmal an nichts mehr erinnern. Einige sind empört: Was suchen Sie hier? Was wollen Sie von uns? Warum lässt man die Leute

nicht in Ruhe? Das alles ist lange vorbei! Kann man nicht endlich Schluss machen mit dem Fragen? – Verkrochene Menschen, sagt Maxie. Sie sind in ihrem Kleinkram derart verkrochen, dass sie nie etwas gehört, nichts gesehen und nichts begriffen haben. Keine Spur von Trauer oder Scham, als wäre nichts geschehen. In den letzten Kriegstagen sind Zehntausende ungarischer Juden an den Dörfern vorbei in Richtung KZ Mauthausen getrieben worden. Die meisten sind unterwegs an Hunger und Strapazen gestorben oder wurden von den Uniformierten, aber auch von Bauern erschlagen oder erschossen. Massengräber an vierzig verschiedenen Orten. Schweigen! Und es ist, als wären es nur die Opfer und die Nachkommen der Opfer, die Scham und Trauer empfinden!

Und noch ein Blick zurück auf Fredi Grünberg. Es ist kurz vor dem Zeitpunkt, wo er für immer spurlos verschwinden wird. Er bietet mir seine Wohnung an. Er würde in der Zeit, bis ich etwas Besseres gefunden habe, zu einem Bekannten ziehen! Wir besichtigen die Wohnung aus Zimmer und Küche, völlig verwahrlost und voller Kram. Auf einer Schnur quer durchs Zimmer hängt seine gewaschene, aber noch immer verschmutzte Wäsche. Die Hemden sauberkriegeln gelingt ihm nicht. Maxie ist betrübt. Er ist ein guter Kerl, aber sieht er denn nicht den Sumpf, in dem er lebt? Und wenn man ihn kränkt, wird er wütend. Wir lehnen sein Angebot mit einer freundlichen Ausflucht ab. Nur einmal hab ich ihn tödlich verletzt, als ich noch bei Otti wohnte. Er hatte sich angewöhnt, nachts vorbeizukommen und zum Fenster hinaufzurufen, bis ich ihm öffnete. Er war in den Nächten betrunken und brauchte dringend ein Gespräch. Dann redete ich noch eine halbe Stunde mit ihm, es war oft schon drei Uhr früh. Er machte sich ein Lager auf dem Fussboden der Küche, ein Gästezimmer hatten wir nicht. Er stank von Alkohol, Zigarettenrauch und gestocktem

Schweiss. Als ich ihm dann, nachdem er eine Woche lang jede Nacht gekommen war, den Eintritt verweigerte (was ich heute tief bereue), stand er noch lange unten auf der Strasse vor dem Haus und brüllte, heulte, fluchte, unflätige, mörderische Flüche!

28

Die falschen Entscheidungen, verfehlt Wege. Du stehst an einer Strassenkreuzung und solltest wissen, wohin du gehst. Aber immer wieder haben unüberwindliche Hindernisse meinen Weg gestellt. Und bin ich nicht manchmal wie ein Blinder in die Ereignisse hineingetappt? Das ist doch eigentlich mein Thema – dass der Mensch sein Schicksal selbst in die Hände nimmt und sein Leben gestaltet. Was also lenkt wirklich das Schiff, auf dem wir schaukeln?

Von meinen vergeblichen Versuchen, ein amerikanisches Visum zu bekommen, in Wien, Paris, Bordeaux und Marseille, habe ich berichtet. Und hier noch ein Beispiel einer anderen wichtigen, aber verfehlten Entscheidung: Als ich nämlich im Mai 1944 in einem Aussenlager von Gross-Rosen den Entschluss fasste, mit anderen Häftlingen zu gehen, die für eine neue Fabrik ausgesucht wurden. Es sollte sich um eine Textilfabrik handeln, hörten wir, und wer dorthin kam, war ein Glückskind, denn in geschlossenen Räumen zu arbeiten konnte lebensrettend sein. Ich lag im Krankenrevier und spuckte Blut, ich hatte Tuberkulose wie viele andere auch. Nur eines konnte mich retten – genügend Essen! Draussen auf dem Appellplatz waren alle Häftlinge aus den Baracken angetreten, sie standen schon fünf Stunden und warteten ungeduldig, es war ein Sonntag, und man hatte sie um ihre Ruhepause gebracht. Ich hatte mich entschieden und kroch hinaus, stellte mich in die letzte Reihe. Dann begann endlich die Selektion, der SS-

Oberscharführer, der Lagerarzt und einige Kapos schritten die Reihen ab. Jeder Häftling bekam einen kräftigen Stoss vor die Brust. Nur wer stehen blieb und nicht taumelte, wurde für das neue Lager genommen. Viele Männer taumelten, sie waren völlig ausgemergelt und halb verhungert, einige fielen um. Auch ich fiel um. Ich kroch in die Revierbaracke zurück, legte mich auf meine Pritsche und weinte. Draussen hörten wir die gesunden Häftlinge abmarschieren. Ich glaubte mein Leben verspielt zu haben. Aber drei Monate später waren alle Auserwählten tot! Nur einer hatte es überlebt, der Pfleger Karel. (Ich habe in meinem Buch «Der siebente Brunnen» von ihm erzählt.) Dort im neuen Lager war Flecktyphus ausgebrochen, die Wachposten hatten die Fenster und Türen der Baracke einfach zugenagelt, damit sich die Krankheit nicht ausbreite, und hatten alle zweihundert Häftlinge elendig verrecken lassen! – Einige Tage nach dem Auszug der zweihundert Häftlinge wurde ich in die Schreibstube gerufen: «Bist du Zeichner?» Ich hatte bei der Einlieferung ins KZ einen Zettel ausgefüllt und als Beruf «Zeichner» angegeben. Einfach so, ich weiss nicht warum. Und nun brauchten sie einen Zeichner. Ich wurde sofort aus dem Revier genommen und in einem Verschlag nahe der Schreibstube untergebracht. «Kannst du auch Karikaturen zeichnen?» wurde ich gefragt. Natürlich konnte ich das. Eine verrückte Idee, jemand wollte dem Oberscharführer Wenzel ein Geschenk zum Geburtstag machen – einen geschlossenen Band Karikaturen aus dem Lagerleben. Und ich bekam zu essen, sogar reichlich zu essen. Das rettete mich. Und um drei Ecken gedacht – war es nicht auch die Tuberkulose, die mich rettete? Denn sonst wäre ich unter den zweihundert Verlorenen gewesen! Was unser Leben gestaltet, das sind nicht nur Entscheidungen, sondern auch Zufall und Glück,

Und noch eine andere fragwürdige Entscheidung, ein verfehelter Weg: Ich wollte nach dem Krieg nie zurück nach Wien, und nur

in meinen bösen Träumen sah ich mich wieder in dieser Stadt. Im Juli 1945, während wir im Mönchsberg in Salzburg hausten, hörte ich von einem Transport der Amerikaner; die in Österreich verschleppten Franzosen sollten in ihre Heimat gebracht werden. Ich meldete mich und wurde mitgenommen. Eine Kolonne von US-Militärfahrzeugen beförderte einige hundert Franzosen. In Mannheim wurde haltgemacht, um zu übernachten. Sie liessen uns in einem völlig zerstörten Stadtviertel in einer Ruine zurück. Hier würden wir von einer anderen Fahrzeugkolonne am nächsten Morgen abgeholt werden. Wir warteten zwei Tage, aber niemand kam. Am Vormittag des dritten Tages juckte es mich, in die Stadt zu gehen ... Als ich nach zwei Stunden zurückkam, war der Transport abgefahren! Ich blieb ganz ruhig – das Los hatte gesprochen. Und ich entschloss mich, nach Salzburg zurückzukehren und schliesslich nach Wien. Dort konnte ich vielleicht meinen Bruder finden, meine Schwester, vielleicht die Mutter, falls sie überlebt hatten.

Und nun, 1955, war ich im Begriff, nach Deutschland zu gehen. Etwa ein Unternehmen, das ich lange genug durchdacht und überlegt hätte? Nein, eine Entscheidung wie oft in meinem Leben, einem Impuls folgend. Bruno Frei, Chefredakteur der Zeitung, für die ich damals arbeitete, fragte mich, ob ich Lust hätte, am ersten Lehrgang einer neuartigen Lehranstalt in Leipzig teilzunehmen. Es war das Literaturinstitut Johannes R. Becher, das im September dieses Jahres eröffnet werden sollte. Eine Bildungsstätte für junge Autoren, nach dem Muster des Gorki-Institutes in Moskau. Sie stellten einem österreichischen Genossen einen Freiplatz zur Verfügung. Ich war sofort einverstanden. Meine Situation war beklemmend geworden, die Trennung von Otti – und die neue Beziehung zu Maxie – eine schier unerträgliche Spannung für uns alle ... Ich bewarb mich im Juni um den Freiplatz in Leipzig und wurde

angenommen, wie man mir mündlich versprach. Aber im September, als das Literaturinstitut bereits eröffnet war, hatte ich die offizielle Einladung, auf die ich warten sollte, noch immer nicht erhalten. Mitte Oktober flog ich nach Ost-Berlin und meldete mich beim Schriftsteller-Verband der DDR. Niemand wusste, woran das Versäumnis lag, ich hatte auch auf mehrere Briefe keine Antwort erhalten. (Meine erste Erfahrung mit einer übermächtigen Bürokratie – sie erzeugt an den Rändern Gleichgültigkeit und Schlampererei!) Sie entschuldigten sich, bewirteten mich freundlich, aber auch äusserst kühl und gaben mir dann eine Fahrkarte nach Leipzig.

Über meine ersten Eindrücke und Erlebnisse in einem sozialistischen Land möchte ich nur in sehr gekürzter Form berichten. Ich war auch in den darauffolgenden Jahren als Gast privilegiert in einem Grad, den ich oft als peinlich und unerträglich empfand. Ich habe nie über DDR-Verhältnisse geschrieben und überliess die Kritik an den Zuständen in diesem merkwürdigen Land den dort lebenden Autoren. Mit einiger Beschämung, muss ich gestehen, doch die Stoffe, die mir auf den Nägeln brannten, lagen nicht in der DDR! Ich hatte allerdings den Vorteil, mit einigen noch unveröffentlichten Manuskripten anzukommen. Vor allem das Jugendbuch «Taifun über den Inseln», eine Geschichte von Schiffbrüchigen, die vierzig Tage im Pazifik trieben, ohne Trinkwasser und Proviant; ich hatte darin symbolisch meine KZ-Erlebnisse dargestellt. In Wien hatte ich diese Erzählung erfolglos angeboten, in Berlin bekam ich sofort einen Vertrag! Und ich fasste bereits ein nächstes Buch ins Auge. Ich besass auch mehrere Kurzgeschichten, die ich in verschiedenen Zeitschriften der DDR veröffentlichen konnte. Ich war also zum erstenmal in meinem Leben Hörer an einem Institut, wo einige bedeutende Autoren Vorlesun-

gen hielten – Ernst Bloch, Hans Mayer, Victor Klemperer und andere. Ausserdem hatte ich Erfolg als Bücherschreiber, das änderte schlagartig meine Situation. Unter den Kommilitonen, von denen später einige bekannte Schriftsteller werden sollten, fand ich Freundschaften, wie ich sie vorher nicht kannte. Eine erregende, mich stark motivierende Situation. Ich konnte damals nicht wissen, dass ich die nächsten fünfundzwanzig Jahre dort bleiben sollte.

DRITTER TEIL

Ost-Berlin und Leipzig, im Oktober 1955. «Was waren deine ersten Eindrücke? Waren die Zeichen an der Wand nicht befremdlich? Und welcher Teufel hat dich geritten, in ein derart verrücktes Land zu fahren?» So ungefähr befragten mich einige meiner Freunde. Aber ich schreibe diese Zeilen nicht, um mein blindes Vertrauen in den Sozialismus anzuprangern und mich mit Asche zu bestreuen. Blind waren wir nicht, wir sahen bereits die Verzerrungen des bürokratischen Apparates. Aber wir gaben uns der Illusion hin, diese Bürokratie sei eine unvermeidliche Folge des Kalten Krieges und der Belagerung des Sozialismus. Und sehr viele Menschen dort sahen die Fehler wie wir – das würde mit der Zeit zu einer Wende führen, zu vernünftigen demokratischen Verhältnissen!

Böse Zeichen an der Wand hat es auch auf der anderen Seite gegeben, nur völlig anderer Art. Im Westen waren diese Zeichen hübsch drapiert und mit Talmi verkleistert. Der neue Wohlstand? So viele Erleichterungen er auch für die Menschen brachte, bewirkte er zunehmend Kälte und Isolierung in den Beziehungen der Menschen. Die Türen schlossen sich, in der Ellbogengesellschaft lebte jeder – kreperte jeder für sich allein! So sahen wir es damals. Die Wirtschaftskraft war zehn Jahre nach dem Krieg beinahe wiederhergestellt.

Ich fuhr gewiss nicht ins gelobte Land, es gab bereits genügend kritische Berichte von Freunden, die in der DDR gewesen waren. Auch die Informationen von Besuchern der Sowjetunion machten uns manchmal betroffen. Wir hörten von Straflagern, von Erschiessungen, von Übergriffen und Fehlentwicklungen der Parteibürokratie. Wir befanden uns jedoch mitten im Kalten Krieg, und von der Hetzkampagne im Westen schwirrten uns die Ohren. Was

war die Wahrheit? Die Argumente gegen diese Hetze von sehr klugen Leuten in der Welt beschwichtigten unsere Zweifel. Wir standen auf der Seite der Vernunft, und es gab nur eine Alternative – Sozialismus oder Barbarei! Immer wieder sagten wir uns: Hitler hätte den Krieg gewonnen und Europa wäre in einem faschistischen-Sumpf versunken, hätte die Rote Armee dem Vormarsch der Deutschen nicht Einhalt geboten! Millionen sowjetischer Menschen waren für dieses Ziel gefallen. Waren diese Opfer umsonst? Wir klammerten uns an die Hoffnung, die Sowjetunion und die jungen sozialistischen Staaten würden ihre Anfangsschwierigkeiten und Fehler mit der Zeit überwinden!

In Ostdeutschland waren die Städte noch grau und durch Kriegsschäden heruntergekommen, überall Bombenruinen, die Spuren der Kämpfe noch deutlich sichtbar. Es herrschte Mangel, und man sah lange Menschengruppen vor den Geschäften. Für Fleisch, Gemüse, Obst oder eine Rolle Klosettpapier musste man sich lange anstellen. Und überall Parolen und Losungen an den Hauswänden und Türmen, an Schulen und Amtsgebäuden und in den Schaufenstern: «Wir arbeiten für den Frieden!» «Die DDR – Garant für Frieden und Arbeit!» Die Leute sahen die Losungen nicht mehr, wie sie uns sagten. Es war die Sprache der Bürokratie, völlig entleert und dem wirklichen Leben entfremdet. Aber es gab dieses wirkliche Leben, wenn man nicht blind und völlig verknöchert war. Das Verwirrende war – du konntest auch die gegenteilige Variante sehen, viele grundständige und vernünftige Leute, die voll Lebensmut waren. Eine erfrischende Natürlichkeit und Neugier bei vielen jungen Menschen. Die Direktheit und Sachlichkeit der Berliner, ihr ungekünsteltes Wesen, manchmal auch Grobheit, und ihr trockener Humor imponierten uns. Die natürliche Schönheit und Einfachheit vieler junger Mädchen und Frauen faszinierte uns, sie waren noch nicht vom Warenrausch

und den Klischees des Westens besessen. Die Offenheit der Leute für unbefangene menschliche Kontakte gefiel uns. Die Menschen lebten sehr beschränkt und kannten noch die Freuden der Bescheidenheit oder einer schlichten Lebensführung. «Ideologie deckt sich nicht mit dem Leben», schrieb Fühmann in einem offenen Brief an den Kulturminister. Wir lebten, lebten wirklich, wenn auch manchmal auf doppeltem Boden. Wir sahen die Widersprüche, die Schwerfälligkeit der Apparate, die Verlogenheit der Opportunisten, die Ausschaltung menschlicher Triebkräfte und Kreativität durch die Entmündigung der Menschen. Und doch hatten wir Zeit, diese Fragen zu diskutieren. Fühlten wir die Kraft in uns, dagegen leben zu können!

Im Institut stiess ich auf drei oder vier junge Männer, mit denen mich sofort eine heftige Freundschaft verband. Eine Verbundenheit, die auf Lebenslust und auf den täglichen lebendigen Auseinandersetzungen mit den Spannungen und Widersprüchen dieser Gesellschaft und unseren eigenen Irrungen beruhte. Während die Menschen im Westen sich bereits in einer hektischen Tätigkeit zerfetzten und das grosse Wirtschaftswunder vergötterten.

Doch diese ungeheure Produktivität, welche die Bundesrepublik in wenigen Jahren zu einer der führenden Wirtschaftsmächte der Welt aufsteigen liess, war das nicht auch geeignet, moralische Abgründe zu verdecken, vor denen das deutsche Volk am Ende des Krieges stand? Die Einbeziehung der Bundesrepublik in das westliche Militärsystem, die enorme wirtschaftliche Hilfe, die ihr von Seiten der USA zuteil wurde, die offenen Sympathien, die den Deutschen entgegengebracht wurden («Deutschland hat Karriere gemacht!»), hatte das nicht auch mit der paranoischen Hetze Amerikas gegen den Kommunismus zu tun?

Auf der anderen Seite mag der tagtäglich erklärte Antifaschismus der DDR – wie heute viele Leute behaupten – aufgesetzt ge-

wesen sein, von oben diktiert und nicht wirklich gelebt! Er hatte dennoch Breitenwirkung und brachte viele Menschen zum Nachdenken. Aber gleichzeitig hatten wir bald begriffen, dass das Einparteiensystem einen verteuflten Fehler zeigte: Es züchtete Ja-Sager und Opportunisten, belohnte Heuchelei und einige der miesesten Eigenschaften des Menschen. Denn Widerspruch war verpönt, Kritik und Dialektik des Denkens waren praktisch ausgeschaltet, obschon man täglich davon redete! (Wie sagte Arthur Miller: «Die Macht ist immer ein Idiot!»)

Wir schauten über viele Fehler, schreckliche Dummheiten und Ungerechtigkeiten hinweg, wir schluckten sie, verdrängten sie, wenn auch oft mit Schuldgefühlen, wollten abwarten, wollten den beträchtlichen humanistischen Kräften innerhalb des linken Lagers noch Zeit und Vertrauen schenken. Auch die Zweifel, die in all diesen Jahren in uns nagten, waren Realität. Ich blieb Ausländer, blieb Emigrant, fühlte mich als Gast in diesem Land und innerlich unbeteiligt. Uns interessierten im Grunde nur die Menschen. (Wenn ich «uns» sage, meine ich immer Maxie mit eingeschlossen in meine Argumentation!) Ich wurde in Ruhe gelassen, genoss Privilegien als Künstler und ehemals Verfolgter des Nazi-regimes. Eine schwierige und zwielichtige Situation, was mir immer bewusst war, denn alles, was ich sagte, hatte einen verfremdeten Klang. Doch auch die zehn Jahre, die ich in Wien verbracht hatte nach dem Krieg, sah ich im Zwielficht. Ich gehörte nicht dazu, nicht da und nicht dort!

30

Drei Tage Aufenthalt in Berlin, bevor ich nach Leipzig weiterfuhr, Herbst 1955! Die Leute vom Schriftstellerverband quartierten mich in einem Hotel ein, das offenbar nur Gästen aus dem westli-

chen Ausland vorbehalten war. Ich fand mich also abends in einem Luxus-Appartement, aus drei Räumen bestehend. Ich war frappiert und beschämt. Für wen hielten sie mich, oder war es ein Trost für die von ihnen versäumte offizielle Einladung? Dieses erste Zusammentreffen mit höheren Funktionären der DDR erweckte in mir ein unbehagliches Gefühl, das ich – Funktionären gegenüber – nie wieder loswerden sollte. Die Art, wie sie mit mir redeten, kaum Fragen stellten (sie informierten sich offenbar auf andere Weise!), nie persönlich wurden, irritierte mich: völlig leere Förmlichkeit, freundliche Kälte, auch Misstrauen, wie ich zu spüren glaubte. Denn wer war dieser Mann, den die österreichischen Genossen an das Literaturinstitut delegiert hatten? (Die österreichischen Genossen waren immer schon verdächtig, man nannte sie ab wertend «Austromarxisten»!)

Auch dies war eine bleibende Erkenntnis, die ich in jenen ersten Tagen gewann: Das wechselnde Gesicht und die sich ändernde Haltung der Menschen. Als ich einmal beim Verlassen des Schriftstellerverbands, unten auf der Strasse, einem jungen Mann begegnete, den ich gerade oben im Sekretariat gesehen hatte, offenbar ein Angestellter, vielleicht auch ein junger Autor, überraschte mich seine freundliche, ungezwungene Art, mit der er versuchte, ein Gespräch zu beginnen. Aber dann kam ein anderer hinzu, und er wurde sofort förmlich und kühl. Diesen beklemmenden Eindruck habe ich für immer behalten – die Menschen haben einen Vorrat an Gesichtern und verschiedenen Haltungen; wenn zwei beisammenstehen, können sie manchmal noch offen miteinander reden, man riskiert auch nichts, wenn einem ein falsches Wort ent schlüpft, es gibt keine Zeugen. Kommt aber ein dritter hinzu oder gar ein vierter, wechseln sie Thema und Gesicht. Du spürst, in dieser Gesellschaft herrscht eine undurchsichtige Macht, von der sich jeder beobachtet fühlt. (Eine Formel, die wohl für alle totali-

tären Systeme – und für jede Kirche Gültigkeit hat.) Dieser Übergang von einer Haltung zur anderen, auch von einer Meinung zur anderen, war aber bei vielen Leuten bereits so weit rationalisiert, dass sie sich dessen nicht mehr bewusst waren. Es war normal: das tägliche Leben in der Diktatur!

Kurzum, ich schaute mir Berlin an. Ich war von dem Empfang verwirrt und ein wenig unsicher geworden. Um so mehr überraschte mich die Begegnung mit Menschen von der Strasse, sie waren, wenn man Interesse zeigte, begierig nach einem offenen Gespräch. In der Friedrichstrasse, einst eine der vitalsten Strassen von Berlin, und Unter den Linden gab es noch viele Bombenruinen, dazwischen aber bereits ein paar moderne Geschäfte, Kaffeehäuser und Hotels, die grossstädtisch wirkten. Sonst in den riesigen Bezirken von Berlin nur provinzielle Öde und Dürftigkeit. Eine Ärmlichkeit, voll von Kontrasten, die mich fesselten; eine Kargheit, die auch Glanzlichter zeigte, und oft eine Menschlichkeit, die ich im Westen bereits verdorben glaubte. Ich genoss diese Tage und Stunden der Besinnung, dachte an das, was hinter mir lag, zog Bilanz über die vergangenen zehn Jahre in Wien. Ich telefonierte mit Maxie und auch mit Otti. Maxie arbeitete damals im «Österreichischen Friedensrat», einer internationalen Organisation der Kommunisten, als Sekretärin, sie löcherte mich mit Fragen: «Wie leben die Menschen im Sozialismus?»

Und dann eine rettende Begegnung auf der Strasse. Ich frage eine junge Frau nach dem Weg zum Gorki-Theater, wo sie «Nachtasy» spielen. Sofort fragt sie mit strahlendem Blick zurück: «Sind Sie vielleicht vom Theater?» – O Gott, ich hatte einen Fehler begangen, hatte mir vor der Abfahrt in Wien einen neuen Mantel gekauft, einen blauen, sehr schönen Wintermantel mit breiten Schultern, und neue Schuhe hatte ich mir zugelegt. Schuhe mit

hellen Crêpesohlen, wie sie damals im Westen modern waren! Alle Leute auf der Strasse blickten mir nach.

Zur Ehrenrettung einiger Funktionäre möchte ich einfügen, wie ich ein paar Wochen später in Berlin vom Leiter des Jugendbuch-Verlages «Neues Leben» in eine winzige Kammer gezogen wurde, wo er unter vier Augen und ganz leise mit mir reden wollte. Ich hatte am Abend zuvor an einer grossen Versammlung des Verlages teilgenommen und in der Diskussion spontan ein paar Worte zu der Frage des Opportunismus gesagt, der mir an einigen Leuten aufgefallen war. Darauf folgte ein wütendes Geschimpfe der leitenden Genossen, geradezu ein Aufschrei über soviel Frechheit und Unwissenheit: Wer ist ein Opportunist? Unter Kommunisten gebe es keinen Opportunismus! – Der Verlagsleiter, Bruno Peterson, ein alter Genosse, Spanienkämpfer und KZler, redete am nächsten Morgen sehr freundlich, aber leise und besorgt: «Ich habe dein Buch gelesen, du bist vielleicht ein talentierter junger Autor, aber politisch bist du völlig naiv. Sag nie wieder ein kritisches Wort in einer Parteiversammlung! Die können dich fertigmachen! Und kauf dir andere Schuhe, du fällst auf!»

Es war Mittagszeit, als ich jene junge Dame nach dem Weg zum Theater fragte. Bald darauf sassen wir in einem Restaurant, gegenüber dem Theater, wohin sie mich begleitet hatte. Ihr helles Gesicht, ihre enthusiastischen Augen, ihre natürliche Neugier und Offenheit gefielen mir. Sie erzählte von ihrer Arbeit im Krankenhaus, sie war Hilfsschwester, wollte aber Medizin studieren. Sie redete völlig frei von den unsäglichen Mängeln im Krankenhaus, von der Borniertheit und den Intrigen unter den Vorgesetzten und den Parteileuten, und sie erzählte vom Theater. Sie war eine Theater-Närrin, wie sie sagte, und ging jeden freien Abend in eine Vorstellung. «Nachtasy!» sei eine grossartige Aufführung, die man unbedingt sehen müsse! – Was sie vom Sozialismus halte, fragte ich sie. Sie lachte und zuckte die Achseln, man müsse abwarten. Es

war ein langes und wohltuendes Gespräch, übrigens nicht das einzige dieser Art. Ich fühlte mich danach bestärkt. Die angepassten Organisationsmenschen waren auch hier nicht in der Überzahl, und der hartnäckige Versuch der Partei, eine völlig gleichgeschaltete, vereinheitlichte Gesellschaft ohne Widersprüche zu schaffen, verpuffte an jener schlaunen Überlebensstrategie, die den Menschen seit urdenklichen Zeiten hilft, Unterdrückung zu ertragen: Man zeigt Kompromissbereitschaft, glaubt sogar, es freiwillig zu tun, um es sich leichter zu machen; gibt, wenn nötig, Lippenbekenntnisse ab, um sich Ruhe zu verschaffen, um möglichst wenig Angriffsfläche zu liefern. Der Mensch lebte auf mehreren Ebenen, mit verschiedenen Gesichtern. Heuchelei? Aber sowohl die Natur als auch die Gesellschaft bringt die seltsamsten Gegengifte hervor, erzeugt Widerstand, der wie eine Gumm wand wirkt. Die Macht kann sich nicht auf die Menschen verlassen und krankt an Paranoia!

Vielleicht sollte man denken, dass ich nach alledem bald wieder die Flucht ergriffen hätte. Gewiss habe ich nicht alles in dieser Schärfe gesehen wie heute; vieles habe ich vergessen, aber die ersten deprimierenden Eindrücke vergisst man nie! Meine Neugier war geweckt, die Kontraste, die ich überall sah, reizten mich, tiefer zu bohren und mehr über die Menschen zu erfahren.

Zurückkehren nach Wien konnte ich nicht in meiner Lage. Innerlich hatte ich mich zum zweitenmal und nun endgültig, wie ich glaubte, von Wien entfernt. Im Westen liefen Tausende Mörder frei herum. Adenauer, aber auch die österreichischen Politiker hatten mit den Nazis ihren Frieden gemacht. Der Rassismus wucherte dort ungehindert weiter. Und Maxie hatte in Wien kurze Zeit bei einer Import-Export-Firma als Sekretärin gearbeitet. Sie besorgte die Auslandskorrespondenz, und wir waren verblüfft, als

wir entdeckten, dass es sich um eine verschleierte, aber nicht einmal sehr geheime Institution zur Unterstützung der in südamerikanischen und arabischen Ländern lebenden Angehörigen der ehemaligen SS-Verbände handelte. Man besorgte ihnen Geld, Papiere, Geschäftsverbindungen, Kredite für neue Unternehmungen und sogar Pensionen. Die Mörder lebten in Frieden, wohnten dort in den Vierteln der Reichen, assen und tranken, freuten sich ihres Daseins und genossen den Schutz jener Staaten, die ihnen wohlwollend Asyl gewährten.

31

Ich weiss nicht, ob wir die Kraft besitzen werden, uns immer der Leiden und Schrecken der Opfer zu erinnern; das Schuldgefühl, überlebt zu haben, und die Bilder der entsetzten Augen jener, die wir auf unserem Weg zurückgelassen haben; das alles drückt schwer auf der Seele. Der stumme Schrei der Empörung in uns, in den Tagen nach der Befreiung, als wir die Gleichgültigkeit der Welt entdeckten – ist das nicht alles verblasst an der Vergeblichkeit, Gerechtigkeit zu bekommen, Gerechtigkeit herzustellen oder wenigstens Bemühungen zu sehen, die Würde der Ermordeten wiederherzustellen? Nirgends ist dieser Aufschrei so glühend in Worte gegossen wie in Shakespeares «Hamlet»: «... Hätte er / Das Merk-
wort und den Ruf der Leidenschaft / Wie ich: was würd' er tun?
Die Bühn' in Tränen / Ertränken, und das allgemeine Ohr / Mit
grauser Red' erschüttern; bis zum Wahnwitz / Den Schuld'gen
treiben ...»

Ich hatte diesen Vers als Motto vor meine Erzählung «Hekuba» gestellt. Und ich hatte die Arbeit daran lange Zeit unterbrochen. Nun knöpfte ich mir das Manuskript wieder vor. Am Literaturinstitut sollte ich ein Stipendium erhalten, das mir erlauben würde,

in den Abendstunden vielleicht zwei Seiten herauszupressen! Das war jener Roman, der sich wie ein Ballon blähte und bald vierhundert Seiten hatte. Martin, der Held meiner Geschichte, verfolgt den Mörder seines Vaters, doch als er ihm dann gegenübersteht und seine heuchlerische Fratze sieht – lässt er die Waffe sinken! Persönliche Rache ist sinnlos geworden. Die jahrtausendealte Stammespflicht, den Vater zu rächen, den Bruder oder die Schwester, war ausgelöscht angesichts der Gebirge von Toten!

Ich hatte bis dahin jede Seite zehnmal umgeschrieben und war bereits im Zweifel, ob ich diese Arbeit je beenden könne. Ich musste weitersuchen und eine weniger anspruchsvolle Geschichte finden. Trotzdem hämmerte ich an dem Torso weiter. Es war Probenarbeit, eine Schule der Geläufigkeit, ich brauchte wohl noch Jahre, um das Handwerk zu lernen. Die zehn besten Jahre waren durch Emigration und KZ verloren, und so gesehen war auch das Studium am Literaturinstitut eine Chance für mich.

In einer der ersten Nächte in Leipzig sprang ich aus dem Bett und riss das Fenster auf. Ich glaubte, ich hätte eine Leiche unter dem Bett – es stank fürchterlich! Als ich aber den Kopf zum Fenster hinaussteckte, merkte ich, der Gestank kam von draussen! Natürlich hatte ich nur von einer Leiche geträumt. Ich konnte lange nicht einschlafen und beschloss, am nächsten Tag ein anderes Zimmer zu suchen. Ich hatte mich nämlich bei zwei alten, ärmlichen Leuten im Osten der Stadt einquartiert, nahe dem Industriegebiet. Ich fand dann ein hübsches Untermietzimmer bei einer alten Dame in Gohlis. Das ist ein Vorort von Leipzig, ein besseres Viertel! Und die alte Dame, ihren Namen habe ich vergessen, war die Witwe eines Generals, eines Hitler-Generals! Er starb kurz vor Ende des Krieges im Keller des berühmten Hotels *Adlon*, in Berlin, nahe dem Führer-Bunker.

Dort hatte eine englische Fliegerbombe siebzehn Generäle ausgelöscht. Sie hielten eine Konferenz ab, eine Krisensitzung, und es waren, wie gesagt, nur ein paar Schritte zum Führer!

Das Zimmer war hell und bequem, es besass einen grossen Kachelofen, den ich selbst heizen musste, einen Schreibtisch und einen roten Plüschsessel von imponierendem Format. Der General mag darin meditiert haben. Und die Fenster gingen zum Garten, ich träumte nicht mehr von Leichen unter meinem Bett!

Meine Wirtin hatte einen schwarzen Pudel, genau wie jener aus dem ersten Teil des «Faust», der ungesehen über die Bühne huscht. Der Pudel war nicht der Teufel, und auch der General war kein schlechter Mensch und hatte nichts gegen die Juden im Sinn, wie mir die Wirtin erklärte, als sie hörte, wer ich war. («Sie sind Österreicher?» – «Nein, ich bin Jude!» – Ich sage den Leuten immer gleich Bescheid, damit keine peinlichen Zweifel aufkommen können!)

Aber die Luft von Leipzig war völlig vergiftet, und nur wenn der Wind kräftig aus Nordwesten blies, atmeten wir auf. Der Gestank komme von der Braunkohle, hörte ich, alle Gebäude wurden nur mit Braunkohle geheizt. Ausserdem sei Leipzig umzingelt von einigen der grössten Braunkohlegruben Europas! Auch der Fluss, die Pleisse, war vergiftet. Sie floss ganz nahe an dem Haus vorbei, in dem die Theaterhochschule und unser Institut untergebracht waren. Und meine Kommilitonen lachten schallend, als ich ihnen von der Leiche unter meinem Bett erzählte. Sie führten mich an das Ufer der Pleisse und zeigten mir den weissen Schaum. Der Fluss, der sehr träge fliesst, war zur Gänze mit einer dicken Schicht bedeckt, einer sich langsam bewegenden schmutzigweissen Masse. Ein Phänomen, das ich zum erstenmal in meinem Leben sah. Die Leiche sei der Fluss, sagten meine neuen Freunde! Und einer flüs-

terte mir ins Ohr – ich glaube, es war Fred Reichwald –, es sei der Schaum der Wut! Und dann fragte er mich grinsend, ob ich denn noch nie Leute mit Schaum vor dem Mund gesehen hätte. Nein?

Sie amüsierten sich glänzend über mich, meine neuen Freunde, ich war Jude, der ja der Legende nach immer über einen ausgekochten Verstand verfügen sollte; ich aber stellte laufend irritierend naive Fragen. In einer der ersten Diskussionen, die manchmal nach den Vorlesungen abgehalten wurden, fragte ich völlig unschuldig, was es mit folgenden Texten – auf den Plakaten, die man überall sehen konnte – für eine Bewandnis habe: «Senkt die Waldbrände um fünfzig Prozent!» Und auf einem anderen Plakat in Berlin hatte ich gelesen: «Werner-Seelenbinder-Gedächtnisringen!» Als ich diesen Spruch zitierte, meldete sich hinter mir eine ältere Frau, eine Heimatdichterin aus dem Erzgebirge, und sagte in ihrem unnachahmlichen Dialekt: Jawohl, sie habe auch ständig mit ihrem Gedächtnis zu ringen! – Sie hatte während der Vorlesung geschlafen und war eben erst aufgewacht. Grosses Gelächter! Man erklärte mir den Sinn der Werbesprüche. Werner Seelenbinder sei ein deutscher Athlet und Widerstandskämpfer gewesen, der von den Nazis hingerichtet wurde. Nun gäbe es alljährlich zu seinem Gedenken eine Veranstaltung in jener Sporthalle in Berlin, die seinen Namen trägt!

Das eröffnete sofort eine Diskussion über die Sprache der Partei, die aber ausserhalb des Institutes geführt wurde. Man müsse, wenn man hier ankomme, vor allem lernen, die abstrakte Sprache der Apparatschiks zu verstehen. Es handle sich um ein Idiom, völlig entleert vom wirklichen Leben. Die Sprache der Ideologie, die den Menschen das dialektische Denken beibringen sollte. Aber wir waren uns einig – genau das Gegenteil wurde damit bewirkt! Es gab unter den ungefähr dreissig Teilnehmern des ersten Lehrgan-

ges, Leute zwischen zwanzig und fünfzig Jahren (vier von ihnen waren Frauen), auch ruhige, angepasste Bürger, die sich an den aufkeimenden kritischen Auseinandersetzungen nicht beteiligten. Einige hatten bereits Bücher veröffentlicht, Kinderbücher, Hörspiele, Reportagen und Gedichte. Sie fühlten sich geehrt und bevorzugt als Hörer am Literaturinstitut und würden sich hüten, ihre Laufbahn, die eben begonnen hatte, durch Aufmüpfigkeit zu gefährden!

Ausser mir waren noch drei Teilnehmer aus dem Westen gekommen, Gotthold Gloger, Ralph Giordano und Adolf Endler. Fred Reichwald (er ist wenige Jahre später gestorben), Giordano und Wander waren Juden, aber wir bildeten keine Fraktion, es war kein Privileg, ein Jude zu sein, es war nebensächlich, und wir genossen das! Nur zwei von den dreissig sollten später über die Grenzen der DDR hinaus bekannt werden – Ralph Giordano und Erich Loest! Es ging im Wesentlichen darum, das Handwerk des Schreibens zu erlernen. Vor allem sollte ein junger Autor die Theorie des Klassenkampfes beherrschen und die Erzeugung von Literatur vom Standpunkt der Arbeiterklasse betreiben. Alfred Kurrella, der Direktor des Institutes, der viele Jahre als Emigrant in Moskau zugebracht hatte und erst vor Kurzem zurückgekehrt war, hatte dazu eine differenzierte Meinung, und ich zitiere Erich Loest aus seinem hervorragenden Buch «Durch die Erde ein Riss»: «Ziel des Instituts wäre es erst in zweiter Linie, schriftstellerische Kenntnisse zu vermitteln, darum müsse sich jeder Kursant letztlich selbst kümmern. Hauptziel sei, die Studenten zu befähigen, die Beschlüsse der Partei mit den Mitteln der Literatur den Massen nahezubringen!»

Die Vorlesungen über Marxismus-Leninismus hielt Michael Janzen, ein Russe, den Kurella mitgebracht hatte. Er machte das in gutem Deutsch und mit dem Brustton eiserner Überzeugung; irgendwelche Zweifel am Dogma waren nicht erwünscht! Wir hatten schon in den ersten Wochen einige Gastvorlesungen von bedeutenden Autoren, die ich bereits genannt habe, und alle waren ungeheuer beeindruckt. Victor Klemperer zum Beispiel redete, soweit ich mich erinnere, über sein Buch LTI. Und ich weiss noch, dass ich Mühe hatte, seinen Ausführungen zu folgen. Nicht nur, weil ich nie Vorlesungen gehört hatte und erst die Technik der Konzentration erlernen musste, sondern vor allem, weil mich die Erscheinung dieses Mannes faszinierte und ablenkte, die von Witz sprühende Rede, die Kraft seiner Ausdrucksweise und die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit. Ich konnte mich nicht satt sehen an seinem lebendigen Gesicht. Ebenso beeindruckt waren wir alle von Ernst Bloch und Hans Mayer. Sie waren grossartige Rhetoriker und hatten ein Charisma, das den provinziellen Rahmen unseres Institutes beinahe sprengte. Ich war hingerissen von ihrem Wissen, auch von ihrer Körpersprache, wie wir es heute nennen würden, von der Wirkung auf ihre Zuhörer. Das Lehrprogramm umfasste in der Hauptsache Seminare in Prosa und Lyrik, ich sagte es schon, Literatur- und Kunstgeschichte, Ästhetik (wobei die Frage erörtert wurde, ob es überhaupt schon eine sozialistische Ästhetik gebe?), Sprachwissenschaft und Marxismus-Leninismus. Über französische Literatur dozierte der in der DDR bekannte Romanist Manfred Naumann, eine Vortragsreihe, die mich begeisterte, besonders die Ausführungen über Stendhal und seine Hauptwerke «Rot und Schwarz» und «Die Kartause von Parma». Weitere Lehrkräfte waren der bedeutende Dichter Georg Maurer

für die Lyrik, der Schriftsteller und Verleger Wieland Herzfelde für Prosa, und für die Dramatik gab es Gastvorlesungen von bekannten Theaterleuten, Autoren und Regisseuren.

Bei all diesen hervorragenden Möglichkeiten machten sich jedoch bald deutliche Anzeichen einer gewissen Nachlässigkeit bemerkbar. Erich Loest berichtet in seinem Buch von einem privaten Gespräch mit Hans Mayer, in dem dieser zu ihm sagte, ihm sei «nie ein so unaufmerksames, stupides Publikum begegnet!» Offenbar hatten viele Hörer ähnliche private Schwierigkeiten wie ich, sie waren Familienväter und nicht unabhängig wie die meisten jugendlichen Studenten der Universität. Behindert auch von einer Art Konzentrationsschwäche, wenn man das systematische und disziplinierte Studieren nicht früh genug erlernt hat. Einige von ihnen kamen aus der tiefsten Provinz, und die Grossstadt Leipzig bedeutete ein unerwartetes und prickelndes Abenteuer. Es gab noch eine Art Nachtleben, einige private Nachtlokale und vor allem die weltberühmten Kneipen «Kaffeebaum», den «Ratskeller» und «Auerbachs Keller». Und unsere jungen Autoren waren so entzückt von der Möglichkeit, ihr Studium auch auf andere Weise zu erweitern, dass sie mit ihrem Stipendium oft nicht auskamen und gegen Ende des Monats bei Kollegen Darlehen aufnehmen mussten. Die Folgen dieses Lebenswandels, oder besser gesagt der Verwandlung des Lebens, den dieser Aufenthalt bot, waren manchmal grotesk. Einmal berichtete einer von uns, kurz vor Beginn der Vorlesung, mit noch glasigen Augen – er sei gestern Abend besoffen in sein Quartier gewankt, könne sich an nichts mehr erinnern. Und als er heute Morgen aufwachte, sah er eine Uniformjacke über der Sessellehne hängen. Dann merkte er, dass jemand mit ihm im Bett lag. Und nach einer Weile angestrengten Schauens erkannte er – es war die Uniform einer Strassenbahnschaffnerin!

Das Jahr 1956, das uns allen weltbewegende Ereignisse bringen sollte – den XX. Parteitag der KPdSU, den Zerfall des Stalin-Mythos, die blutigen Volksaufstände in Ungarn und Polen –, es fing für uns Leute vom Literaturinstitut mit dem Schriftstellerkongress an, zu dem wir alle Anfang Jänner nach Berlin fuhren.

Maxie wollte mich im Jänner oder Feber besuchen. Wir schrieben uns fast täglich Briefe, und ihre Neugier, ihre Begeisterung wirkten auf mich zurück und feuerten mich an, meine Erlebnisse in grellen Farben zu schildern. Ich schrieb Briefe über die Gastvorlesungen bedeutender Schriftsteller, über die heftigen Debatten in den Pausen zwischen den Teilnehmern. Es waren vor allem Loest, Giordano und Gloger, die das Glaubensbekenntnis nicht wie in der Kirche einfach nachbeten wollten. Es war eine heftig durchpulste, vibrierende Welt, in die ich geraten war, jedenfalls empfand ich es so, und Wien erschien mir dagegen schal, mittelmässig und verlogen. Gewiss sah ich auch hier die Mittelmässigkeit, die Verlogenheit und Öde, die zähflüssige Langeweile in den Strassen der Städte, in den Parteizeitungen, in den Köpfen. Eine Welt voll krasser Widersprüche, aber auch von Geburtswehen verkrampft. Und ich hatte in meinen Briefen die guten wie die schlechten Erfahrungen wahrscheinlich masslos übertrieben. Doch wenn ich mich heute selbst befrage – beobachtete ich diese Welt mit jenem inneren Gleichmut, den ich mir in den Lagern erworben hatte, mit Abstand und Gelassenheit. Jene Einstellung, die man nie wieder los wird. Ich gehörte nicht dazu. Ich gehörte niemals irgendwo dazu. Ich beobachtete die Leidenschaft und Radikalität einiger meiner neuen Freunde mit wachsendem Interesse, auch mit Sympathie und sogar mit Neid. Ich war nur Gast in dieser Welt, ein Fremder!

Maxie wohnte damals noch bei ihren Eltern in Wien. Sie waren alte und überzeugte Kommunisten, und meine Briefe galten auch

ihnen. Ich schrieb diese Briefe aus einer Euphorie heraus, die nicht etwa aus politischer und sozialer Leidenschaft erwuchs, sondern einfach aus der Begegnung mit Menschen; aus dem Erlebnis einer bizarren, lebendigen und doch kranken Stadt und einer dichten, mit Spannung geladenen Menschengruppe. Jene politische Leidenschaft aber war es eben, welche Erich Loest und Ralph Giordano später zu bedeutenden politischen Schriftstellern machte. Beide zeigten am Literaturinstitut bereits ihre Kanten und ihren scharfen Verstand. Giordano, der nach Hamburg zurückging, wandte sich bald danach von der Partei ab. Loest kam für sieben Jahre ins Gefängnis. Und ich sah ihre Radikalität, ihr ehrliches glühendes Aufbegehren mit heimlicher Bewunderung als eine Art schöpferischer Naivität, die mir abging. (Meine Naivität lag auf einem anderen Gebiet!)

Der IV. Deutsche Schriftstellerkongress begann mit einer Rede des Kulturministers und Dichters Johannes R. Becher: «Von der Grösse unserer Literatur!» Ein Tenor, der das ganze Geschehen überschatten sollte und geeignet war, jede Kritik an dieser «Grösse» wenn möglich zu verhindern. Im Parkett und auf den Rängen sassen vierhundert Delegierte neben einer beachtlichen Reihe von bedeutenden ausländischen und deutschen Autoren, unter ihnen Georg Lukacs, Nazim Hikmet, Nicolas Guillén, der Exil-Spanier Rafael Alberti, der Columbianer Jorge Zalamea, Konstantin Fedin aus Moskau, Leonhard Frank, Ernst Bloch, Ludwig Renn und einige andere. Die meisten, die ans Rednerpult traten, beachteten sorgfältig die Tabus. Endlich, als die Rede von Anna Seghers vorgelesen wurde (sie war krank), blitzte ein Gedanke auf: «Manchen Schriftsteller in der DDR hat seine Leistung mehr gekostet, als Beifall und Preise belohnen könnten. Nicht nur an Arbeitskraft. Er hat sich gegen Trägheit und Dummheit, gegen Hass und Misstrauen wehren müssen, gegen Feinde, manchmal auch gegen Freunde, manchmal gegen sich selbst...» Und dann ein

Stichwort: «Der Schematismus ist einer der grössten Mängel unserer Literatur!» Aber der Faden wurde nur zögernd aufgenommen, und Anna Seghers hat übrigens nie wirklich gegen diesen Schematismus gekämpft, hat zu vielen Fehlentwicklungen geschwiegen! – Dann folgte eine Polemik darüber, ob der junge Autor Mut brauche, um ein Buch zu veröffentlichen. Kuba (Kurt Bartel) sagte, es sei eine Unverschämtheit zu behaupten, der Schriftsteller in der DDR brauche Mut! Ralph Giordano, der als Vertreter der Hörer am Literaturinstitut zum Rednerpult trat, wehrte sich vehement gegen Kuba, er habe unrecht, es gäbe allerdings Hindernisse, nämlich Borniertheit, Unklarheiten, Fehler.

33

Und dann, ein paar Wochen nach dem Kongress – die ersten vagen Nachrichten vom XX. Parteitag der Kommunisten der Sowjetunion. Westliche Gazetten brachten damals die sensationelle Schlagzeile: «Abrechnung mit Stalin – Chruschtschow entthront Stalin auf dem XX. Parteitag!» Doch wir hatten keine Zeitungen aus dem Westen, zu uns drangen zunächst nur Gerüchte. Am Institut wurde noch nicht darüber geredet, aber Chruschtschows Geheimbericht vom 25. Februar, der in der DDR nie abgedruckt wurde, drang in Einzelheiten bis zu uns.

Und wenn ich heute, aus der Entfernung der vielen Jahre, die tiefe Bewegung bei Giordano, Loest und vielen anderen sehe, die Erschütterung, welche diese Ereignisse bei ihnen ausgelöst hatten, dann frage ich mich beunruhigt – woran liegt es, dass alle diese Tatsachen an dir vorbeigerauscht sind und du auch nie eine Zeile darüber geschrieben hast? Du warst mittendrin, hast an vielen Dis-

kussionen teilgenommen, aber du warst innerlich nicht beteiligt. Stalin war dir nie ein Vater, war nicht Verkörperung deiner Kraft, Symbol, Freund, Beschützer – allwissend, gütig und gerecht. Nein!

Ich habe mich nie für die Gruppe interessiert, immer nur für den einzelnen Menschen! Was ich mit Heissunger betrachtete und verfolgte, das waren die geplagten Menschen; Einzelgänger und Aussenseiter in einer Wolke ungeheurer Spannung, nach dem grossen Krieg der Massenmörder und vor den zu erwartenden grossen Wandlungen in den politischen und sozialen Strukturen. Ich misstraute allen Systemen, am meisten den geschlossenen Denksystemen, die sich in Dogmen und Terror äusserten. Meine tiefe Skepsis und der Argwohn meiner Umgebung gegenüber, Eigenschaften, die ich bereits in meiner Kindheit und Jugend erworben hatte, wo sehr viele, offenbar auch anständige Leute in zunehmendem Masse Sympathie für Hitler zeigten, diese Skepsis hatte sich eher verstärkt. Jede Art von Fremdbestimmung und Gläubigkeit bis zum Fanatismus, wie ich es jetzt bei einigen meiner Freunde bemerkte, kam mir verschroben vor. Ihre begeisterte Anteilnahme war nicht echt, im besten Fall naiv, wie ich schon sagte. Ein militanter Bücherschreiber war ich nie – meine tief verwurzelte Vorsicht, die man in den totalitären Lagern zum Überleben brauchte, hatte noch Wirkung über mich! Aber die Neugier brannte in mir: Wie verhält sich der Mensch ausserhalb der Gruppen, ausserhalb der ideologischen Zwänge, der mentalen Verführungen, ausserhalb des Massenwahns. Aber mittendrin lebend?

Maxie kam Anfang Februar für eine Woche nach Leipzig und war binnen zweier Tage mit meinen neuen Freunden und Studienkollegen so gut bekannt, als wäre sie von Beginn an dabeigewesen. Sie stritt sich mit einigen, polemisierte, scherzte mit ihnen. Beson-

ders mit Reichwald hatte sie sich angelegt. Er hatte eine Neigung, Leute durch Widerspruch und Sarkasmus auf die Palme zu bringen. Er war offenbar hingerissen von Maxie, versteckte aber seine Bewunderung hinter Spott! Maxie erzählte mir einige Jahre später, als Reichwald gestorben war: «Er hat mich verrückt gemacht mit seinen Sticheleien und seinen blöden Witzen über uns Österreicher, dann auf einmal setzt er sich hin, gibt dir ein Zeichen, dich zu ihm zu setzen, und schon bist du mit ihm in einem aufregenden Gespräch. Was für ein komischer Mensch!»

Reichwald war mittelgross und untersetzt, hatte einen dichten Schopf schwarzer Haare, an den Seiten früh ergraut, und ein volles, gutgeschnittenes Gesicht, in dem seine dunklen Augen geradezu glühten. Eine exotische Erscheinung. Und er hatte Stil. Sein ironischer Tick, sich plump und ein wenig berserkerhaft zu geben, dann aber mit einer messerscharfen, klugen Bemerkung herauszuplatzen, brachte uns oft zum Lachen. Einmal, als wir am Beginn einer Vorlesung vor geschlossenem Saal standen und ich die Tür durch einen Trick zu öffnen wusste, sagte er zu mir: «Du hättest Einbrecher werden sollen. Dann darf man aber kein Schlemihl sein!» Mit ihm auf der Strasse zu gehen war ein Erlebnis, alle Frauen blickten ihm nach.

Eines Nachmittags hatte ich mich mit Maxie im Ratskeller verabredet. Als ich dort ankam, sah ich sie mit Reichwald leise und emphatisch reden. Reichwald hatte eine Haltung angenommen, die für ihn typisch war, er hielt sich verschwörerisch vorgeneigt, hatte die Hände auf dem Tisch verschränkt, und der Kopf war tief zwischen den Schultern eingesunken. (Eine Schwäche der Wirbelsäule, dachte ich damals, ein schlechtes Zeichen!) Ich setzte mich an den Tisch, ohne sie in ihrem Eifer zu behindern. Er gab sich ruhig und war doch sichtlich erregt, auch ein wenig pathetisch, wie ich es an ihm noch nicht gesehen hatte. Maxie besass den Schlüssel

zu den Menschen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Sie redeten über Stücke und besonders über «Unsere kleine Stadt» von Thornton Wilder. Reichwald hatte es eben gelesen, und wir hatten es im Frühjahr in Wien gesehen. Es war eine Sensation wie selten ein Stück, und wir sahen es dreimal in kurzen Abständen, nachdem ich es auch schon vorher mit Otti gesehen hatte!

«Der Text ist ganz einfach geschrieben», sagte Maxie, «eigentlich handelt es sich nur um den banalen Alltag einer amerikanischen Familie, aber es ist die ganze Welt darin!» Und bereits von den ersten Worten des Spielleiters – sagte Maxie – gehe eine unglaubliche Wirkung aus, die man nicht erklären könne. Es sei wie Zauberei!

«Ein gutes Stück ist Zauberei!» sagte Reichwald. «Wer kann das schon ...» Reichwald war ein Stückeschreiber, aber keines der drei oder vier Stücke, die er bis zu seinem Tod geschrieben hat, wurde über den engen Raum eines mittleren DDR-Theaters hinaus bekannt. Und natürlich kann ich mich an den genauen Wortlaut jenes Gespräches nicht erinnern, aber so ungefähr muss es gewesen sein: Sie redeten noch eine Weile über «Unsere kleine Stadt» und fragten sich, woher diese beinahe erschütternde Wirkung eigentlich kam. Aus einer hinter der trockenen Alltagssprache schwebenden Poesie? Vielleicht auch daher, sagte Reichwald, dass die Geschichte wie von einem Toten aus kosmischer Entfernung erzählt wird. Es bezieht seine explosive Spannung daraus, dass das einfache Leben geradezu aus dem Grab heraus betrachtet wird und uns die kleinen nichtigen Dinge des Tages wie Kostbarkeiten erscheinen!

Reichwald war ein ehrlicher und sensibler Typ, aber keineswegs verhalten oder einzelgängerisch. Er hatte die Zeit des Krieges in England verbracht, war interniert, später auch englischer Soldat. Er war von meinem Schicksal, als er davon erfuhr, tief betroffen. Und ich erinnere mich, wie wir einmal im Park, nahe dem Institut,

spazierengingen und lange schwiegen, ich aber seinen Blick auf mir ruhen fühlte. Und dann fragte er leise: «Wie, zum Teufel, hast du das alles überlebt, ohne innerlich verbrannt zu sein?» Und ich weiss nicht mehr, was ich geantwortet habe.

34

Maxie war von dem Zustand der Stadt bestürzt. Leipzig war vernachlässigt und zurückgeblieben, während in Wien – zehn Jahre nach dem Krieg – kaum noch Spuren der Kämpfe zu sehen waren! War denn der Sozialismus nicht stark genug, die Wunden zu heilen, die Städte wiederherzustellen? Alles bewegte sich hier langsamer, wurde gebremst. Wovon? Vom Schlendrian? Von einer allgemeinen Lustlosigkeit und Trägheit, die verschiedene psychologische und auch andere Ursachen hatten. Auf der anderen Seite zogen sich viele Menschen in eifrige, private Aktivitäten zurück. Dass die Betriebe und Fabriken angeblich dem Volk gehörten, wurde nicht als Realität wahrgenommen, erzeugte im Gegenteil eine zerstörerische Gleichgültigkeit. Privates Eigentum war insgeheim noch immer geheiligt! So entstand das, was man später eine «Nischengesellschaft» nennen wird.

Die Leute in den Strassen waren nachlässig gekleidet, die Waren in den Schaufenstern wirkten dürftig und provinziell. Die drei oder vier guten Restaurants in der Stadt waren überfüllt, und man musste vor der Tür Schlange stehen und durfte erst eintreten, wenn man vom Kellner geholt wurde. Eine Art von Erniedrigung, die es in vielen Formen gab und an die wir uns nie gewöhnen konnten. (Das Kollektiv war ein Götze, Gruppen hatten Vorrang – der Einzelne wurde nicht beachtet!) Und trotz allen diesen Nachteilen fanden wir auf einigen Ebenen des täglichen Lebens eine menschliche Atmosphäre, die anziehend wirkte. Hier fanden

wir noch Teilnahme und Solidarität – wie überall in der Welt, wo Mangel herrscht. Einige der schlichten marxistischen Formeln genühten, um die Gesellschaft einfach und durchsichtig erscheinen zu lassen. Jeder, der nicht von vornherein feindlich gesinnt war oder das Pech hatte, in das Räderwerk der Parteibürokratie zu geraten, konnte das verstehen.

Von heute gesehen, vierzig Jahre später, scheint es mir, als hätte der Menschenverstand sehr vieler Leute – uns eingeschlossen – versagt und sei von Utopie verdrängt gewesen. Nur ganz wenige Menschen besaßen damals schon jenen scharfen politischen Verstand wie Wolfgang Leonhard, Arthur Köstler, Manes Sperber oder Jorge Semprun, auch wie Loest und Giordano, die Widersprüche des praktizierten Sozialismus in ihrer verhängnisvollen Wirkung zu sehen. Uns bewegte damals die enge Gemeinschaft mit vielen aufrichtigen Freunden, die geneigt waren, das Neue einer humanistischen Philosophie anzuerkennen. Ich meine nicht die Eiferer, diese waren uns immer verdächtig. Man gewöhnte sich an die Ärgernisse und die Beschränktheit der Funktionäre, belächelte sie und kompensierte sie mit dem Glauben, dass hier gesellschaftliche Veränderungen im Gange waren, für die noch enorme Anstrengungen gemacht werden mussten!

Es waren jetzt jene kritischen Tage nach dem XX. Parteitag der KPdSU – der Stalin-Mythos war zerstört, wie wir glaubten! Der Geheimbericht Chruschtschows, von dem wir hörten, dass er im Westen bereits publiziert wurde, drang noch nicht bis zu uns, doch was wir von den Verbrechen Stalins gehört hatten, war genug, eine anhaltende Unruhe und heftige Debatten zu entfachen. Viele von uns glaubten, diese Ereignisse würden dazu beitragen, weitere Fehlentwicklungen zu vermeiden und eine grundlegende Erneuerung der Partei zu bewirken! Aber die Fragen, die wir stellten, wur-

den von Kurella und anderen Funktionären nur ausweichend beantwortet. Jetzt gelte es, so hiess es, jede zersetzende Fehlerdiskussion zu vermeiden, Geschlossenheit der Partei zu demonstrieren und alle Angriffe auf die Sowjetunion, die nun erfolgen würden, abzuwehren. Und was die DDR anlange, so habe es hier «keinerlei Verletzung der Gesetzlichkeit» gegeben! Dennoch gehörten von diesen Tagen an die Wörter «Stalinismus» und «Personenkult» zu unserem täglichen Vokabular. Unser Direktor Alfred Kurella versuchte, auch für die grossen Schauprozesse in der Sowjetunion – über die nun oft geredet wurde – beschwichtigende Worte zu finden: Man müsse sich einmal die Lage vor Augen führen, die Sowjetunion sei umzingelt gewesen von mächtigen Feinden, die mit einer fortgesetzten wilden Kampagne, mit allen Mitteln der Verleumdung, der Spionage und Sabotage versucht hatten, das sozialistische Lager zu torpedieren. In der verständlich harten Gegenwehr sei es oft nicht zu vermeiden gewesen, dass Unschuldige verdächtigt und verurteilt wurden!

Die tödliche Krankheit der kommunistischen Parteien hiess Stalinismus – aber in der DDR gäbe es keinen Stalinismus, erklärten die Stalinisten! Und vom Zentralkomitee der Partei hörte man: «So war und bleibt Genosse Stalin ein hervorragender Funktionär der Arbeiterbewegung, und niemand denkt daran, sich von ihm zu trennen. Wir trennen uns nur von seinen Fehlern!»

Ich frage mich oft und mit Bedrückung, wie es möglich war, dass wir über die Nachrichten von den Schauprozessen nicht wirklich verblüfft, nicht abgestossen waren und nicht zutiefst in unserer Weltanschauung erschüttert. Prozesse, in denen Unschuldige verurteilt und hingerichtet wurden. Die Nachrichten von Tausenden, Zehntausenden, ja Hunderttausenden unschuldigen Menschen, die in die Gulags geschickt wurden und spurlos verschwanden.

Wie kam es, dass wir das alles hinnahmen? Aus einer inneren Verwirrung und Ratlosigkeit oder aus der Neigung heraus, viele der Greuelnachrichten für Propaganda der Gegenseite zu halten? Wir haben oft gezweifelt und gezögert. Warum sind wir nicht früher wach geworden, haben uns abgewandt von einer Partei, die das Glück auf Erden versprach, aber jeden, der es nicht glauben wollte, verdammt – wie einst die Kirche – und Andersdenkende vernichtete!

35

Der Sommer 1956 brachte noch einige bemerkenswerte Ereignisse: Das Ende meines Aufenthaltes in Leipzig stand bevor, und ich hatte die Idee, mit Maxie nach Korsika zu fahren, um ein Buch über diese abenteuerlich anmutende Insel zu schreiben. Warum gerade Korsika? Wir wussten nur zwei Dinge, die uns interessierten – dieses Felseneiland war zu einem grossen Teil von Macchia bedeckt, jenem undurchdringlichen Buschwald, welcher der französischen Widerstandsbewegung den Namen gab: «Er ist in den maquis gegangen» bedeutete, er ist im Untergrund! Und Korsika war seit jeher das klassische Land der Blutrache, die Insel der Bandidos, der Verfemten, die im maquis lebten. Es war auch, was sehr wenige Leute wissen, das erste Land Europas, in dem bereits 1943 ein allgemeiner Volksaufstand gegen die Hitler-Mussolini-Besetzung zur Befreiung der Insel führte.

Für uns war es das Jahr der Entscheidung, wir hatten beschlossen, im Juli zu heiraten. Alles Weitere lag noch im Dunkeln. Wohin würden wir gehen? Und doch scheint es mir heute, als wären die Würfel längst gefallen gewesen, und wir brauchten nichts zu tun, als der inneren Stimme zu folgen. Wir liebten uns. Und eine grössere Reise, mit einem Stück harter Arbeit verbunden, würde alle

Unklarheiten unserer Situation überbrücken. Ich fuhr schon im Mai von Leipzig nach Berlin und schlug dem Verlag «Neues Leben» (wo mein erstes Jugendbuch «Taifun über den Inseln» erscheinen sollte) ein Projekt unter dem Titel «Korsika noch nicht entdeckt» vor! Sie gaben mir sofort einen Vertrag, was mich verblüffte, und versprachen, einen Vorschuss nach Wien zu überweisen. Das Geld ist nie angekommen. Und als ich am 1. November, vertragsgemäss, das Manuskript und die Fotos beim Verlag ablieferte und fragte, warum sie ihr Versprechen nicht gehalten hatten, sagten sie mir: «Wir haben nie geglaubt, dass Sie das Buch wirklich schreiben würden!»

Jedenfalls war ich beim Vertragsabschluss beruhigt gewesen, und im Juni, am Ende des ersten Jahrgangs des Literaturinstitutes, nach Wien zurückgefahren. Maxie war von meinem Plan begeistert und auch von dem vermeintlichen Erfolg, bereits einen Vertrag und die Finanzierung gesichert zu haben! Ihre kindliche Neugier und Unersättlichkeit, mit der sie sich in das Abenteuer stürzte und Material suchte, das uns bei den Recherchen über Korsika helfen konnte, machten mir Mut. Wir wohnten in der Wartezeit im Schrebergarten ihrer Eltern, am Rande der Stadt. Aber wir warteten vergeblich auf die Geldüberweisung vom Verlag. Ich schrieb mehrere mahnende Briefe, bekam aber keine Antwort. Wie damals vor einem Jahr, als ich auf die offizielle Einladung zum Literaturinstitut gewartet hatte. Aber ich wusste mir zu helfen und legte in Wien mehreren Redaktionen Entwürfe für Fotoreportagen über Korsika vor und kratzte auf diese Weise einen Betrag zusammen, der uns erlaubte abzufahren. Heute wundere ich mich über unsere Naivität, den Mut, die Sorglosigkeit – wir hatten gerade genug Geld für vielleicht drei Wochen Aufenthalt auf der Insel, wenn man äusserste Sparsamkeit übte. Man brauchte aber mindestens sechs Wochen Zeit, um genügend Material und Fotos zu sammeln!

Wir heirateten am Freitag, dem 13. Juli 1956, und anstatt gebührend zu feiern, bestiegen wir um fünf Uhr nachmittags einen Zug nach Livorno, um von dort mit der Fähre nach Korsika überzusetzen. Auf dem Südbahnhof erwartete uns ein Getümmel von Tausenden Touristen – alle fuhren nach Italien! Es waren die ersten Jahre nach dem Krieg, da die Menschen wieder die Möglichkeit hatten, ihre Ferien im Ausland zu verbringen. Wir hatten Platzkarten besorgt, aber als wir uns durchgekämpft hatten und der Zug gerade anfuhr, merkten wir – es war der falsche Zug! Unsere Plätze waren besetzt, und wir mussten stehen. In kurzen Abständen fuhren mehrere Züge nach Italien, die nebeneinander rangierten. Die Eisenbahn war dem Ansturm nicht gewachsen, die Züge waren derart überfüllt, dass die Reisenden dicht gedrängt auf dem Gang standen oder auf den Koffern hockten und die Mütter ihre Kinder auf den Toiletten niederlegten, damit sie sich ausstrecken konnten und vor dem Getrampel sicher waren. (Es erinnerte mich an jene sonderbare Fahrt von Linz nach Wien, kurz nach dem Krieg!)

Maxie und ich waren schon von den Vorbereitungen der letzten Tage müde und abgespant. Wir standen sechzehn Stunden auf dieser Fahrt über Venedig, Florenz und Pisa bis Livorno. Wir wankten vor Erschöpfung, als wir dort ankamen. Wir nahmen die erste beste Fähre nach Bastia und schliefen in der folgenden Nacht in Liegestühlen auf Deck. Auch hier lagen die Rucksacktouristen, zumeist junge Leute, wie Heringe zusammengepresst. Es wurde empfindlich kalt, und wir hatten keine Decken. Im Morgengrauen kam ein Sturm auf, und wir wurden seekrank, wie viele andere Passagiere, drängten uns in Brechkrämpfen an der Reling ... Dann die Ankunft in Bastia, am Sonntag früh, unter strahlender Sonne, die bald unerträglich heiss brannte. Und wir hatten nur den Wunsch, uns irgendwohin in den Schatten zu werfen und zu schla-

fen! Wir liefen auf einer langen Mole hinaus und wieder zurück, suchten dann den Strand ab, aber überall, wo ein wenig Schatten lockte, stank es von verfaultem Fisch und Kloake.

Wir blieben tatsächlich fünf Wochen lang auf der Insel und schossen Tausende Fotos. Wie wir das machten? Als das Geld beinahe zu Ende war, standen wir in Ajaccio auf der Strasse. Ich betrat nach einigem Zögern einen Fotoladen und legte einen von meinen beiden Apparaten auf den Tisch. Es war eine Spiegelreflex-Kamera aus der DDR, damals ein begehrtes Modell. Der Mann hinter dem Pult betrachtete das Gerät sorgfältig und sehr interessiert. Was ich dafür haben möchte, fragte er. Ich überliess ihm den Preis, und er blätterte, was mich überraschte, sieben Hundert-Franc-Scheine auf den Tisch. Ein stolzer Preis, und ich hatte schon am Tag zuvor meine Reiseschreibmaschine im Hotel verhökert, wie die Berliner sagen!

Die Menschen gefielen uns, sie waren offen, schauten dir ins Gesicht, waren gastfreundlich und ehrlich. Wir konnten unser Gepäck irgendwo in einem Bistro stehenlassen, es war nach Stunden noch immer da! Aber Menschen und Meinungen sind verschieden, im Hafen von Livorno hatte uns jemand gewarnt: «Fahren Sie nicht nach Korsika. Es ist eine tote Insel, die der Welt nichts anderes zu geben hat als Ziegenkäse, Soldaten und Polizisten für die französische Bürokratie!» Und ein anderer sagte: «Korsika riecht schlecht, die Ansiedlungen versinken im Dreck, die Hotels sind schäbig, die Strassen mörderisch! Die Menschen sind faul und rückständig. Jeder zweite Korse wird Ihnen sagen: Napoleon war der Grösste! Napoleon war offenbar so gross, dass kein Korse jemals wieder eine Anstrengung zu machen braucht, mehr zu sein – als ein Korse!»

Aber man überlässt sich nicht dem Gerede der Leute, sondern macht seine eigenen Erfahrungen. Und die waren ganz anderer Art: Korsika duftet von der Macchia, von den die Hänge bede-

ckenden Heidekräutern. Die Leute waren sauber gekleidet, die Kinder und die jungen Mädchen trugen hübsche Gewänder. Die Wohnungen, die wir sahen, auch wenn sie ärmlich waren, zeigten Sorgfalt und Reinlichkeit. Uns faszinierten die kahle, bergige Landschaft, die Buschwälder, die herrlichen, damals noch menschenleeren Buchten und Strände, die Dörfer, wie Adlernester in den Fels gebaut. Jedes Haus eine Festung! Wer sie betritt, ist den ewigen Gesetzen des Stammes unterworfen. Auch in dem unauffälligen Stolz und der aufrechten Haltung der Männer spürte man eine Vergangenheit, deren Ursprünge sich im Mythos verlieren. Wie Sizilien war auch Korsika seit jeher das begehrte Kleinod und der Zankapfel aller fahrenden Eroberer von Karthago bis Dänemark. Der Untergang des Römischen Reiches machte Korsika neuerlich zur Beute fremder Eroberer. Germanische Scharen, byzantinische Griechen, Mauren, Romanen landen an Korsikas Küsten und überziehen das Land mit Feuer, Mord und Plünderung. Später kommen Vandalen, Goten und Langobarden, und schliesslich fällt die Insel in die Gewalt der Byzantiner, für nahezu zweihundert Jahre. Auch Genua und Pisa beherrschen die Insel, aber die Korsen hatten sich nie wirklich unterwerfen wollen, schufen sich eigene strenge Gesetze. Im äussersten Fall blieb immer der Rückzug in die Macchia. Und der lange Arm der Rache hielt die Okkupanten, wie später auch die Deutschen, in gebührendem Abstand!

Unsere Nerven waren durch die Strapazen der Reise so angespannt, dass wir Bastia schon am nächsten Tag verliessen, um uns im Innern des Landes ein wenig zu erholen. Wir hatten nachts einen Schock erlebt – ein fremder Mann war in unser Zimmer getreten, er hatte sich in der Tür geirrt. (Wir hatten die Tür zur Galerie, die den Hof umringte, offengelassen!) Der Mann stand im hellen Mondlicht, und Maxie hatte gellend um Hilfe gerufen, so

dass aus allen Zimmern die Hotelgäste zusammenliefen ... Wir genierten uns am nächsten Morgen und fuhren nun mit der Bahn in Richtung Ajaccio, der Hauptstadt, an der Westküste der Insel. Unterwegs wollten wir aussteigen und Corte besuchen, einen kleinen Ort auf dem Plateau eines Berges. Und dann geschah ein kleines Wunder – in dem vollbesetzten Zug sassen uns gegenüber ein Mann und seine Frau, mit deren kleiner hellblonder Tochter. Der Mann betrachtete uns unauffällig und mit einem freundlichen Gesicht. Er entschuldigte sich, als wir ins Gespräch kamen, für seine Aufdringlichkeit, aber ich sähe seinem Bruder Wladimir sehr ähnlich, der noch in Russland lebte und den er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte! (Es berührte mich seltsam, denn mein Vater war in der Ukraine geboren, nahe von Kiew!) Wir machten uns bekannt, dieser Mensch hiess George Kevorkoff und hatte Russland 1921 mit seinen Eltern verlassen, sie waren nach Frankreich geflohen. Und ihn habe es als jungen Mann nach Korsika verschlagen, wo er schon seit 25 Jahren lebte! Als wir ihnen sagten, wir wollten nach Corte, um uns die Gegend anzusehen, machte Kevorkoff den Vorschlag, mit ihnen nach Ponte-Leccia zu kommen und in ihrem Haus Gäste zu sein! Es war sofort eine so herzliche Stimmung entstanden, dass wir der Einladung ohne Zögern folgten. Wir besuchten Corte und fuhren mit den Kevorkoffs am Abend zurück nach Ponte-Leccia.

Aber ich möchte jetzt noch kurz von einer Entdeckung reden: Ich merkte plötzlich, wie ich diese Reise, wie ich alle Eindrücke durch Maxies Augen erlebte. Ihr Entzücken über die fremde Welt, ihre innere Lebendigkeit erfüllten mich mit Freude. Sie beobachtete das Leben dieser kleinen Leute mit geniesserischer Geduld, mit grüblerischer Zärtlichkeit. Wir wurden von den Kevorkoffs verwöhnt und erholten uns von den Ärgernissen und Strapazen der Reise.

Es war eine lustige Zeit mit den sieben Kindern und in einem Garten am Bachufer, voll von Hühnern und Enten. Der Mann arbeitete als Elektriker in einer chemischen Fabrik. Seine Frau, Carmen, betreute die Kinder, Haus und Garten. Es war ein Holzhaus, und wir schliefen im Ehebett, während unsere Gastgeber, wie wir erst später bemerkten, in einer Kammer auf einer Matratze lagen. Sie waren nicht arm, lebten aber ziemlich beengt, und die Frau war mit ihren vierzig Jahren schon sehr gealtert und verhärtet. Sie war hier geboren, aber nie aus Ponte-Leccia herausgekommen, hatte nie das Meer gesehen, obschon es bis zur Küste nur fünfzig Kilometer waren! Sie hatte Kevorkoff in der Fabrik kennengelernt, sie hatten früh geheiratet, und dann kam ein Kind nach dem andern!

Ich kannte bereits Maxies Hingezogenheit zu Leuten in ärmlichen Verhältnissen, sie begann schon am zweiten Tag Carmen bei ihrer schweren Hausarbeit zu helfen. In einer vertraulichen, ausgelassenen Stimmung von Spott und Gelächter. Und sie litt darunter, dass wir diesen Leuten vielleicht zur Last fielen. Carmen flüsterte mir eines Tages zu, ich sollte ja nicht versuchen, ihrem Mann Geld anzubieten, überhaupt seien die Menschen von Korsika in diesem Punkt sehr empfindlich! Wir waren Gäste und basta! Wir versuchten den Kindern zu schenken, was wir entbehren konnten: ein Taschenmesser, Nagelschere, Sonnenbrillen, Zeichenstifte, Schreibzeug und anderes. Maxie blühte auf in diesen sechs Tagen, sie redete die Sprache der einfachen Leute, besass den urwüchsigen Humor der Vorstadt, den Witz der vom Leben Enttäuschten. Wir waren ohne viel Mühe mitten in das Leben dieser fremden Welt eingedrungen. Und ich genoss es, in Maxies Gesicht die Freude zu lesen, die Schönheit des Daseins zu spüren.

Ich schrieb also das Buch über Korsika in sechs Wochen. Wir waren Ende August zurückgekehrt und wohnten wieder in der kleinen Hütte, die Maxies Eltern gehörte, in einer Schrebergartensiedlung am westlichen Rand von Wien. Die Dunkelkammer hatten wir in einem winzigen Verschlag eingerichtet, wo ich Maxie beibrachte, wie man Negative vergrössert und die Bilder entwickelt. Sie war sofort Feuer und Flamme. Und auch der unersättliche Hunger nach Bildern und Erlebnissen wurde gestillt, denn du kannst beim Herausvergrössern der Motive unter dem Lichtkegel den Ausschnitt verändern und vieles weglassen. Beim Hin- und Herwenden der Bilder und dem eifrigen Suchen der besten Konstellation entdeckten wir neue Details und kleine Geschichten, die unerwartet ins Bild kamen. Bilder und vor allem Menschengesichter haben eine Dramaturgie, die du entdecken und herausstellen musst. – Wir waren mit wenig Geld gereist, hatten uns sehr einschränken müssen. Aber die eigentlich schöpferische Arbeit macht aus Mangel Fülle. Denn du wirst, wenn du genügend Minuten hast, in besseren Hotels übernachten, dich in anderen sozialen Sphären bewegen und ganz andere Menschen und Dinge sehen, als wir sie gesehen haben.

Wir hatten grosse Sympathie für die Leute auf Korsika, denn es schien uns ein ärmliches, benachteiligtes, ein vergessenes Volk am Rande Europas, von vielen verkannt und scheinbar angesehen. Die Arbeitslosigkeit war sehr gross, es gab nur sehr wenige Industriebetriebe auf der Insel, viele Männer mussten aufs Festland oder ins Ausland gehen, um ihre Familie ernähren zu können. Darum auch engagierten sich viele bei der französischen Polizei oder beim Militär.

Ende Oktober fuhr ich nach Berlin und brachte Manuskript und Fotos zum Verlag. Sie waren verblüfft. Und das Geld, das sie im

Mai versprochen hatten, bekam ich erst jetzt. Allerdings in DDR-Währung, der Verlag habe keine Devisen zur Verfügung, hiess es! Also mussten wir hinfahren, um das Honorar in der DDR zu verbrauchen. Wir fuhren im November nach Berlin, ohne eigentlich recht überlegt zu haben, wie es weitergehen sollte. Noch nicht der Entschluss, dort zu bleiben! Aber ich hatte bereits ein neues Jugendbuch konzipiert und wiederum einen Vertrag abgeschlossen. Dies war es, was die Sache eigentlich besiegelte, denn ich würde wieder nur DDR-Geld bekommen! Das Buch hiess «Bandidos», eine Geschichte aus der Zeit der Befreiung Korsikas von der faschistischen Okkupation. Die Korsen hatten aus dem Maquis heraus den deutschen Truppen eine schwere Niederlage bereitet.

Wir wohnten im Hotel, da sagte uns eines Tages ein wohlmeinender Funktionär des Schriftstellerverbandes: «Wir werden euch ein Zimmer in unserem Schriftstellerheim in Petzow verschaffen, dort könnt ihr so lange bleiben, bis ihr eine andere Wohnung gefunden habt!» Und so zogen wir Ende November in Petzow ein, ein kleiner Ort nahe bei Potsdam. Das Wetter war schlecht, und das Haus, eine hübsche Villa am Schwielowsee, stand zur Hälfte leer. Die wenigen Leute sassen in ihren Zimmern und tippten auf der Maschine. Auch ich tippte auf der Maschine. Maxie schrieb in dieser Zeit ihre Tagebuchskizzen, Entwürfe für Kurzgeschichten und zahllose Briefe. Wir wussten noch nicht, dass wir den Winter über bis zum Mai in Petzow zubringen sollten. Und wir lernten in dieser Zeit viele Schriftsteller kennen, Jan Petersen, Eduard Claudius, Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann, Dieter Noll, Otto Gotsche, Berta Waterstraat, Hans Marchwiza, Bruno Apitz, Dinah Nelken und viele andere.

«Ein Buch über Korsika kann jeder schreiben», sagte Marchwiza zu mir. «Aber über die Judenverfolgung kann nur der schreiben, der es erlebt hat. Warum schreibst du nicht ein Buch über die

Konzentrationslager?» Wir lernten auch Christa und Gerhard Wolf kennen, die an den Wochenenden und in den Ferien nach Petzow kamen, denn die Eltern von Christa leiteten das Heim. An den Vormittagen schrieben wir alle, zu Mittag traf man sich im Speisesaal. Wir hatten ein schönes Zimmer mit Aussicht auf den See, auf die grünen Hügel am anderen Ufer und die weissen Villen, die einst berühmten Filmschauspielern der UFA gehört hatten. (Jetzt war aus der UFA die DEFA geworden, die sozialistische Filmfabrik, in Babelsberg, ganz in der Nähe.)

An den Abenden wurden im Salon Geschichten erzählt, oder es wurde über das Schreiben diskutiert. Über die Bücher, die wir lasen und schrieben, über die Lage in der Welt. Über die Revolution in Kuba und über den Kalten Krieg. Über die Nazis von gestern und heute. Über das Verhältnis von Macht und Geist. Über Sozialismus ...

Jemand sagte: «Ein Buch über die Konzentrationslager? Was soll es bewirken?» Und ein anderer sagte: «Sie leugnen die Wahrheit. Und drüben im Adenauerstaat fühlen sich die Nazis bestens aufgehoben und bestätigt. Sie werden die Wahrheit immer weiter leugnen!» Das war das Thema, auf das wir immer wieder stossen sollten: Was sollen wir schreiben? Und ist der sozialistische Realismus der geeignete Hebel, der Bohrer, um ein Loch in die Wand des Leugnens voranzutreiben? Kann man durch Literatur die Menschen verändern? Kann man ihnen Erfahrungen vermitteln, die sie hartnäckig verdrängen?

«Die Wahrheit über die Naziverbrechen ist nicht mitteilbar! Es gibt keine Worte, die das ausdrücken können, was wirklich geschehen ist. Es ist in den Wind gesprochen!»

«Nein», sagten andere, «wir müssen darüber schreiben!» Es waren erregende Gespräche bei Spaziergängen um den strahlenden See herum und durch die Wälder. Auch Geblödel. Auch Lebens-

freude und Teilnahme am Schicksal der anderen. Niemand konnte so hell lachen über meine jüdischen Witze und Anekdoten, die ich immer wieder erzählen musste, wie Christa und Maxie. Maxie blühte auf, sie war nicht nur sehr hübsch, sondern auch eine Wienerin und von allen bewundert, eine Frau voll Witz und Selbstironie – ihr besonderer Charme! Augenblicke des naiven Glaubens an «unsere Sache», die Sache der Arbeiterklasse; eine Neigung, die weniger politisch war als vielmehr ein Hang, uns mit den im Leben Gescheiterten zu solidarisieren.

Und ich glaube, ich habe damals bei diesen Spaziergängen und den heiteren Abenden begriffen, dass ich mitten unter den Menschen allein war mit den Bildern in meinem Kopf. Dass ich über das Grundgefühl meines Erlebens nicht reden, nichts wirklich mitteilen konnte. Ich schrieb noch nicht über das KZ, aber ich würde es eines Tages tun, wenn die Zeit reif war. (Ich habe mein Buch «Der siebente Brunnen» erst dreiundzwanzig Jahre nach dem Ende des Krieges geschrieben!) Ich hatte tief verborgen noch immer jenes Gefühl der Umkehrung meines Lebens. Hier war das Krematorium, das immer rauchte. Hier krümmte sich dein Bett-nachbar in Konvulsionen und starb. Auch du konntest in dieser Nacht sterben oder morgen auf dem Arbeitsplatz zusammenbrechen und vom Posten mit dem Gewehrkolben erschlagen werden.

Das wirkliche Leben war nur ein Traum, auf einem anderen Stern. Und ich erinnere mich an eine Nacht in Buchenwald – ich habe irgendwo darüber geschrieben –, wo plötzlich in der finsternen Baracke einer zu singen begann. In der überfüllten Baracke, wo es von Schmutz stank, von Urin und Eiter, wo die Männer im Schlaf wimmerten, stöhnten, ächzten und plötzlich einer zu singen begann – ein italienisches Liebeslied! Mit einer wunderbaren Tenorstimme und voll inniger Wärme ... Und die Gefangenen hörten

auf zu ächzen und lauschten dem Gesang. Ein Hauch streifte sie von dem Leben jenseits des Grabes, eine Ahnung von jenem lebendigen Leben in kosmischer Entfernung, wo es noch Lieder gab und blühende Bäume, Frauen – und eine warme Stube, in der es nach gutem Essen riecht.

Mir wurde klar, in diesen Tagen am Schwielowsee, dass ich noch dort war, die Umkehrung hatte sich noch nicht wieder vollzogen. Die Welt mit dem See und den Bäumen, mit den heiteren Menschen und dem guten Geruch von Essen war ein Traum. Das Leben war eine mehrfach belichtete Aufnahme, aber unter allen Schichten lag das eingebrannte Bild des Abgrunds.

Schreib die Wahrheit! Aber was ist die Wahrheit? Das Lager war unsere Wahrheit. Die Welt des Hungers war unsere einzige Wahrheit. Die Welt des Hungers, der Bürgerkriege, des Terrors und der Massaker ist auch heute noch die einzige Wirklichkeit. Der Tod in jeder Stunde, der Tod der anderen, aber auch der eigene Tod, der uns im Nacken sitzt. Und alles andere ist nur ein Traum. Jene Welt, wo es noch freie Städte gab, in denen die Menschen ohne Hunger lebten, war eine unwirkliche, eine geträumte Welt. Und die Leute dort wussten nicht, dass sie träumten!

Die Umkehrung in meinem Leben, die Angst, das Bewusstsein der Gegenwart des Todes und der Bestialität, die Angst, dass alles andere nur geträumt sei, dieses Gefühl hatte mich noch nicht verlassen. Ich lebte noch im KZ, ich lebte noch in der Verkehrung des Menschentums. Aber das hinderte mich nicht daran, manchmal auch fröhlich zu sein! Die Distanz zur Welt des Scheins – die ungeheure Entfernung verschafft dir seltsame Ekstasen, denn über das Grab hinweg wird alles verklärt gesehen, mit minutiöser Schärfe und Unbarmherzigkeit, und doch auch mit Freude. Was vielleicht absurd klingt. Aber die Welt ist absurd! Weil du auch die kleinen Freuden des Daseins mit Wonne träumst und aufsaugst,

wie ein Verdurstender einen Becher Wasser in sich hineingiesst und spürt, wie ihn das Nass durchdringt und in einen Rausch versetzt.

Ich lebte damals mit Maxie in einer ständigen Euphorie, wir genossen Freundschaft wie nie zuvor, genossen diesen Winter, die Freiheit und das Glück, in einem Haus am See zu wohnen und genügend Essen zu haben und Zeit, auf der Maschine zu tippen. Die Menschen um uns, die Spaziergänge, die langen Gespräche ...

37

Nun aber vom Geschichtenerzählen: An einem nasskalten Abend im Februar, als wir gerade in der warmen Stube sassen und das Essen in unserem Haus – vor allem aber das Brot – gelobt hatten, erzählte ich ihnen über das Brotessen im Konzentrationslager: wie der Brotziegel abends, nach der Heimkehr von der Arbeit, verteilt wurde. Immer ein Laib Brot für fünf oder sechs Mann, in seltenen Fällen für vier! Je nach Lage der Front!

Einer von uns hatte herausgefunden, dass die Rationen grösser wurden, wenn die Russen vormarschierten. Eine Analyse über die spekulativen Vorgänge im Kopf der SS-Lagerverwaltung! Und dann, wie sich Gruppen unter den Gefangenen bildeten und das Brot methodisch geteilt wurde. Die einen hatten eine primitive Waage konstruiert, aus kleinen Holzstücken, die an Schnüren befestigt an dem Waagebalken hingen und die sie nun in die Brotstücke steckten, um zu wiegen und auszutarieren, bis alle Teile gleich waren. Und ringsum die brennenden Augen der Beteiligten, die bei der heiligen Handlung zusahen und jede Bewegung des Verteilers beobachteten. Andere schnitten das Brot einfach in sechs Teile, und dann wurden die unterschiedlich grossen Stücke verlost.

Die Häftlinge waren einsichtig, der Verlierer von heute jammerte nicht, verkroch sich unter seiner Decke und hoffte, morgen zu gewinnen. Und nun das Verzehren des Brotes – wie einer sein Brot ass, sofort und mit grossen, gierigen Bissen oder in kleine Würfel geschnitten und dann aus der Tasche heraus die Stücke langsam aufzehrend, das war ein Ritual, das jeder für sich selbst erfand. Es gab viele Arten, sein Brot zu essen, und es wäre aufschlussreich gewesen, daraus auf den Charakter der Menschen zu tippen. Ich ass das Brot sofort und sorgfältig zerkaut, eine Tätigkeit wie in Trance. Im Magen war das Brot besser aufgehoben, keiner konnte es dir nehmen. Brot wurde manchmal gestohlen, wenn du nicht wachsam warst. Der Dieb, wenn man ihn erwischte, wurde grausam bestraft, denn Brot war das Leben!

An einem überraschend warmen, aber windigen Sonntag, der schon den Frühling ahnen liess – ich glaube, es war Ende Februar 1957 –, sass Leonhard Frank auf der Terrasse, die zum Seeufer führte. Er kuschelte sich vergnügt in seinen Kamelhaarmantel und gab mir einen Wink, mich zu ihm zu setzen! Es kamen öfter bedeutende Schriftsteller aus dem Ausland oder aus der Bundesrepublik zu Besuch in die DDR. Leonhard Frank lebte in München und war nur für einige Tage gekommen, er war eben Ehrendoktor der Humboldt-Universität in Berlin geworden. Er grinste wohlwollend, aber in seinem lebendigen Gesicht und hinter der Freundlichkeit spürte ich eine kühle, scharf beobachtende Neugier, einen kurzen, harten, prüfenden Blick; auch ein wenig Unsicherheit glaubte ich zu bemerken, was ihn mir sympathisch machte. Er sagte, er habe zugehört – er war eben angekommen –, wie ich über das Brotessen im KZ erzählt hatte. «Das war gut so, Sie erklären nur wenig, geben keine Kommentare ab, das Denken und die Gefühle müssen dem Zuhörer überlassen werden! Man darf neugierig sein, wie Sie es schreiben werden. Sie sollten es dann ge-

nau so erzählen, als sässen Sie bei Tisch dem Leser gegenüber!» Einige Schriftsteller, die er kenne, seien glänzende Erzähler, aber nur mündlich. Wenn sie schrieben, machten sie «Literatur» aus ihren Geschichten.

Auch in unserem Haus gab es einige sehr gute Erzähler, und wir bekamen oft Kostproben davon zu hören. Zum Beispiel erzählte Walter Gorrish eine wunderbare Geschichte: Er war selbst im spanischen Bürgerkrieg. Ein Kommandeur der Republikaner, der nach einem Gefecht nur noch fünf Mann um sich hatte, die er retten wollte, denn sie waren vom Feind umzingelt, machte auf einem Stück Papier eine Skizze von einem geheimen Waffenlager, das den Faschisten nicht in die Hände fallen durfte! Er riss die Skizze in Teile, steckte sie in leere Patronenhülsen und forderte seine Leute auf, sich einzeln durch die feindlichen Linien durchzuschlagen. Der Streich gelang, die fünf Patronenhülsen kamen beim Oberkommandierenden an. Aber das geheime Waffenlager existierte nicht, es war eine Erfindung. Doch die fünf Männer waren gerettet! Aus der Geschichte wurden ein Buch und ein DEFA-Film.

Natürlich gab es nicht nur die Abende mit Geschichten. Politische Debatten waren an der Tagesordnung. Die Aufstände in Polen und Ungarn vom Oktober 1956 sassen uns noch in den Knochen. Der XX. Parteitag der KPdSU und die Aufdeckung der Verbrechen Stalins, die Frage des Personenkults – gab es das nicht auch in der DDR? –, all das beschäftigte uns. Die anstehenden Prozesse gegen Harich, Loest und andere gaben genug Stoff für Debatten und leidenschaftliche Gespräche zu zweit oder zu dritt, denn wenn ein vierter dazukam, wurde das Thema gewechselt! Soweit ich mich erinnern kann, haben diese Ereignisse neue Verhaltensweisen geschaffen. Nein, sie haben die alten Verhaltensweisen nur verschärft und zugespitzt. Da war vom «richtigen Denken» die Rede, wenn etwa Hans Marchwitza oder Jan Koplowitz anwesend

waren. Einige Kollegen pflegten noch immer jene herzlich-naive Begeisterung für «unsere Sache», die im Titel eines Buches von Giordano zum Ausdruck kam: «Die Partei hat immer recht!» Wir konnten Leuten wie Koplowitz zunächst noch nicht böse sein, er war ein Spassvogel, voll von Witz und skurrilen Geschichten, ein Jude, der verfolgt gewesen war, jetzt hatte er seinen «Messias» gefunden – die Partei der Arbeiterklasse! Und seine Argumente sassens haarscharf auf der vorgegebenen Linie der Partei, unfähig auch nur zur geringsten Kritik oder gar Selbstkritik. Wenn er einem Bekannten auf der Strasse begegnete, fragte er sofort mit leuchtenden Augen: «Hast du mein neues Buch gelesen?» Natürlich hatte man es nicht gelesen. Aber wer will schon unhöflich sein. Solche Leute erzeugen auf Schritt und Tritt die Lüge. Andere übten grosse Zurückhaltung, wenn von Politik die Rede war, wie zum Beispiel Siegfried Pitschmann. Er schrieb glänzende Kurzgeschichten, die den Schatten Hemingways nicht verleugnen konnten. Er arbeitete ausserordentlich langsam, sorgfältig und gediegen, wie mit Lupe und Pinzette – er hatte Uhrmacher gelernt! Ein ruhiger, sympathischer und immer etwas gequälter Typ, der Unmengen Zigaretten, Kognak und Kaffee bei der Arbeit verbrauchte und deshalb öfter in finanzielle Schwierigkeiten geriet. Auch Georg Maurer, unser grosser Dichter, zeigte vornehme Zurückhaltung, wenn es um Politik ging. Und er erfreute uns immer wieder mit seinen Versen, seinem universellen Wissen und seiner strahlenden Naivität. Es gab die Schweiger und die Opportunisten, es gab die Kriecher, die sich bedeutenden Leuten anbiederten, die intellektuellen Snobs, die auf jede Frage eine fertige Antwort in der Tasche hatten, und es gab die Tiefgläubigen! Es gab auch die Skeptiker, die in der folgenden Zeit immer deutlicher hervortreten sollten. Zu ihnen zählten auch Gerhard und Christa Wolf,

die offiziell zwar noch zum «Establishment» gehörten, aber zunehmend kritische Positionen einnahmen.

Die Frage, ob die Entthronung Stalins eine allgemeine Liberalisierung nach sich ziehen würde, wurde oft diskutiert. Die Kulturpolitik der DDR entwickelte sich in jenen Jahren manchmal «zwei Schritte voran, dann aber wieder drei Schritte zurück», wie einige von uns bitter lachend feststellten. Der Vorwurf, der schon beim IV. Schriftstellerkongress vom Jänner 1956 erhoben wurde, von der administrativen Bevormundung der Literatur, hatte die Geister geschieden. Noch gab es unter uns keine Dissidenten, aber die Strukturen der Kritik, manchmal offen und gewagt, manchmal noch verborgen, fingen an sich zu festigen. Eduard Claudius, Kommunist der ersten Stunde und Spanienkämpfer, der manchmal an den Schwielowsee kam, redete offen von dem «öden, kleinbürgerlichen Niveau und der hölzernen Primitivität der Gegenwartsliteratur!» Oder er sagte auch: «Die Partei mag recht haben, aber das Leben wird entscheiden, wer wirklich recht hat!»

Maxie und ich hatten uns an diesen Debatten nur wenig beteiligt, wir waren Gäste im Land, fühlten uns nicht befugt mitzureden, und blieben Aussenseiter, was man uns auch wohlwollend spöttisch zugestand. Einmal sagte jemand: «Alles, was ihr hier redet, gilt nicht. Ihr habt österreichische Pässe und könnt jederzeit abhauen!» Ja, was hielt uns denn hier, fragten wir uns oft. Das «schiefe Licht» unserer Lage hat uns in all den Jahren bedrückt. Immer wieder überlegten wir, ob wir die DDR nicht verlassen sollten, es wäre ehrlicher gewesen! Aber wohin? Ich wäre auch in jedem anderen Land nur ein Fremder gewesen! Und der Aufenthalt hier hatte auf eine schlichte Weise einige unserer Probleme gelöst, hatte uns Freundschaften beschert wie nie zuvor! Wir waren auf der Seite der Antifaschisten!

Die Ufer des Schwielowsees und die kleinen Orte ringsherum waren eine wunderbare Gelegenheit für lange Spaziergänge. Wir gingen jeden Nachmittag mehrere Stunden den See entlang, manchmal auch durch die Dörfer und den Wald. Solange ich denken kann, hat mich ein unüberwindlicher Trieb ins Freie gelockt. Wahrscheinlich habe ich in meinem Leben viel zuviel kostbare Zeit mit langen Märschen vergeudet. Gehen, durch die unendlich langen Strassen der grossen Städte, oft mit leerem Magen und allein. Um Menschen zu sehen und sich an ihrem Anblick zu trösten, wie man durch eine Ausstellung geht und die Erfindungsgabe der grossen Maler bewundert, die tausend bizarre Gestalten erschaffen haben. Gehen, als Haltung des ahasverischen Typs, des Menschen im Exil, der auf ein Wort wartet, ein freundliches Gesicht, einen auf deinem Weg, der dich als Bruder erkennt. Ungebunden sein, die Gleichheit der anonymen Menschen unter der Sonne auskosten bis zur Neige. Gehen, weil du in dir den Drang deiner Vorfahren spürst, das Weite zu suchen, die Erde mit deinen Schritten auszumessen. Weil dich die Ferne lockt und der blaue Himmel, weil ein geheimer Instinkt dich treibt zu verschwinden und keine Spuren zu hinterlassen – du könntest den Mördern gefallen!

38

Maxie und ich hatten im Herbst 1958 ein kleines Siedlungshaus in Kleinmachnow gemietet, einem Vorort an der Grenze zu Westberlin. Ein schlichtes Haus für kleine Leute, in den 1930er Jahren gebaut wie Hunderte Häuser in diesem Ort, mit einem Garten voll mit Obstbäumen. Und ich erinnere mich, wie ich in den Jahren der Wanderschaft oft an solchen Häusern im Grünen vorbeikam und – verborgen hinter Sträuchern – die Menschen betrachtete,

wie sie in Liegestühlen unter den Apfelbäumen lagen, mit den Kindern Federball spielten oder auf der Terrasse zu Mittag assen. Das unerreichbare Glück!

Und nun war dieses Glück überraschend Wirklichkeit geworden – jedoch mit bizarren Einschränkungen. Der hintere Zaun unseres Gartens bildete buchstäblich die Grenze zum Westen. Noch war die Grenze keine Mauer, bis 1961 konnte man noch den Stacheldraht zur Seite biegen und über die Wiesen nach Zehlendorf hinüberwechseln, um Bücher zu kaufen oder ins Kino zu gehen. Kleinmachnow war zum Teil eine Künstlersiedlung, hier wohnten Schriftsteller, Musiker, vor allem aber Schauspieler und Regisseure, die in den nahen Filmstudios in Babelsberg, der ehemaligen UFA, arbeiteten. Später waren es Angestellte, Techniker und Ingenieure der in den Nachbarorten gelegenen grossen Industriebetriebe, die nach Kleinmachnow zogen. Auch Parteifunktionäre wurden in diesem Ort angesiedelt, in dem sich die höchste «Bonzon-Kaderschmiede» befand, die Hochschule des ZK der SED.

Wir kümmerten uns nicht darum, wer von den Prominenten dort wohnte, und sind in all den Jahren nicht in den engeren Kreis der «Elite» integriert worden. Wir hatten nie den Wunsch danach, waren österreichische Gäste, die auch politisch nie ganz ernst genommen wurden. Der Aussenseiter, der ich immer war, blieb ich auch dort, von manchen Parteileuten ironisch als Austromarxist apostrophiert.

Eine Art Narrenfreiheit, ein Freiraum, der uns einfach als Künstlern zugestanden wurde, wie wir in unserer damals noch naiven Vorstellung glaubten. Aber doch auch eine Situation, die allmählich einen wachsenden inneren Zwiespalt erzeugte, bei Bekannten Misstrauen erwecken konnte und auch uns zu Objekten besonderer Beobachtung durch Spitzel der Staatssicherheit machte.

Unsere Nachbarn waren einfache Leute, und bald sollten sie zu Freunden werden.

Niemand hätte damals ahnen können, welchen Preis wir für dieses Glück bezahlen sollten: Im Mai 1968 ist dort, nahe unserem Haus, unsere Tochter Kitty im Alter von zehn Jahren tödlich verunglückt. Leonhard Frank hat einmal gesagt: «Im Leben muss man für alles bezahlen, am teuersten für Glück!»

Im Jahr 1957 hatten wir noch einige Monate in Wien zugebracht. Dort war Kitty am 12. Oktober zur Welt gekommen. Dann, als sie fünf Monate alt war, liess Maxie das Kind bei ihren Eltern. Ich war inzwischen wieder nach Berlin gefahren, Maxie kam mir nach, und wir zogen nach Kleinmachnow. Zehn Jahre später ist Kitty – während ich gerade verreist war – nach einem schweren Gewitter beim Spiel in eine Baugrube gestürzt und von nassem Erdreich verschüttet worden. Die Grube war nicht vorschriftsmässig abgesichert. Dieses Unglück hat uns für Jahre gelähmt und aus der Bahn geworfen. Es hatte grosses Aufsehen erregt, wurde jedoch von den Behörden und der Partei bagatellisiert und verschleiert. Kitty wurde ein Opfer der Dummheit und Schlamperei.

Jede Diktatur bringt auf allen Gebieten unbeschreiblichen Schlendrian, Misswirtschaft und Korruption hervor. Der entmündigte Bürger empfindet im Grunde seiner Seele dem autoritären Staat gegenüber nur Gleichgültigkeit, Langeweile und Hass – falls er nicht selber zu der Masse der autoritätsfixierten Kleinbürger gehört und korrupt geworden ist. Nichts in der Welt ist so öde wie eine von Funktionären und Bürokraten gelenkte, in allen Fragen des Lebens gegängelte Gesellschaft. Der verwaltete Mensch, der Organisationsmensch ist von der Dynamik aller schöpferischen Kräfte abgeschnitten, weil nur das Ringen um Wahrheit, der Kampf der Gegensätze und Meinungen, weil nur Wandel und Vielfalt das Wesen alles Lebendigen ist.

Und warum sind wir dortgeblieben? Weil die Idee gut war, wie kurz nach dem Krieg viele der bedeutendsten Denker und Schriftsteller glaubten – von Sartre bis Brecht, von Bloch, Hans Mayer bis Arthur Miller. Weil wir lange nicht begreifen wollten, dass Menschen, die sich im Widerstand gegen Hitler stark, mutig und moralisch verhielten, plötzlich und unter den Bedingungen der Macht zu blinden Handlangern und Funktionären werden konnten. Das war undenkbar und verletzte unseren orthodoxen Glauben an die Würde des Menschen. Wir glaubten damals, die humanistische Idee des Sozialismus würde über die Unfähigkeit der Leute siegen. Man musste die «Kinderkrankheiten des Systems» – wie wir es nannten – durchstehen und nicht verzagen. Die Diktatur des Proletariats sollte ja laut Marx nur ein Übergang zur klassenlosen Gesellschaft sein!

Es waren Jahre verwirrenden Zwiespalts, der an unserer «heiligen Wahrheit» nagte, nämlich an der Frage, wo denn ehrliche, unverfälschte und unbefleckte Menschlichkeit zu suchen war. Diese innere Unsicherheit, die oft auch Zweifel an uns selbst und Scham hervorrief, quälte uns viele Jahre.

Und in Österreich herrschte die Lebenslüge, dass dieser Staat das «erste Opfer Hitlers» gewesen sei! Erst fünfzig Jahre nach Ende des Krieges wagte es ein österreichischer Staatsmann in einer öffentlichen Rede, die Mitschuld Österreichs an den Massenmorden einzugestehen! Die Art, wie die Behörden mit uns wenigen Überlebenden und Rückkehrern aus den KZ-Lagern umgingen, zeigte Verächtlichkeit und versteckten Hass. Die Atmosphäre war noch immer vergiftet von den verbliebenen Miasmen der Nazi-Mentalität. Auschwitz war nicht bewältigt. Auschwitz wurde nicht widerlegt.

«Die Kehrtwendung des Westens von der Sowjetunion zu einem Deutschland, das nicht von den Nazis gereinigt war, erzeugte eine unwürdige Situation», so meinte Arthur Miller.

Ich weiss heute nicht mehr, wie wir es machten, das leere Haus mit Möbeln auszustatten. Wir hatten nur wenig Geld, das Honorar für mein erstes Buch war aufgebraucht. Ich schrieb Kurzgeschichten und Reportagen über Korsika und Paris und bekam auch bald wieder einen Vorschuss für mein nächstes Buch. Wir kauften gebrauchte Möbel, vielleicht haben uns auch Freunde und Nachbarn mit Tischen und Stühlen ausgeholfen, die sie entbehren konnten. Es war ein Abenteuer, wir genossen den Garten, die langen Spaziergänge durch den hübschen Ort und verschiedene benachbarte kleine Wäldchen, freuten uns an unseren neuen Freunden und an Beziehungen völlig anderer Art. Manchmal kam jemand herein und fragte: «Braucht ihr Geld, habt ihr Rechnungen zu bezahlen?» Vor allem die Bekanntschaft mit Christa und Gerhard Wolf brachte uns diese wundersame Erfahrung. Niemals vorher hatten wir eine solche Verhaltensweise erlebt.

Denn jedes Gift bringt im lebendigen Körper der Gesellschaft auch ein Gegengift hervor. Die Lähmung des öffentlichen Lebens, die totale Reglementierung und die Zensur des «richtigen Denkens» schaffte auf der Rückseite eine wild wuchernde Sphäre der Gemeinschaft und Solidarität. Es war durchaus nicht beschämend, wenn die Nachbarin – drei Tage nachdem wir uns kennengelernt hatten – einen Topf Gemüsesuppe herüberbrachte. Die Leute hatten eigenes Gemüse im Garten und wussten, dass wir uns bei dem allgemeinen Mangel an Obst und Gemüse über die Gabe freuen würden. Es war nicht ungewöhnlich, wenn Maxie einer fremden alten Dame von gegenüber, die kranke Beine hatte, anbot, für sie Besorgungen zu machen. Nach und nach stellten sich auch bei uns Leute ein, die wir nicht kannten, die nur vorbeikamen, um guten Tag zu sagen und ein Gespräch zu beginnen. Sie waren neugierig, wie wir es machten, denn wir waren neu hier,

wussten in vielen Dingen nicht Bescheid. Und man brauchte einige skurrile Kenntnisse, um in diesem Land zu leben! Man brauchte zu allen Dingen zwei oder gar drei Meinungen und verschiedene Haltungen – je nachdem, mit wem man gerade sprach. Das brachten sie uns nicht wörtlich bei, liessen aber doch vorsichtig erkennen, worauf es hier ankam!

Manche Leute kamen, um sich Rat zu holen. Und immer öfter kamen vor allem junge Frauen und Mädchen, um über ihre schier unlösbaren Männèprobleme zu reden. Vielleicht hatte es sich herumgesprochen, dass man bei uns über alles offen und ungeniert reden konnte, in einer Ausdrucksweise, die manchmal Verblüpfung hervorrief. Maxie hatte keine Hemmungen, öfter in den derben Jargon der Arbeiterhäuser der Wiener Vorstadt zu wechseln, wo sie aufgewachsen war. Diese Redeweise führte zu einer Offenheit, fast Schamlosigkeit, die wie ein Zungenlöser wirkte. Aus diesen paradoxen Umständen ist später die Idee entstanden, die Gespräche aufzuzeichnen und ein Buch über die Frauen in der DDR zu machen: *Guten Morgen, du Schöne*.

Um fünf Ecken herum kamen dann auch die unterschiedlichsten Meinungen, Gerüchte und sogar Verdächtigungen an unsere Ohren: Das sind lustige und unbefangene Österreicher, die Frau eine echte Wienerin, die haben Humor, kennen keinerlei Zurückhaltung. Politisch naive Leute, die im Grunde keine Ahnung haben, was wirklich gespielt wird. Ja, aber seid vorsichtig, niemand weiss, weshalb sie wirklich hierher gekommen sind. Sie haben österreichische Pässe und fahren oft ins Ausland. Manche verdächtigten uns, aber wir nahmen das nicht allzu ernst. Mein ungebrochenes Lebensgefühl als Aussenseiter, auch mein tief eingewurzelt Phlegma verschafften mir jene innere Ruhe und Gelassenheit, die

oft schon zu Missverständnissen und Ärger geführt hatten. Wir waren – wie ich es heute sehe – in einer vielleicht sträflichen Weise blauäugig und nachsichtig-freundlich allen Leuten gegenüber. Auch gegenüber einem Funktionär der Staatssicherheit, der sich «Karl» nannte und in längeren Abständen zu mir kam, um mit mir über die Kulturpolitik der Partei zu reden. Dass ich mit meinen kritischen Meinungen nicht hinterm Berg hielt, war bekannt. Und so äusserte ich mich zwar vorsichtig, aber ohne Bedenken, war ich doch völlig unerfahren und ungeschliffen auf diesem Gebiet, aber gleichzeitig mit einem Rüstzeug gewappnet, das ich mir in vielen undurchsichtigen, oft gefährlichen Situationen meines bisherigen Lebens erworben hatte. Dieser «Karl», er schien mir ziemlich intelligent, hat niemals versucht mich für eine Spitzelarbeit oder auch andere Dienste zu gewinnen. Er muss meinen Panzer, meine innere Abwehr gespürt haben.

Böswillige Verleumdungen veranlassten mich im Jahr 2001, meine Akten bei der sogenannten Gauck-Behörde einzusehen. Erst da erfuhr ich, dass die drei Gespräche dieses Karl mit mir in seinen Berichten als Mitarbeit protokolliert waren. Leider konnten wir nicht ahnen, dass auch jedes Gespräch mit einem der Stasi-Agenten in den angelegten Akten zu dem Etikett «Mitarbeit» führten. 1977 wurden diese Akten geschlossen mit dem Vermerk, dass von mir keine verwertbaren Aussagen zu bekommen seien. Das alles weiss ich erst seit dem Jahr 2001, und seitdem weiss ich auch, wer von den angeblichen Freunden uns seinerzeit über kürzere oder längere Zeit bespitzelt hatte.

Damals jedoch sahen wir noch nicht so genau, dass das Misstrauen und die Vergiftung aller menschlichen Beziehungen quasi ein Axiom, ein Naturgesetz der Diktatur waren. Wie sagte Arthur Miller: «Die Macht ist immer ein Idiot!» Hier, in der «Diktatur des Kleinbürgertums im Namen des Proletariats» – so Hans Mayer –,

hier gab es ebenso dieses im Raum schwebende Gift des Misstrauens und der ständigen Verdächtigung wie in jeder anderen Diktatur. Jenes Element der Bespitzelung, das jede lebendige Entwicklung der Gesellschaft verhindert – das Einparteiensystem, das unvermeidlich die schlechten Eigenschaften der Menschen förderte und belohnte, die Jasager, die Heuchler und Opportunisten.

Damit musste man also leben, es blieb keine Wahl. Ausser jener vielleicht, die uns manchmal Freunde sarkastisch lachend rieten: «Zieht doch auf eine Insel im Mittelmeer!» Ich hatte öfter schon von meinen Reisen durch die Provence erzählt und von den Aussteigern in den versteckten Dörfern und auf den Inseln. Maler und Schriftsteller oder auch andere obskure Gestalten, die verlassene Bauernhäuser kauften, wo dann auch eine Ziege, zwei Hunde und drei Katzen angesiedelt wurden.

40

In den darauffolgenden Jahren entwickelte sich unser kleines Haus zu einer Art Treffpunkt für junge Leute, die «mal bei uns reinschauen wollten!» Waren es Aussenseiter, Verrückte oder Asoziale, wie man manchmal munkeln hörte? Nein, es waren ganz einfache Menschen, manchmal auch angehende Dichter oder Mädchen voll ungebrochener Lebensfreude, die gern polnische oder irische Lieder sangen oder Pantomime tanzten. Kurz, Leute, die auf der Suche waren. Und was suchten sie? Eine andere Art zu leben! Eine Art, wie einige vielleicht glaubten, die wir übten. Auf einer Insel gewissermassen, mitten im Meer der Langeweile und Ode.

Aber was suchten diese jungen Leute wirklich bei uns? Sie verhielten sich völlig ungewungen – und wer zum erstenmal kam, war zunächst verblüfft über die lockere Atmosphäre und schwieg

irritiert. Es dauerte eine Weile, bis sie sich öffneten. Einige erzählten aus ihrem Leben, andere trugen Gedichte vor oder sangen deutsche und russische Volkslieder. Und nichts war geplant, alles entwickelte sich spontan und war dadurch lebendig. Manche von ihnen, wenn sie die Geschichten der anderen hörten, glaubten eine Lösung für ihre eigenen Probleme zu finden. Man durfte kritisieren, vor allem sich selbst, durfte Fehler eingestehen. Dummheiten, Irrtümer, Mängel, und das erzeugte eine Stimmung aus Lachen – auch über sich selbst –, aus Freude am Raten, Deuten, Interpretieren. Jammern wurde abgelehnt, Sentimentalität war verpönt. Der scharfe Witz, den manchmal einer hervorbrachte, liess sie aufblühen in einer Gemeinschaft, die ihnen eben noch fremd war. Wir experimentierten mit Gegengiften gegen die allgemeine Verkrampfung, die Verschlafenheit und Verstellung – ohne es etwa geplant zu haben und ohne es eigentlich zu wissen.

Und immer wieder eine kleine Geschichte, Berichte über Verluste, Trennungen, Lüge und Betrug – «jetzt weiss ich endlich erst über die anderen Bescheid und über mich selbst und kann lachen ...». Ironie ist eine starke und heilsame Droge. Und das Erzählen ist jenes Element, das manchmal einem Menschen das eigene Ich näherbringt. Denn immer wieder erfährt der Mensch – im Erzählen – etwas über sich selbst, das er vorher noch nicht wusste und das ihn verwandeln wird.

Wir galten als Künstler oder als Lebenskünstler und führten eine Art Dasein zwischen den Mauern und den Barrieren aus Schweigen, die überall aufgerichtet waren, die Zwänge ignorierend, das Reglement nicht beachtend, aber mittendrin atmend. Wir waren die Aussenseiter und lebten als Ausländer auf doppeltem Boden, und die Lüge klemmte uns in manchen Stunden den Atem ab. Ich rühme mich nicht der Aufrichtigkeit, wenn ich das sage. Es ist ein lahmes Bekenntnis, wie es auch ein schwaches Bekenntnis ist, wenn wir uns der Grausamkeiten in der Welt bewusst

werden und glauben, nichts dagegen tun zu können – der täglichen Morde, der Terrorakte und Kriege, der Milliarden hungernder Menschen.

Ich erzähle immer wieder, wie einige Kameraden und Überlebende später Suizid verübten. Ich habe mit keinem von ihnen über dieses Thema, das Selbstmordthema, gesprochen. Und ich glaube, dass jeder sogenannte Holocaust-Überlebende ein anderes Überleben lebt. Jeder hat seine Geschichte, eine Geschichte des Versagens in einer Welt des Leugnens und des Schweigens.

Grünberg zum Beispiel, einige Tage bevor er spurlos verschwand, hatte sich mir in seltsamer Weise mitgeteilt: «Hast du auch dieses Gefühl, diese Angst», fragte er, «ich kann die Katastrophen in der Welt riechen, spüren, atmen ... Egal wo ich gerade bin und was mit mir geschieht. Und das eigentlich jeden Tag, zu jeder Stunde, auch wenn ich in bester Verfassung bin und mich gerade glänzend unterhalte.» Er litt an Depressionen, und gleichzeitig überkamen ihn Anfälle irrer Freude. Vielleicht jenes Lachen, in dem auch eine tiefe Verzweiflung zittert. Die Fröhlichkeit im Schrecken. Die Heiterkeit eines Menschen, der gelernt hat, die Welt, die Menschen, die Bilder des Lebens aus kosmischer Entfernung zu sehen: Das alles ist nicht wirklich, ich träume nur. Oder es ist ein Wunder ...

Grünberg war eines Tages unauffindbar. Eine seiner Schwestern, die sich 1938 nach England gerettet hatte, kam nach Wien und wollte nach ihm forschen. Später erzählte sie, er sei in die Berge gefahren, um dort zu verschwinden. Vielleicht sei er in eine Gletscherspalte gestürzt. Um keine Spuren zu hinterlassen. Um ins Nichts einzugehen.

Auch Grünberg war solch ein verkappter Lebenskünstler, der das gute Leben lebte, Leben auf den kleinsten Nenner reduziert, der in Wahrheit der grösste ist! Vielleicht ist es jenes Kennzeichen,

das einige Überlebende, die ich kannte, verbindet: Nirgends dazugehören, auf gepacktem Koffer sitzen, keinerlei Autorität anerkennen, von niemandem abhängig sein. Auch nicht an einen Gott glauben – ihn aber ständig im Munde führen: «Reiste denn Jesus mit einem Koffer?» Wie hat es mein Freund, Kumpel und Lehrmeister Wladimir Krumholz ausgedrückt: «Erst müsste es Tag werden ... Die Menschen sind nie ganze Menschen geworden, nie aufgewacht aus dem Schlaf der Unwissenheit und der Hypnose der Macht. Sind nicht wirklich geboren worden ...»

Ich habe mich inzwischen mit einem von unseren Besuchern angefreundet, Viktor L., Schriftsteller, ein ungewöhnlich kluger, ruhiger, introvertierter Typ, der sich selbst zerstört – Kettenraucher und Trinker! Manchmal schleppt er mich in eine Kneipe, er will mir etwas «unter vier Augen» sagen, er redet leise und wie im Fieber, hält mit beiden Händen die Flasche fest, mit jener Starre in den Augen, die den Süchtigen verrät. Was bohrt in ihm? Er ist Autodidakt, war früher Arbeiter, kennt die grossen Betriebe der Umgebung. Aus dieser Kenntnis heraus und nach Jahren der Übungen und Versuche und mit einigem Talent hat er bereits drei Stücke geschrieben, die der Partei gefielen und als Hörspiele gesendet wurden. Er soll weiter Stücke aus der Arbeitswelt schreiben. Jetzt hat er einen Vertrag mit dem Fernsehfunk, bekommt ein Gehalt für zwei oder drei Stücke im Jahr. Die Stücke sollen «die Kraft der Partei», die «Schöpferkraft des Kollektivs» zeigen. Aber insgeheim, bei sich selbst sieht er die Dinge anders: «Verstehst du das, in der Einheitspartei gilt nur noch Jasagen, sich der Parteilinie unterordnen. Falsches Lob und Heuchelei sind an der Tagesordnung. Opportunismus, Schmeichelei und alle miesen Eigenschaften des Menschen werden belohnt und gefördert. Aber ein kluger und ehrlicher Mensch sieht, wohin das führt. Er sieht die Fehler, er hat Ideen – aber das macht ihn verdächtig! Was schliesslich dazu führt, dass er schweigt ... Und das Kollektiv?

schweigt ... Und das Kollektiv? Das Kollektiv verhindert jede wirkliche Leistung, alle werden auf Mittelmässigkeit getrimmt. Aus jeder Fehlerdiskussion spricht der Klassenfeind, heisst es. Das Kollektiv repräsentiert die Macht und fürchtet jeden, der das Mittelmass sprengt, er muss entfernt werden.» Es sei eigentlich ganz natürlich, dass nichts mehr funktioniert, erzählt er weiter, er hat es erlebt. In den Betrieben stehen ganze Abteilungen still, die Leute sitzen auf den Werkbänken und quatschen, weil es an Rohmaterial und Zulieferung von Einzelteilen hapert. Überall ist der Wurm drin, aber keiner darf über die wahren Fehler reden.

Viktor L. muss lügen und weiter beschissene Stücke pinseln, wie er sagt, um seine Kinder zu ernähren – und nicht etwa zurückkehren zu müssen in die Arbeitskluft. Was vielleicht besser wäre. Und er hatte Schuldgefühle dem Fernsehfunk gegenüber, der Familie gegenüber und vor sich selbst. Eine Lebensgeschichte, aber nicht die einzige dieser Art, die wir im Laufe dieser Jahre erfuhren.

41

Zwanzig Jahre nach unserer Ankunft in diesem anderen Land, 1977, ist Maxie gestorben. Und ich habe es versäumt, über die Gespräche auf unseren spätabendlichen Spaziergängen durch die Strassen Kleinmachnows Aufzeichnungen zu machen und über unser beredtes Schweigen. Wir waren darauf gekommen, dass es gerade unser Fremdsein war, diese innere Distanz, das ausserhalb Stehen und doch mittendrin, was eine Art Brennstoff war, uns auch in der Fremde wachzuhalten.

Dieses immerwährende Thema der Fremdheit und des Andersseins, das Problem meines Lebens, das nun auch zu Maxies Lebensthema werden sollte, die Wanderung durch fremde Länder wie durch einen Garten, um Menschen zu sehen, um sie in ihrer

Verlorenheit, ihrer Unwissenheit, ihrer Verblendung zu erblicken – aber endlich auch in einem Augenblick des Erwachens und der Erfüllung, um völlig aufzugehen im Leben. Der Mensch besitzt Eigenschaften und Fähigkeiten, von denen er nichts weiss, die in ihm als Anlage verborgen sind. Und nur durch das Beispiel, das andere ihm geben, erfährt er manchmal blitzartig, welche Energien in ihm noch ungenützt liegen mögen.

Am 13. August 1961 wurde die Mauer um Berlin gebaut. Die Menschen waren wie vor den Kopf gestossen, niemand hatte das für möglich gehalten. Mit unglaublicher Schnelligkeit hatten sie eine Betonwand errichtet, die aus Westberlin eine Insel machte. Später wurden der Betonwand immer neue Befestigungen hinzugefügt, bis es faktisch zwei Mauern waren, mit Drahtnetz, spanischen Reitern, Fahrstrasse und Sandstreifen dazwischen, der täglich geglättet wurde, um Fussspuren der Flüchtlinge erkennen zu können. Tatsächlich wurde Flucht ein alltägliches Gesprächsthema einer ganzen Gesellschaft, zumindest hinter vorgehaltener Hand.

Aus unserer Strasse verschwanden über Nacht Bewohner mehrerer Häuser, trotz der Patrouillen im ganzen Gebiet. Dann sind in einer Nacht zehn Grenzposten mitsamt ihrem Offizier verschwunden. Niemand, der nicht dort wohnte, durfte das sogenannte Grenzgebiet betreten, ausser mit einer behördlichen Genehmigung, einem Passierschein. Manchmal hörten wir nachts Schüsse und die Schreie der von den Wachposten gefassten Flüchtlinge. Ein fünfzehnjähriger Junge aus unserer Strasse wurde an der Mauer erschossen. Der Vater des Jungen, den wir kannten – er war Abteilungsleiter in einem Grossbetrieb der Umgebung – , liess keinerlei Bewegung in seinem Gesicht erkennen, wenn wir ihm begegneten. Die Lüge stand den Menschen ins Gesicht geschrieben, Angst und Heuchelei. Es wurde unerträglich, im

Grenzgebiet zu wohnen, doch konnte man auch keine andere Wohnung bekommen. Die Gärten an der Mauer wurden abgeholzt und zerstört. So hatten wir bald die Mauer drei Meter vor unseren Fenstern. Und wenn ich mich heute frage, wie und warum wir noch sieben Jahre dort ausgeharrt haben, bis zum Tod unserer Tochter Kitty ... Vielleicht, weil wir an einem Traum nagten, nach Frankreich zu gelangen, vielleicht aus Ungeschicklichkeit, aus Gewöhnung und dem auch uns beschämenden Privileg heraus, auf Reisen gehen zu können. Aus einem gewissen Fatalismus, Leute meiner Sippe hatten zweitausend Jahre am Rande des Abgrunds gelebt. Keine vernünftige Erklärung.

42

Reise nach Paris im Sommer 1962, um ein Buch über diese einzigartige Stadt zu schreiben, so wie ich es seit Langem plante und in Skizzen, kleinen Geschichten und Entwürfen vorbereitet hatte. Um brauchbares Material zu sammeln, Menschengeschichten, Bilder, benötigten wir vielleicht sechs Monate Zeit, wenn nicht ein Jahr. Und die Reise nährte die Illusion, wir könnten uns eine Basis schaffen, neue Freunde, Verbindungen, vielleicht eine erschwingliche Wohnmöglichkeit, um zurückzukehren in mein gelobtes Land, wie ich es insgeheim sah.

Die erste Ankunft in Paris, 1938, bedeutete für mich die Initiation, die Aufnahme und Weihe in eine geheimnisvolle Welt der Freiheit, der unerkannten Aussenseiter und Lebenskünstler jenseits aller Begrenzungen und Denkgewohnheiten, auch wenn es zunächst nur eine Art Askese war, ein Leben auf der Strasse, des Flanierens und der Bilder in deinem Kopf. Eine Art Goldwäscherdasein, das meinem ahasverischen Selbstverständnis entsprach.

Fast fünfundzwanzig Jahre später reiste nun auch Maxie das erste Mal nach Frankreich. Und auch für sie sollte dieses Erlebnis bestimmend für ihr weiteres Leben werden. Wir fuhren in unserem kleinen Wagen zunächst nach Wien, um Kitty bei den Grosseltern zu lassen. Dann hoppelten wir über München und Strassburg nach Paris, wo wir nach zwei Tagen Fahrt spätabends ankamen. Ich hielt vor einem kleinen Hotel in der Rue Beranger, das ich kannte, ich hatte schon vor dem Krieg dort gewohnt. Kein feines Viertel, hatte ich Maxie gewarnt, ihr aber versprochen, mich gleich in den nächsten Tagen nach einem besseren Quartier umzusehen. Ich ging also hinein, bekam ein Zimmer in der fünften Etage. Maxie war im Auto geblieben, und als ich aus dem Haus trat, hörte ich auf der anderen Seite der Strasse gellende Schreie. Ein Mann zwang eine junge Frau in seinen Wagen und fuhr mit ihr davon. Vor einer Kneipe standen mehrere Männer, keiner hatte sich von der Stelle gerührt. Auch aus den Fenstern schauten aufgescheuchte Leute, aber es schien ihnen nicht fremd zu sein, was sie sahen.

Kein schöner Anfang, dachte ich. Maxie sass wie versteinert im Wagen. Sie war sehr blass, aber wir redeten nicht, nahmen unsere Koffer und betraten das Hotel. Unglücklicherweise hatten wir einen Teil des Gepäcks im Auto gelassen.

In dem kleinen Zimmer angekommen, öffnete Maxie das Fenster, holte tief Atem und schaute schweigend hinaus. Es war nach Mitternacht, und man konnte, wie immer in diesen engen Gassen, in die Fenster anderer Häuser sehen. Schlecht beleuchtete Unterkünfte, manchmal der Schatten einer Gestalt hinter schäbigen Vorhängen. Die Wolken über der Stadt glühten von dem magischen Widerschein der grossen Boulevards. Wir lagen dann lange wach nebeneinander, konnten nicht schlafen. Ich litt an meiner Ungeschicklichkeit, es war ein Fehler, in diese Gegend zu ziehen. Aus den Kneipen drang Lärm herauf, brutales Lachen und Ge-

schrei. Durch die Wand hörten wir dann das übertrieben laute Stöhnen und die Lustschreie einer Prostituierten. Beklemmende Erinnerung an jene Zeit, wo der Flüchtling, der ich seinerzeit war, sich keine bessere Bleibe leisten konnte. Es gehörte wohl zum «Geschäft» der Dirnen, dem Freier noch die Illusion seiner Manneskraft zu verschaffen. Auch am nächsten Tag schwieg Maxie noch immer, während ich anfing ihr mein Paris zu zeigen, die herrlichen Boulevards nahe der Oper, den Boulevard St. Michel und die Studentenviertel am linken Ufer der Seine und all die vielen obskuren Gassen und Winkel, durch die ich gewandert war, von Hunger ausgehöhlt und vom Rausch des Sehens betäubt.

Wir waren mit vier Fotoapparaten behängt, wollten sofort mit der Jagd nach Bildern beginnen für einen Band mit ungefähr zweihundert Fotos und 150 Seiten Text. Wir liefen den ganzen Tag durch die Strassen, und ich beobachtete heimlich Maxie. Ihr Gesicht leuchtete, sie war genügend vorbereitet, denn ich hatte ihr, seitdem wir uns kannten, alle meine verrückten Geschichten erzählt. Das Entzücken in ihren Augen beim Anblick der kaputten, hässlich-schönen alten Häuser oder mitten in dem Menschenstrom auf den grossen Boulevards. Sie stellte keine Fragen, liess alles an sich herankommen, war nur völlig aufgetan und in einer heftigen inneren Bewegung verstummt.

Und es hatte nicht genügt, auch noch den Wagen aufgebrochen und ausgeraubt zu finden. Das war an jenem ersten Morgen. Eine Katze lief knapp vor einem dahinrasenden Wagen mit gellendem Schrei über die Strasse. Und dann sahen wir einen Mann auf einer Mauerkante hocken und bitterlich weinen. Ein Jahr später, als wir wieder in Paris ankamen, um Fotos zu machen – wir haben für diese Arbeit insgesamt fünf Monate, in drei Etappen, dort zugebracht –, erinnerten wir uns jener ersten verunglückten Nacht und

des weinenden Mannes vor dem Hotel. Und Maxie sagte, sie sei damals erschüttert gewesen, aber nicht nur vom Anblick jener elenden Gestalt, sondern weil sie plötzlich die Empfindung hatte, erwacht zu sein ... nein, sie könne es nicht mit Worten sagen, sie habe in sich einen anderen Menschen erkannt!

Maxie war damals neunundzwanzig und von einer unauffälligen Schönheit. Ich beobachtete mich selbst, während ich Maxie betrachtete, in den wechselnden Farben ihrer Begeisterung, ihres Grauens, ihres Staunens und des Begreifens. Sie konnte nicht jedes Zeichen deuten, war aber immer auf der Spur von etwas Neuem: Sie schaut zu einem Fenster hinauf, wo eine alte Frau zur Strasse blickt, zum Leben, zu dem Mahlstrom der Vorübergehenden, es ist eine Marktstrasse. Neben ihr auf dem Fensterbrett ein kleiner Hund. Der Hund winselt und zittert. Er möchte hinaus, aber er ist ein Gefangener. Überall in den Fenstern – alte Männer und Frauen, manchmal ein Hund, eine Katze. Und alle sind Gefangene ... Maxie entdeckte Bilder und Geschichten, wohin sie auch blickte. Und sie war eine Sucherin nach Metaphern zu unserem Thema – Selbstfindung in der Fremde. Es war diese Schau der menschlichen Situation im Versagen, ihr Mitgefühl und die völlig unbewusste Bereitschaft, sich in den andern zu verwandeln. Der Eintritt in unser Selbst.

Diese Besessenheit zeigte sich in ihrer Produktivität, ihrem täglichen Briefeschreiben an Freunde in verschiedenen Ländern, in ihren zahlreichen Skizzen und Kurzgeschichten, Material, das sie sammeln wollte. Und es gipfelte in ihrem ersten und einzigen Buch *Guten Morgen, du Schöne*, kurz vor ihrem Tod. In all diesen Geschichten von Mädchen und Frauen finden wir sie selbst. Und vielleicht kam die überraschend grosse Wirkung dieses Buches daher, dass sie sich hineinbegeben hatte in jeden dieser Lebensberichte und als eine andere wieder herauskam. Aber auch die Lese-

rinnen – wie Christa Wolf in ihrem Nachruf andeutete – konnten sich mit diesen Frauen identifizieren und ihre eigene Geschichte neu sehen und hinzufügen. Und genau das bezeugten auch die vielen Leserinnenbriefe, die nach Erscheinen des Buchs kamen: «Ich habe Ihr Buch gelesen und habe angefangen mein Leben zu verändern ...»

43

Wo kann man so viele Verrückte sehen wie auf den grossen, von Glas und Kristall flimmernden Boulevards von Paris oder in den überquellenden Menschenströmen der Citys von London, New York, Rom oder Wien. Ich meine nicht nur die vielen Arten von Massenwahn, den Modefimmel, die Gier nach Sachen und Besitz und nach dem Schlaftrunk der herrschenden Meinung (immer noch die Meinung der Herrschenden). Ich meine tatsächlich auch diese Lastträger des Elends, die wirklich Verrückten, wo man oft nicht weiss, ob ihr Wahn nicht eine Pose ist. Auch die Fremden, die Ausgestossenen und von Unglück Verstümmelten, sie werfen sich ins Gedränge, niemand hindert sie daran, in Scharen zu kommen, niemand beachtet sie. Und doch wollen sie nichts anderes, als gesehen zu werden, wahrgenommen zu werden. Die lebenden Toten, die vom Alkohol gezeichneten, zerschlagenen Gesichter der Clochards und Stadstreicher unterwegs von einer Kneipe zur anderen, wo sie mit grosser Beredsamkeit einen Gönner zu finden hoffen, der die Zeche bezahlt. – Und du kannst nicht nur die Versager, die Gescheiterten und die vom Talmi, vom Klimbim Verführten in solcher Häufung dort sehen, auch die Musiker, Wahrsager und Akrobaten, die verliebten jungen Paare, Käufer und Verkäufer, die eingeschworenen, stillen Flaneure und Voyeure mit dem Röntgenblick. Und es ist nicht nur so, dass diese kaleido-

skopartige, bizarre Menschenmenge dich tröstet, den Schmerz des Alleinseins lindert, denn sind wir nicht alle bereits ein wenig verrückt und abgekommen von dem Weg, der zu uns führt, zu dem, was du wirklich bist oder potentiell sein könntest, falls du jemals erkennen kannst, wer du bist.

Es ist ein Zustand, der Einsamkeit erzeugt und wiederum heilt. Und du bist nicht ganz verloren, wenn du dich in diesem Menschenstrom verlierst. Das Schauen ist jene schöpferische Tätigkeit, die den Menschen am meisten bildet. Voraussetzung ist – dich zu öffnen und wach zu werden – eine Lebendigkeit erzeugende Neugier, fast eine Geburt. Ein rätselhaftes Amalgam aller dir noch unbekanntem Kräfte in dir und der Gefühle aus jenem Fundus, den wir auch Liebe nennen, was diese ungenaue Bezeichnung jedoch übersteigt – ein Weltgefühl, das Gefühl universellen Seins. Wir sind die Letzten, vielleicht die Ersten ...

Denn es ist die einzige Rettung vor dem Nichts. Immer wenn dir ein Mensch begegnet, dich anschaut und nicht blind vorbeigeht, atmest du auf – ein Lächeln genügt, eine winzige Welle von Wärme, das kreative Interesse, das uns Menschen verbindet... Während viele so dahinschwanken, als wären sie verlöscht. Der Mensch erschafft sich selbst, indem er die Welt unersättlich betrachtet.

Paris war nicht nur ein grosses Abenteuer, eine Entdeckungsfahrt, es war der Beginn neuer Freundschaften, die unser Leben bereichern sollten. Ich glaube nicht, dass es nur die Eltern sind, die Familie, der Stamm, der uns formt und bildet, auch nicht der Glaube oder die Tradition. Es sind die lebendigen Menschen unterwegs, denen wir begegnen. Und manchmal ist es nur ein Wort, ein Satz, ein Blick, der in uns haftenbleibt, eine Geste, ein Lächeln, das Beispiel einer menschlichen Haltung. Das Wort ist ein Im-

puls geworden, eine Farbe, eine Stimmung, eine Idee, die in uns arbeiten wird.

Und um es deutlicher zu machen, was ich sagen möchte: Als ich im Mai 1938 in Paris ankam, ohne Gepäck, ohne Geld – und diese einsam-paradoxe Freiheit geradezu spüren, riechen, atmen konnte, erkannte ich, es sind die Menschen, die mich dieses berauschende neue Lebensgefühl wahrnehmen liessen, weil ich sie auf einmal mit anderen Augen sah. Ich selbst hatte mich gewandelt! Und dann waren es meine neuen Freunde László Kranz, Rosenberger, Gerson und später Grünberg, die wie ich aus der Katastrophe kamen und mir beibrachten, meine Haltung, meine menschliche Situation zu begreifen. Da sind auch Hermann Draer oder Jean-Marie Teisseire, die ich in gewisser Weise zu meinen Lehrmeistern zähle, ohne sie zu Idolen zu erheben. Sie waren ebenso närrisch wie weise, hatten irgendeinmal Schiffbruch erlitten und daraus gelernt, in dieser Welt zu bestehen. Du findest in diesen Katastrophenmenschen, wie ich sie nennen möchte, findest in ihnen einen inneren Reichtum, Zeichen und Lichter – falls es nicht zu verwegen klingt –, als wenn ein neuer Mensch entsteht. Wir leben in einer Welt, die sich selbst zerstört, wie viele von uns befürchten. Und einige glauben an eine Zeit und ein Leben danach und dass eine neue Welt im Entstehen ist, die aus dem Chaos hervortreten wird: Die *eine* Welt, eine Welt ohne Grenzen, ohne Ideologie, ohne Macht und Besitz, ohne diese korrupten Systeme der Oligarchie, die viele Länder dieser Erde beherrschen.

Um ein Beispiel zu geben, was ich meine, möchte ich das Wesen eines unserer Freunde kurz skizzieren. Jean-Marie, der kein Jude ist und doch einer, der aus der Katastrophe kommt. Ein liebenswürdiger Narr, der malt und komponiert, der sich mit Jesus, mit Moses und Buddha beschäftigt und es wunderbar versteht, vielen einsamen und verlorenen Menschen – er arbeitet gelegentlich als

Postbote in einem weit verzweigten, bergigen Gebiet der Provence – Freude und Trost zu bringen. Ein ekstatischer Typ, voll Heiterkeit und Spott, aber auch mit der Fähigkeit, in Emphase zu geraten über die kleinsten Dinge, einen blühenden Strauch, einen Olivenbaum von hundert Jahren oder über eine ihm zugelaufene Katze. Und wieso ein Katastrophenmensch? Er hat einen Suizidversuch begangen aus Gründen, die wir nie erfahren konnten. Selbstmord mit Gift – er wurde von seiner Mutter entdeckt und gerettet. Er hatte sein Studium in Paris aufgegeben und lebte damals wieder bei seinen Eltern in der Provence. Sie brachten ihn ins Krankenhaus nach Marseille und er blieb – sein Unglück wurde sein Glück –, er blieb zwei Jahre lang in der Psychiatrischen Klinik, als Pfleger! Er hatte seinen Weg gefunden, hatte sich selbst entdeckt, seine Bestimmung, seine Gestalt – die Fähigkeit, anderen gefährdeten Menschen zu helfen. Er landete nach einigen Jahren als Leiter einer Anstalt für geistig behinderte Kinder in Toulon.

Und wie haben wir ihn gefunden? Durch eine zufällige Begegnung, die ebenso grotesk anmutet wie fast alle ähnlichen, für mich bedeutsamen Begegnungen in meinen Leben.

44

Der Tag, an dem ich Jean-Marie begegnete, wird unvergessen bleiben. Ich war allein in einem alten Viertel von Paris unterwegs, um Aufnahmen zu machen. Maxie wollte an diesem Tag im Hotel bleiben, um ihre Beobachtungen der letzten Tage zu Papier zu bringen. Es ging um das undurchsichtige Problem der Prostitution – und Maxie zeigte sich verstört. Ihr Entzücken über diese Stadt war sichtlich getrübt. Alles, was wir in der kurzen Zeit gesehen und oft nur zufällig beobachtet oder zu diesem Thema gehört hat-

ten, war alarmierend: Die Prostitution – einer der wichtigsten Erwerbszweige mit übergreifenden Grenzen dieser wunderbaren Stadt! Maxie schrieb in ihr Tagebuch: «Wir können doch nicht so tun, als ginge uns das alles nichts an ... Diese Gesellschaft ist krank!»

Ich fuhr also zur Place de la Contre-Escarpe, ein schöner alter, etwas verruchter Platz mit Bäumen und Bänken darunter, wo sich zu jeder Tageszeit Dutzende Clochards versammelten. Diese verkommenen Gestalten – jeder seine Flasche Rotwein zu Füßen, am Boden stehend –, sie liebten es, lautstark zu debattieren, zu streiten oder auch die Vorübergehenden zu beschimpfen. Ich hatte mehrere Tricks gelernt zu fotografieren, ohne bemerkt zu werden. Dann wandte ich mich der «Mouffe» zu, wie die Rue Mouffetard genannt wurde, eine der berühmtesten Marktstrassen von Paris – Dirnen, Clochards, vor allem aber die vielen Dienstmädchen und Hausfrauen beim Einkauf von Salatköpfen, Äpfeln, Birnen, Artischocken und Fisch. Was für Düfte, welch ein Anblick der schönsten Früchte dieser Erde, von den Marktfrauen angepriesen mit Gesang, mit Sprüchen und gellenden Rufen oder auch mit freundlichem Geturtel: «Viens voir, ma petite poule, viens, mon petit lapin ...» Komm her, mein Hühnchen, mein kleiner Hase ... schau dich um! «Venez voir, Mesdames, comme je suis fraîche aujourd'hui, comme je suis belle, je suis verte, venez voir!» Sehen Sie, meine Damen, wie frisch ich heute bin, wie schön, wie grün, kommen Sie her ... Aber die feinen Zwischentöne, die Farben, die Brillanz und die liebenswürdige, aber beissende Ironie der französischen Umgangssprache, der Sprache der Strasse, lassen sich nicht ins Deutsche übersetzen.

Eine enge Marktstrasse, dichtes Gedränge und ein Sammelsurium bizarrer Gestalten, diese Mischung aus Unterwelt und braven Hausfrauen, wie du sie sonst nirgends finden

kannst. Von dieser Strasse Bilder machen, mitten in der bewegten Menge, war unmöglich. Ich hatte den Einfall, aus irgendeinem Fenster im dritten Stock heraus zu fotografieren. Ich schmuggelte mich in eines der alten Häuser, wobei es schwierig war, an der Concierge vorbeizukommen, der Hausmeisterin, die Hausierer und Bettler unnachgiebig abwies. Ich stieg in die dritte Etage und überlegte, an welche Tür ich klopfen musste, um ein geeignetes Fenster mit Blick auf den Markt zu erhaschen. Ich klopfte ziemlich lange, und dann öffnete ein junger Mann, barfuss, in Hemd und Hose, der offenbar geschlafen hatte. Ich sagte, ich wolle nichts anderes, als aus seinem Fenster heraus die Strasse zu fotografieren. Er war ziemlich perplex, liess mich aber ohne Zögern hinein. Ich schoss mehrere Aufnahmen aus dem Fenster und wollte wieder gehen. Aber der junge Mann war inzwischen wach geworden und fing an, etwas zu stottern und mich mit Fragen zu löchern. Später gestand er mir, er hätte mich im ersten Augenblick für einen Hausierer gehalten, aber dann, als ich tatsächlich aus dem Fenster fotografierte und sonst nichts von ihm wollte, war er verblüfft! Ich solle mich hinsetzen, sagte er, und ein Glas Wein mit ihm trinken. Der Wein komme aus seinem Dorf! Ich merkte schon an seinem Akzent, das war ein Bauernjunge aus dem Süden, dem Midi! Und ich hatte Zeit, mich in seiner Bude umzusehen. Eine dürftig möblierte Studentenbude, und wie er mir gleich mitteilte, studierte er Jus, aber er werde bald ein anderes Fach wählen! Er schien künstlerische Neigungen zu haben, denn an den Wänden hingen seine Zeichnungen und Aquarelle, chaotische Landschaften und einige abstrakte Skizzen in grellen Farben. Überall lagen Bücher, Pinsel, Bleistifte und Farbtuben, Studienhefte und Broschüren. Quer durch das Zimmer war eine Schnur gespannt, an der Kräuter der Provence zum Trocknen hingen, Paprikaschoten, Tomaten, Knoblauch und Zwiebeln. Seine Augen glühten vor Neugier:

Wofür ich denn die Fotos von der Mouffe brauche? Die Rue Mouffetard sei eine Kloake und Paris habe viel schönere Marktstrassen aufzuweisen. Ob ich denn schon das alte Viertel hinter dem Rathaus gesehen hätte, das man Le Marais nannte, den Sumpf? Oder das Quartier Latin, den Montmartre und Ménilmontant? Er hatte Feuer gefangen, als ich ihm sagte, was ich vorhatte – nämlich einen Bildband über Paris zu machen, und wir befanden uns bereits mitten in einem angeregten Gespräch. Als ich dann endlich gehen wollte, zog er Schuhe und Jacke an und bat, mich begleiten zu dürfen!

Er hat uns drei Wochen lang begleitet, solange wir noch in Paris recherchierten. Meist ging er mit Maxie, denn um Zeit zu sparen, hatten wir die Aufgaben verteilt. Und es war für eine hübsche junge Frau immer günstig, einen männlichen Begleiter an der Seite zu haben, um vor den ständigen Belästigungen der Männer geschützt zu sein. Zehn Jahre später, 1972, haben wir Jean-Marie in seinem Dorf besucht, in Collobrières, nahe bei Toulon. Und seither besuchten wir ihn fast in jedem Jahr. Jean-Marie wohnte im Haus seines Vaters, der Weinbauer war. Ein schmalbrüstiges, hohes Haus mitten im Dorf, das sehr alt war und wo uns die düsteren Räume tief anrührten, mit ihren vergilbten Tapeten, den uralten Möbeln und der Aura längst vergangenen Lebens. Jean-Marie hatte sein Studium aufgegeben und machte Gelegenheitsarbeit, half dem Vater und den Verwandten auf den Weinfeldern und arbeitete aushilfsweise als Briefträger. Das war sehr günstig für uns, denn immer, wenn er von seiner täglichen Tour durch die Dörfer und zu manch einsamem Hof zurückkam, war er voll von verrückten Geschichten, die er gut und farbig zu erzählen wusste. Wir recherchierten damals für ein Buch über Südfrankreich («Provenzalische Reise»), und unser Freund betätigte sich wiederum als Begleiter, Leibwächter, Fremdenführer und Ratgeber in allen Fragen der Botanik,

der Düfte und der Geheimnisse seiner geliebten Landschaft. Ich komme auf diese Erlebnisse später zurück.

45

Es gab 1962 offiziell keine Bordelle in Paris, de Gaulle hatte ein Gesetz erlassen, das die Bordelle verbot. Eine Sensation! Wollte er Paris reinigen? Eine Utopie, denn seither spielte sich das unwürdige Schauspiel der Prostitution auf den Strassen ab, in geeigneten Tanzlokalen und eigentlich überall, wie die Spötter meinten.

Wir sassen im Cafe Flore, waren gerade eine Woche in Paris, tranken Eislimonade und beobachteten die Menschen im Cafe und auf dem Boulevard. Wir hatten Pläne entworfen, wie wir in den nächsten Tagen die Stadt durchpflügen wollten, welche Fotos wir brauchten – von den Studenten und Liebespaaren an den Ufern der Seine, von den Bouquinisten am Linken Ufer und den Spaziergängern, die in den Bücherkisten wühlten. – Von den Malern oben auf dem Montmartre, die auf der Strasse malten, Leute porträtierten und sich zur Schau stellten, vor allem aber Bilder von den vielen skurrilen Gestalten auf dem Boulevard. Paris war nicht nur eine Ansammlung von fünfzigtausend Malern aus der ganzen Welt, wie es hiess, das Welt-Zentrum der politischen Migration, die Stadt der Künstler, sondern auch der Hunderttausenden gestrandeten Existenzen. Du kannst schon bei Balzac nachlesen, wie aus den entlegensten kleinen Städten und Dörfern Frankreichs einige junge Leute eines Tages verschwinden, um ihr Glück in Paris zu suchen. Der Mensch lebt mit Illusionen, weil nur diese Illusionen das Elend des wirklichen Lebens erträglich machen.

Und dann lasen wir in der Zeitung: Mehr als neuntausend Mädchen und junge Frauen wurden im Jahr 1959 vom Service des Re-

cherches der Polizei als abgänglich registriert. Wir schauten uns an, konnten es nicht glauben. Hier öffnete sich ein Abgrund. Maxie hatte nicht erst jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit den Mädchen gewidmet, die in unserer Nähe im Cafe sassen oder draussen vorübergingen. Es war auffällig, wie manche Frauen von den Männern taxiert, wie sie auf der Strasse geradezu belagert wurden. Maxie hatte das Thema ihres Lebens gefunden – nicht das der Prostitution, sondern das der Frauen in einer Krise ihrer Identität, wie auch einer Krise der Gesellschaft. In ihren Mappen, die sie immer mit sich führte, häuften sich die Entwürfe von Frauengeschichten. Einige davon hat sie später veröffentlicht. So durchlebten wir diese Tage und Wochen wie in einem Rausch – durch die Strassen laufen, Bilder aufspüren, mit Leuten reden, Leute beobachten und abends im Hotel dann Aufzeichnungen machen und lange Gespräche über eine neue Art zu sehen, die sich uns eröffnete.

Wir haben in den darauffolgenden Tagen versucht, Informationen über die verschwundenen Mädchen zu bekommen, haben uns auf den grossen Bahnhöfen herumgetrieben, der Gare du Nord, Gare de l'Est und Gare Saint-Lazare, haben mit Kellnern gesprochen, mit Hotelangestellten, mit Journalisten, auch mit einem Polizeioffizier, ein älterer freundlicher Mann, der bereitwillig auf das Thema einging:

«Machen Sie sich um diese Mädchen keine Sorgen. Nicht alle werden ermordet oder zur Prostitution gezwungen. Viele finden zurück, die Polizei und die Statistik erfahren zumeist nichts davon!»

«Ich kenne die Statistik», sage ich, «etwa zwanzig Prozent kehren zurück. Bis zu siebzig Prozent findet man wieder, allerdings häufig als Prostituierte. Bleiben noch immer ungefähr achthundert Mädchen im Jahr, die spurlos verschwinden!»

Der Polizist blickt uns freundlich forschend an: «Sie haben doch Phantasie», bekommen wir jetzt zu hören, «denken Sie sich

etwas aus. Vielleicht findet die eine den Mann ihres Lebens, der aber nicht zur Familie passt. Eine andere wird von einem Maler entdeckt oder geht zum Ballett und verschwindet unter einem Pseudonym!»

«Und die Prostitution?»

Der Mann rückt die Uniformkappe aus der Stirn und seufzt: «Das Problem wächst uns über den Kopf. Das Geschäft mit der Liebe ist ein Schwarzhandel geworden. Ein Mädchen lernt in einem Cafe einen Mann kennen, wird zum Essen eingeladen oder zu einer Autofahrt. Der Fremde schenkt dem Mädchen ein Kleid oder ein paar Strümpfe, lädt es ein, bei ihm zu wohnen, oder mietet der Kleinen ein Zimmer. Ist das schon Prostitution?»

46

In Paris hatten wir auch meine alten Freunde Ernst und Renate Rosenberger wiedergefunden. In den früheren Jahren hatte ich Ernst öfter beim Schreiben an einem Manuskript ertappt, jedoch wollte er nie darüber sprechen. Eine merkwürdige Schamhaftigkeit – oder was immer es war – hinderte ihn, über sich selbst, sein Leben, seine Probleme zu reden. Vielleicht dieses verdammte Gefühl des Versagens, an dem wir alle litten. Die offenen und versteckten Erniedrigungen, die wir schon in der Kindheit einstecken und innerlich verarbeiten mussten, hatten Folgen. Sie hinderten ihn, an mich Fragen zu stellen: Was machst du eigentlich, wohin zieht es dich, was sind deine Pläne? Und seine Frau sagte mir einmal: «Jawohl, er schreibt einen Roman, aber er wird nie fertig. Ernst hat Karl Kraus gelesen. Karl Kraus ist sein Idol, sein Gott. Und wer Karl Kraus gelesen hat, kann nie mehr ein Buch schreiben.»

Und doch lebten beide in der Literatur. Lange Gespräche über Gestalten aus der Literatur oder der französischen Geschichte wa-

ren alltäglich, wenn ich zu ihnen kam. Rosenberger redete leise, aber immer in Emphase. Auch ihr Sohn Daniel wirkte schon mit fünfzehn Jahren hochbegabt, genialisch – mit zwanzig wurde er wahnsinnig, ein paar Jahre später stürzte er sich aus dem Fenster.

Renate – sie wurde kurz Ate genannt – war eine polnische Jüdin, hatte ihre Jugend in Wien verbracht und lebte seit 1933 mit Rosenberger in Paris. Sie hatten ein bescheidenes Einkommen, weil Ernst eine bekannte französische Weinfirma vertrat. Zweimal jährlich bereiste er die Schweiz, in der Zwischenzeit arbeitete er gelegentlich als Fotograf. Sie bewohnten ein kleines Appartement, das aber so aussah wie das von Leuten, die auf gepackten Koffern sitzen, Flüchtlinge, Exilanten mit einem Wort. Auch ihre Freunde und Bekannten waren von der gleichen Art Aussenseiter und Lebenskünstler, die es vor langer Zeit nach Paris verschlagen hatte, die aber nie wirklich angekommen waren. Sie werden niemals irgendwo ankommen! Die Rosenbergers redeten spöttisch, aber auch verständnisvoll von ihnen, sie alle waren gebildete Leute, denen Geld und Besitz nicht viel bedeutete. Es war das Studium des Lebens – wie Tschechow es nannte –, was sie alltäglich beschäftigte. Sie waren sich ihrer Nachteile, ihrer Schwächen und Unbeholfenheit durchaus bewusst, nannten einander spasshaft Schlemihle, halfen einander, begegneten einander mit Toleranz und Charme. Ich habe viele Bilder von Ate Rosenberger gemacht. Eine zierliche, zerbrechliche Person. Ate beim Einkauf in der Rue Mouffetard oder beim Kaffeetrinken mit Ernst, im La Coupole, am Boulevard Montparnasse. Ernst, der wie ein alter Dandy darsitzt, seine Pfeife raucht und melancholische Witze reißt: über die Leute an den Nachbartischen, die alten Künstler, Emigranten, Pensionisten und Geschäftsleute, die seiner Meinung nach längst gestorben waren, jedoch für zwei Stunden jeden Tag wieder lebendig werden, nämlich im Cafe Flore, im La Coupole oder sonst ei-

nem Café! – Mindestens zehn Fotos von Ate vor dem Haus, mit ihrem Wägelchen voll Obst und Gemüse, etwas angefault, das ihr die jungen Verkäuferinnen im Warenhaus schenken. Ate, ein Buch lesend, in ihrer öden Zimmerecke. Sie liest Stendhals Tagebücher und blickt nach jeder Seite andächtig zum Fenster hinaus. Eine alte, schwerkranke, verbitterte Frau, winzig klein und von hunderttausend Zigaretten völlig ausgebrannt, wie vom Leben. Die schwarzen Bilder, auf extra hartem Fotopapier, zeigen alle Furchen und Fältchen in ihrem Gesicht, alle Enttäuschung und Niederlage um den Mund. Die weichen, etwas unterbelichteten Bilder dringen gewissermassen tiefer ein, du siehst nicht so sehr die zerstörte Larve als die darunterliegenden Schichten, wo noch Wärme zu finden ist, ein wenig Glut unter der Asche. Eine wichtige Entdeckung: Nicht nur die äusserste Schärfe des Objektivs sagt die Wahrheit – sondern auch Verschwommenheit, ein leichter Nebel von Toleranz, ein gewisser Abstand! Die Bilder aus dem weichen Entwickler zeigen eine viel jüngere Ate, die Falten sind gemildert, um die Augen herum ahnst du noch einen bleibenden Zug von Lebenslust, ihr ganzes Wesen bekommt einen Ausdruck von Abgeklärtheit und Güte. Die Wahrheit liegt also in der Mitte der Schärfenskala. Ein durchaus symbolischer Vorgang!

Wir hatten übrigens Glück und lernten noch andere Leute kennen, die uns in unseren Recherchen unterstützten. Auch Herman Draer und seine Frau Elise wurden unsere Freunde. Herman war in Deutschland geboren, als Kind mit seinen Eltern nach Paris gezogen, Emigranten auch sie, und sprach gut Deutsch. Er war gelernter Schneider und leitete eine kleine Kleiderfabrik. An freien Tagen stand er uns zur Verfügung; ein Voyeur, ein geübter Beobachter und Kenner der Stadt! Er zeigte uns viele alte Viertel, auch Ménilmontant und Nanterre, die heute völlig verwandelt sind. Die Draers wohnten ausserhalb der Stadt in Colombes, besaßen

aber eine Dachkammer im Zentrum, nahe der Place de la République; ein Dienstbotenzimmer in einem grossen und alten Haus, wo früher die Eltern von Herman gewohnt hatten. Es war ein kleines Zimmer im fünften Stock, das sie uns zur Verfügung stellten. Und als wir einzogen, merkten wir, es gab auf der Etage viele Dienstbotenstuben, von einem bunten Völkchen von Studenten und merkwürdigen Figuren bewohnt. Das Haus war sozial abgesunken, die Zeit der Herrschaften, die sich Dienstmädchen leisteten, war vorbei.

Und da wir also fortan keine Hotelpesen hatten, konnten wir es uns öfter leisten, in ein Café zu gehen. Wir tranken grosse Tassen Kaffee mit viel Milch, assen knusprige Croissants mit Butter und köstlicher Marmelade, was oft eine vollständige Mahlzeit ergab. Maxie hockte gern in den kleinen Bistros auf dem Boul' Mich, zwischen Studenten und jungen Verkäuferinnen, die in der Mittagszeit die Lokale bevölkerten. Man konnte aus dem Bistro heraus sehr gut den Boulevard im Auge behalten und dabei ausruhen, denn wir legten jeden Tag weite Strecken zurück. Das Auto hatten wir zumeist draussen bei den Draers in Colombes abgestellt. Noch besser war es manchmal, irgendwo auf dem Boulevard zu parken und aus dem Wagen heraus, wie aus einem Glaskasten, die Menschen zu betrachten, diesen unaufhörlich fliessenden Strom oft bizarrer Gestalten, die Fülle von Gesichtern – vom «Maler» nicht fertiggezeichnet –, die anzuschauen wir nie müde wurden.

Dieser Katarakt an Bildern, die an dir vorüberziehen. Die Einsamen, die Vergessenen, die Schweigenden. Manche tragen maskenhafte Gesichter, bizarre Kleider und wehende Haare, werfen herausfordernde Blicke um sich. Der rasende Wunsch, bemerkt zu werden! Die Täuschungsversuche, die Selbsttäuschung, das Rollenspiel. Der klägliche Versuch etwas darzustellen, Bedeutung zu

erlangen. Aber auch die Wirkung, die von unbewusster Schönheit ausgeht! Niemand ist so aufgetan für Bilder und Zeichen wie der Fremde, der Ausgestossene, der Paria, der in der Menge verschwindet. Oder ist auch das ein ganzes Leben – die Welt zu sehen? Die meisten Menschen sehen nicht und simulieren Leben ...

47

Wenn ich es mir recht überlege, hatten wir nur ein Thema, nämlich das der Vertriebenen, der Aussenseiter, der Gescheiterten – Leute, die von der sozialen Treppe herunterfallen, sich die Nase blutig schlagen, *casser la gueule*, dann weitergehen und merken, dass sie die Welt anders sehen müssen, schärfer, härter, aber auch heller. Einigen gefällt das, nicht allen. Sie haben eine innere Freiheit gefunden, von der andere nur träumen können.

Ist das schon ein Schlemihl? Der Schlemihl ist laut Duden ein Tolpatsch, ein unbeholfener, von Unglück verfolgter Mensch. Aber wie wir aus vielen jüdischen Anekdoten und Geschichten erfahren, ist er gar nicht so unbeholfen. Er muss sich einen Lebensstil zulegen, der ihn in der feindlichen Welt überleben lässt. Eine Art Till Eulenspiegel! Und ich frage mich oft, welche Eigenschaften und Verhaltensweisen es waren, die einigen von uns geholfen haben, die Extremsituation der KZ-Lager zu bestehen? Es erklärt sich von selbst, dass du ungewöhnliche physische Kräfte, aber auch Glück haben musstest, um zu bestehen. Darüber haben einige Überlebende berichtet. Und manche reden ziemlich ausführlich darüber, wie der Häftling sich an die herrschende Macht und die allgemeine Gewalt des Lagerlebens anpassen musste. Denn im Lager herrschten im Grunde die gleichen Rangordnungen und Verhältnisse wie in der Welt ausserhalb des Stacheldrahts

– nämlich Macht und Gewalt, Opportunismus und Korruption –, nur eben verzerrt und auf die Spitze getrieben. Ich sehe jedoch noch einen anderen Aspekt, der äusserst selten erwähnt wird, mir aber wesentlicher und bedeutsamer erscheint: Weil du wahrnehmen konntest – wenn du dafür Augen hattest –, wie einige wenige von uns darum rangen, sich ihr wahres und waches Leben zu erhalten, ihre Selbstachtung, eine menschliche Haltung, einen Rest ihrer menschlichen Würde.

Von einer absurden und paradoxen Taktik des Überlebens habe ich oft erzählt und geschrieben: Eine falsche Einschätzung der Situation war oft entscheidend über Leben und Tod.

Die erste Regel, die ich einhielt und sorgfältig übte, ohne mir dessen bewusst zu sein, hiess: Nicht auffallen! Bleib immer im Hintergrund. Verschwinde, wenn du kannst, löse dich auf! Was bereits dem Wesen des Paria und des Schlemihl sehr nahe kommt, der seine Ohnmacht kennt. Sich hervortun und jede Art Beflissenheit, es den Herrschenden, den Wachmannschaften und den Kapos recht zu machen, konnte Vorteile bringen, war aber äusserst gefährlich.

Regel Nummer zwei: «Widerstandslos ausweichen!» Dreissig Jahre später entdeckte ich in einem Buch über den Schwertkampf einen Satz, der mir nicht fremd war – ich wusste das, hätte es aber nicht formulieren können: «Die in ein System gebrachte Selbstverteidigung, welche den Gegner dadurch zu Fall bringt, dass man seinem Angriff unvermutet und ohne jeden Kraftaufwand elastisch nachgibt!» («Zen in der Kunst des Bogenschiessens» von Eugen Herrigel) Genau das war die Verhaltensweise des Einzelgängers, seitdem die Welt besteht, die man bei Strafe des Untergangs erlernen musste. Widerstand? Jawohl. Aber auf eine passive, innerlich jedoch höchst aktive und wirkungsvolle Weise. Was mir also geholfen hat, die Vernichtung, die Katastrophe zu überleben? Keineswegs heroische Eigenschaften, eher solche des Rückzugs

und der Gelassenheit, der Vorsicht und des Schweigens. Und noch etwas, das sich kaum erklären lässt: Dein Leben annehmen und es auskosten bis zur Neige, mit offenen Augen und geschärftem Bewusstsein. Verweigere dir jeden sentimental Blick zurück. Schreib deine Verluste ab, hebe den Blick – du wirst Wunder sehen! Ich glaube, dass es ein Zustand ist, der dich deine wahre Mitte fühlen lässt, ein kosmisches Lebensgefühl. Wir haben einen ähnlichen Zustand – den des inneren Gleichgewichts und des Abgehobenseins – bei den zum Tode verurteilten Widerstandskämpfern im Nazireich gefunden, deren letzte Briefe uns erhalten sind. Darin spürst du eine grosse Ruhe und Abgeklärtheit. Kein Selbstmitleid. Sie haben ihr Leben angenommen wie ihren Tod. Eine Niederlage, aber auch ein Sieg. Sich zurücknehmen. Loskommen von sich selbst...

Um ein Beispiel zu geben, was meine Freunde unter einem Schlemihl verstehen, möchte ich von einem ihrer Bekannten erzählen, er hiess Paul Margulies. Wir sahen ihn einmal auf der Strasse gehen, da sagte Rosenberger: «Schau, wie er sich bewegt, immer ein wenig steif und ängstlich, als hätte er einen Stock verschluckt, der ihn grad halten soll. Er verleugnet nicht sein Judentum, und doch möchte er seinem Schatten entfliehen ...» Margulies ist gebildet, spricht ein gutes Französisch und drei andere Sprachen. Er schreibt Gedichte, malt in Öl, spielt Klavier, hat Musik studiert und ist doch ein Versager. Er ist in München aufgewachsen, hat sich 1935 mit seinen Eltern nach Argentinien gerettet und ist 15 Jahre später nach Paris gekommen. Margulies erzählt den Leuten kichernd, er sei gar kein Jude, seine Vorfahren wären Indios gewesen, der Vater Medizinmann, nur die Mutter Jüdin! Rosenberger lacht darüber: «Er will wenigstens mit einem Bein aus dem Judentum raus. Erzählt aber ständig jüdische Witze und Anekdoten, wirft jiddische Ausdrücke in jede Debatte ... Du wirst den Jud?

nicht los, es ist ein Ventil für miese Laune, jeder von uns braucht das. Verstehst du? Die Mächtigen der Welt haben uns zum Sündenbock gemacht, zum Feindbild der Menschheit. Das Volk ist kalt, es friert in seiner geistigen Armut, der Hass wird es wärmen, die Verachtung gibt ihnen ein Pseudogefühl von Überlegenheit!»

Einmal besuchten wir Margulies in seiner Bude im fünften Stock. Er bewohnte ein ehemaliges Dienstbotenzimmer, wie wir. Ate Rosenberger wollte uns vor Augen führen, wie dieser Mensch lebt. Er verdiente etwas Geld als Fotograf, hatte auch Verwandte in Amerika, die ihn unterstützten. Und er hatte in einer Ecke seines Zimmers die Dunkelkammer untergebracht, um die Fotos zu entwickeln, einen Schreibtisch, Kisten mit Büchern und einen Stapel zerschundener Reisekoffer. Im gleichen Raum befanden sich eine Waschgelegenheit, eine Kochstelle und das Bett, das wie bei Charlie Chaplin in einem seiner ersten Filme tagsüber an Schnüren hochgezogen wurde. Alles war sorgfältig reguliert und ineinandergeschoben. «So ungefähr muss es auch in seinem Inneren aussehen», sagte Ate, als Margulies gerade hinuntergelaufen war, um vom Bäcker Kuchen zu holen, er war sehr gastfreundlich. Und Maxie fragte: «Hat er denn keine Freundin?» Ate antwortete spitz: «Was glaubst du eigentlich, er ist viel zu ungeschickt und schüchtern und möchte auch unabhängig bleiben. Seine Mutter war eine jiddische Mamme, er fürchtet die Frauen und geht einmal in der Woche zu einer Prostituierten, seit zehn Jahren immer zu der gleichen.» Nach einer Pause sagte Ernst Rosenberger: «Er ist ein gütiger Mensch, aber ein Schlemihl. Und was die jüdische Frage betrifft, ist er verbohrnt und ein völlig verkorkster Typ!» Und Ate stemmte die Fäuste in die Seiten und sagte: «Margulies verkorkst? Was diese Frage betrifft, sind wir alle verkorkst, die ganze Welt ist verkorkst, niemand weiss eine Antwort.»

Ate Rosenberger hatte eine Theorie – natürlich gebe es auch unter Nichtjuden Tolpatsche und Schlemihle, aber der jüdische Nebenbochant, wie die Juden sagen, ist der Archetyp des Schlemihls, denn er ist auch ausgestossen, wenn er kein Schlemihl ist! Er steht ausserhalb der Gesellschaft, seine Heimat ist nirgendwo. Er leidet an dieser Welt, aber er genießt sie. Er ist ein verwundeter und gequälter Mensch, der aber gelernt hat, sein Unglück mit Abstand zu sehen und sogar mit Ironie. Er ist passiv, leistet keinen Widerstand, sondern zieht sich auf die letzte innere Barriere seines Menschseins zurück. Und das wiederum gibt ihm Kraft. Natürlich hat das Ate Rosenberger nicht genau so gesagt.

Es gibt den profanen Schlemihl ohne Geist, der die Welt schlecht findet und an sich selber verzagt. Und es gibt den klassischen Schlemihl, der aus jedem Nachteil einen Vorteil zu machen versteht, aus seiner Schwäche eine Stärke, und aus seinem «Draussen-vor-der-Tür-Stehn» eine Art Freiheit. Aus dem Nachteil seiner Herkunft macht er den Vorteil dessen, der nirgends dazugehört und die Möglichkeit hat – falls es ihm glückt –, sich bei Menschen anzusiedeln, die einen neuen Anfang wagen. Ich fragte Rosenberger, als Ate nicht anwesend war, was er denn damit meine – die verbohrt, verkorkste Ansicht seines Freundes Margulies zu der jüdischen Frage. Rosenberger sah mir spöttisch ins Gesicht: «Du verstehst also nicht? Es gibt keine jüdische Frage, es gibt nur tausend verstrickte Ansichten und Fragen zum Judentum, voll von Widersprüchen, Spekulationen, voll Unwissenheit und Bosheit. Es gibt auch keinen Juden, wie die Welt ihn sieht. So wie die Welt ihn sieht, ist der Jude ein Klischee ...» Und dann redeten wir noch lange weiter. Du findest unter Juden Bösewichte oder gute Menschen genauso wie bei anderen Völkern. Es gibt die Gläubigen, die Frommen oder gar Orthodoxen, wie es auch sol-

che im Christentum gibt oder bei den Moslems, und es gibt Ungläubige. Es gibt Händler unter ihnen, Betrüger, Halsabschneider und Edelmütige, es gibt Wissenschaftler, Künstler, Dichter oder Arbeiter und Bauern. Es gibt alles. Nur sind die Juden verflucht von der katholischen Kirche und als Feindbild der Menschheit abgestempelt und darum verfolgt und gehetzt, und sie müssen manchmal Fähigkeiten entwickeln, um zu überleben, die nicht immer angenehm sind. Einheitliche Stammeseigenarten bei den Juden zu finden ist Romantik!

Seit einigen Tagen nehmen wir unser Frühstück in einem Bistro in der Rue Reaumur, wo in jeder Minute die merkwürdigsten Leute hereinkommen, um rasch einen Kaffee, den beinahe kochenden «Exprès», zu schlucken. Geschäftsleute, die gleich ihre kleinen Läden öffnen werden, Zeitungsverkäufer, Eisenbahner, die vom Nachtdienst kommen, Taxifahrer und gelegentlich auch eine Prostituierte, die sich zur Ruhe begeben will und völlig entleert lächelnd noch eine Zigarette raucht und einen Cidre nimmt, vielleicht um den reinen Geschmack von Äpfeln auf den Lippen zu spüren. Draussen hat ein feiner Regen die Stadt lackiert, eine ebenso erfrischende wie verzweifelte Atmosphäre. Die Leute kommen und gehen, tauschen an der Theke ein paar Nachrichten aus, aufgebracht oder resigniert über den täglichen Terror der OAS (Organisation algérien secret): «Sie haben gestern sieben erschlagene Algerier aus der Seine gezogen, haben Sie schon gehört?»

Durchs Fenster sehen wir auf die Strasse. Drüben öffnen zwei alte Damen ihren kleinen Blumenladen. Der Inhaber eines Uhrengeschäfts hat eben noch einen Blick in die Zeitung geworfen. Sie stehen überall, an den Bus- und Metrostationen, die alten Herren mit weit geöffneten Zeitungsblättern. Der Uhrmacher hat einen Cognac gekippt und sich eine Zigarre angesteckt, jetzt begibt er

sich in das Schlupfloch seines winzigen Ladens, wo er den ganzen Tag ausharren wird und auf einen Käufer lauern, wie der Einsiedlerkrebs in seiner leeren Muschel auf einen Fang! Unter dem Portal einer Bank etabliert sich gerade ein versoffener Clochard, mit seiner Mütze, die er offen auf den Boden legt, und dem kleinen Hund mit dem gebrochenen Bein. Wir haben den Clochard schon mehrmals in dieser Gegend gesehen. Und nun erschrecken wir – Maxie wird weiss wie die Wand: Er hat heute einen anderen Hund, ein süsses Hundebaby, aber wieder mit einem gebrochenen Bein! Das Hündchen humpelt zur Ecke, um zu schnuppern, dann wirft es sich erschöpft zu Boden. Der Kerl nimmt das Tier und legt es neben seine Mütze. Und wir haben begriffen: Der Typ bricht dem Hund das Bein mit seinen Händen! Die Vorübergehenden spenden mitleidig Münzen oder sogar kleine Scheine ...

Die Zeitungen sind voll mit Greuelnachrichten über Attentate, Massaker, Folter und grausame Hinrichtungen auf offener Strasse. Die Erfahrung des Bösen – das ist Paris in diesen Tagen! Aber diese Erfahrung schliesst das Gefühl der Schuld nicht aus, ein dumpfes Gefühl, wie Schlamm vom Boden des Brunnens, der nach oben schwappt und das klare Wasser trübt. Wir waren mitschuldig durch Schweigen. Wir stellten uns nicht dagegen, niemand stellte sich dagegen. Und was bewirken Worte? Wir waren uns unserer Unwissenheit und Ohnmacht schmerzlich bewusst.

Wir wollen über Paris schreiben – Paris ohne Talmi. Während wir doch auch von dem Lebensgefühl erzählen wollen, das diese Stadt in uns erweckt, eine Euphorie des Sehens, und wie die Kamera das Sehen und uns selbst verändert. Die Welt zerstört sich selbst. Wir retten uns, indem wir uns in die Arbeit stürzen. Wir rennen mit vier Fotoapparaten ausgerüstet täglich zehn Stunden durch die Stadt. «Paris ist für mich eine tägliche Entdeckungsreise», schreibt Maxie in ihr Tagebuch, «immer wieder entzücken

mich die verwaschenen Farben der alten Häuser, gelbe, graue und lila Schattierungen, die im Laufe eines Tages ständig wechseln. Ich blicke in die matten, verweinten Augen uralter Häuser und Paläste, auf herrschaftliche Portale, ich habe bisher nirgends, in keiner anderen Stadt, soviel Ausdruck und Lebendigkeit gesehen, auch in den armen Vierteln. Eine geheimnisvolle verdunkelte Schönheit, lateinische Schlichte und Eleganz der Linien. Auch ein Strahlen, das von innen kommt, wie manchmal auch von den vorübergehenden Menschen, an denen du eine tausend Jahre alte Würde erkennst, die in ihrer Haltung liegt, in der Sprache, im Ausdruck des Gesichts, auch wenn dieses Gesicht manchmal vom Leben zerstört ist!»

49

Wir sind nicht nach Frankreich gezogen. Mit einigem Mut, dachten wir manchmal und mit Hilfe der Freunde, die wir in Paris gefunden hatten, wäre ein neuer Anfang vielleicht möglich gewesen. Aber wir hatten kein Geld, jedenfalls kein konvertierbares Geld. Meine Fotoreportagen und Artikel, die ich zum Teil auch in Wien veröffentlichen konnte, brachten nicht genug, um im Westen eine Wohnung mieten zu können. Wir waren jedoch in der Lage, wenigstens einmal jährlich nach Paris zu fahren. Und auch die Rückkehr in unser Heim in der Vorstadt von Berlin war schön, denn wir arbeiteten an dem neuen Buch mit grosser Anstrengung und Freude. Wir waren von der Arbeit in der Dunkelkammer fasziniert, denn wir entdeckten die Vielschichtigkeit und die Möglichkeiten der Bearbeitung der Bilder, auch der Gesichter, wir entdeckten das magische Auge der Kamera und uns selbst. Wir sahen die verblüffenden Aspekte der künstlerischen Gestaltung der Fotografie, sahen, wie man mit einfachen Lichteffekten, mehr oder we-

niger Schatten, mehr oder weniger Schärfe völlig neue Nuancen und Wirkungen einer Landschaft gewinnen kann. Du kannst dort, wo leerer Himmel ist, durch einen Trick einen Gewitterhimmel erzeugen und der Landschaft einen düsteren Akzent verleihen, der einiges unter diesem dunklen Himmel grell hervorhebt, was vorher kaum zu sehen war. Du kannst alles herausholen aus einem Menschengesicht, indem du es zum Teil verdunkelst und unnötige Details verschwinden lässt. Mit deiner Kunst kannst du in tiefere Schichten vordringen und dem wahren, verborgenen Charakter näher kommen. Man kann aber auch verschönern und lügen, wie mit Worten, nur noch schlimmer. Denn das fotografische Abbild erzeugt beim ahnungslosen Betrachter die Illusion von Realität.

Maxie war nach dieser Reise völlig verändert und geradezu in Arbeitswut geraten, wenn man eine schöpferische Phase so nennen kann. Unser Haus war an Wochenenden voll von Freunden und Besuchern, die sich manchmal rauften um die Fotos, die wir nicht mehr brauchten. Wir hatten Tausende Bilder gemacht und etwa zweihundert davon für das Buch ausgewählt. Es war auch die Zeit, da Maxie anfing Skizzen und Porträtversuche von Frauen anzufertigen. Alle diese jungen Frauen und Mädchen, die uns besuchten, lieferten – wie ich schon angedeutet habe – den Stoff: Konflikte der Liebe, der Ehe, soziale Probleme, auch Kinderprobleme. Und was die Schule betraf, entdeckten wir im sozialistischen Unterrichtssystem Fehlentwicklungen, die erschreckend waren. Die Kinder sollten – genau wie die Erwachsenen – politisches Denken und Bewusstsein eingetrichtert bekommen, jedoch mit Methoden, die das Gegenteil bewirkten. Die ständige Gängelung auf allen Gebieten machte sie eher unpolitisch, und die Indoktrination erzeugte einen Oberflächenlack der Heuchelei, der auch die Beziehungen zwischen Eltern, Lehrern und Schülern vergiftete. Es hatte sich herumgesprochen, dass wir – besonders was die Er-

ziehung der Kinder betraf – kritische Einwände äusserten und dadurch mit dem Kindergarten und der Schule in Konflikt gerieten. Ich wurde daraufhin mehrmals zum Schuldirektor vorgeladen und im Beisein von Stasi-Funktionären befragt, um nicht zu sagen verhört. Auch in den Elternversammlungen, wo wir offen unsere Zweifel und Einwände zur Sprache bringen wollten, wurden wir von der Mehrheit niedergestimmt und zum Schweigen gebracht. Beim Hinausgehen flüsterten uns zwei oder drei Wohlmeinende jedesmal zu, wir sollten doch den Mund halten, um nicht unseren Kindern zu schaden!

Wir lasen damals vor allem französische und auch amerikanische und englische Literatur, entdeckten «Walden» von H.D. Thoreau, aber auch «Christus kam nur bis Eboli» von Carlo Levi oder «Stiller» von Max Frisch. Und dann hing, neben anderen Sprüchen, folgender Satz von Thoreau über Maxies Schreibtisch: «Ich zog in den Wald, weil ich den Wunsch hatte, mit Überlegung zu leben, dem eigentlichen wirklichen Leben näherzutreten, zu sehen, ob ich nicht lernen konnte, was es zu lehren hatte, damit ich nicht, wenn es zum Sterben ging, einsehen musste, dass ich nicht gelebt hatte. Ich wollte nicht das leben, was nicht Leben war, das Leben ist so kostbar. Auch wollte ich keine Entsagung üben, ausser es wurde unumgänglich notwendig. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so hart und spartanisch leben, dass alles, was nicht Leben war, in die Flucht geschlagen wurde. Ich wollte einen breiten Schwaden dicht am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und auf seine einfachste Form reduzieren!»

Erst das Jahr 1968, der tragische Tod unserer kleinen Tochter Kitty, brachte fundamentale Änderungen in unser Leben, die wir viel später bemerken sollten. Und wir waren nicht unempfindlich geworden – wie manche unserer Freunde glauben mochten – für das politische Drama, das sich abspielte, sowohl hier im Osten

Deutschlands als auch auf der westlichen Seite. Diese ganze Politik schien uns bis auf den Kern faul und nur materiell bedingt. Aber wir waren auch von Trauer und Gewissensbissen wie gelähmt. Warum haben wir so lange gezögert, wir hätten nicht mit solcher Leichtfertigkeit im Grenzgebiet verharren dürfen! Und jetzt erst, in diesem unseligen Monat Mai erzwangen wir, begünstigt durch das Unglück, in ein anderes Siedlungshaus ausserhalb des Grenzgebietes zu ziehen.

Vielleicht halfen die Wochen und Monate, die wir brauchten, um uns einzurichten, die Räume neu zu gestalten, den Garten für unsere beiden Jungen Berti und Daniel zu einem Abenteuerspielplatz umzuwandeln, vielleicht brachte die Arbeit Erleichterung. Maxie litt unsäglich unter dem Verlust ihrer Tochter, sie redete nicht darüber. Und wie ich zehn Jahre später, nach ihrem Tod, erfahren sollte, lag hier der Ursprung ihrer tödlichen Erkrankung. In mir reifte der Plan, ein neues Buch zu schreiben, vielleicht über Holland oder die Provence. Und wir lebten auf gepackten Koffern.

50

Jetzt ein Sprung zurück in das Jahr 1966, da unser Sohn Daniel geboren wurde. Leben und Schreiben, egal was du schreibst – es ist immer auch dein Leben. Zeichne deine Tage auf, mit aller Aufrichtigkeit, mit allen Unterschieden und paradoxen Widersprüchen, deine Siege über dich selbst ebenso wie die Irrwege und Fehler, deine Verrücktheiten und Niederlagen, dein Versagen. Um zu lernen, wie man durch alles hindurchgeht, in einem Zustand der Transzendenz, wie man nur in der Essenz lebt und schreibt und schreibt, solange die inneren Kräfte es verlangen. Und nicht die

zeitliche Chronologie ist das Mass aller Dinge, sondern die Oszillation, die Schwingung der Zusammenhänge früher Ereignisse und Begegnungen, deren Wirkungen dir erst später aufgehen.

Im Jänner 1966, zwei Jahre vor der Katastrophe, wurde unser Sohn Daniel geboren. Maxie hatte es gewagt, hatte auf die Warnungen der Ärzte nicht gehört. Und alles ging gut, Daniel war ein gesundes Kind und machte uns sehr glücklich. Bertl war damals bereits sieben und Kitty neun Jahre alt, sie hatte nun zwei Brüder, und ihr Entzücken über das Baby kannte keine Grenzen. Sie freute sich darauf, Daniel aus Kinderbüchern vorzulesen, wenn er grösser war. Sie sollte es nicht mehr erleben, Daniel war zwei Jahre alt, als sie starb. Bis zu dem Unglück 1968 erlebten wir eine Zeit voll Freuden, Zweifel und Unruhe. Wir zögerten eine Entscheidung hinaus, kamen zu keinem Schluss, aber die Verantwortung bedrückte uns – sollten die Kinder hier aufwachsen oder drüben unter kapitalistischen Verhältnissen. Was war für sie besser? Die Zweifel am doktrinären Marxismus hatten uns ange nagt und unsicher gemacht. Trotzdem konnten wir uns dem antisowjetischen Kreuzzug des Westens nicht anschliessen. Das Wissen um die ungeheuren Opfer des russischen Volkes sowie der Freiheitskämpfer in den von den Nazis besetzten Ländern hielt uns fest auf der Seite der Linken. «Der Kalte Krieg, gegen Sowjetrußland gerichtet, während man sich für ein Deutschland einsetzte, das nicht von den Nazis gereinigt war, hat eine unwürdige Situation geschaffen, hat bei vielen Menschen jedes Gefühl für politisch klare Entscheidungen, für eine Demokratie in Würde zerstört.» (Arthur Miller) Und doch dämmerte in unseren Köpfen die Erkenntnis, dass ein derart gigantisch aufgeblähter bürokratischer Apparat sich selbst vernichtete, indem er sich auf Massen von Funktionären und Bürokraten stützen musste, auf heuchlerische Jasager, Mitläufer, Opportunisten, eine «Diktatur der Mittelmässigkeit». Wir zweifelten längst an

der Orthodoxie und zogen uns immer mehr ins Private, in unsere Aussenseiterrolle zurück.

«Heut hab ich den ganzen Tag Briefe geschrieben, gelesen und eine neue Geschichte angefangen», schreibt Maxie im Sommer 1966 in ihr Tagebuch. «Fred hat manchmal ein Einsehen und übernimmt für zwei Tage den Haushalt, geht einkaufen, kocht, kümmert sich um die Kinder. Er jammert nicht, sagt, er habe Kopfschmerzen, könne bei dieser Hitze ohnehin nicht arbeiten. Aber ich habe Schuldgefühle ihm gegenüber – er hat so viel kostbare Zeit in seinem Leben verloren. Was soll ich tun, ich bin manchmal verzweifelt...»

Und auch ich habe Schuldgefühle Maxie gegenüber, weil ich ihr nicht wirklich helfen kann, dem Koller der täglichen Hausarbeit zu entgehen. Ausser eben, wenn ich selber koche und nach den Kindern sehe. Aber dann musste ich wieder fort. Nur ich konnte Geld verdienen. Und wie sollten wir leben, wie konnten wir beide schöpferisch arbeiten? Es gab oft Streit über dieses unstete Leben, und manchmal, wenn ich mich in ihre Lage versetzte, konnte ich sie reumütig in die Arme nehmen und drücken – Liebe hatte uns zusammengeführt. Und dann diskutierten wir auf unseren nächtlichen Spaziergängen die widersprüchliche Situation, machten Pläne und wussten, dass wir eine Entscheidung treffen mussten. Aber wohin? Zurück nach Wien? Die Ereignisse in der Welt, der Sechstagekrieg im Nahen Osten 1967, der Einmarsch der Sowjetruppen in Prag 1968, vor allem aber die Erschütterung nach dem Tod unserer Tochter Kitty, die uns lähmte, dies alles suggerierte uns das Gefühl, auf dem Stück Boden auszuharren, den wir gerade unter den Füßen hatten. Erst zu Beginn der siebziger Jahre machten wir uns ernsthafte Gedanken darüber, zunächst nach Wien zurückzukehren. Aber das Unglück, das uns getroffen hatte, erzeugte einen Nebel von dumpfem Schmerz und Verwirrung, in dem alle äusseren Ereignisse versanken.

Wir haben drei Jahre lang um Kitty getrauert. Hier nur einige Andeutungen aus Tagebüchern und Briefen von Maxie:

26. März 1969

Liebe Cousine Lies! Dein Brief hat mich froh gestimmt. Und ein wenig traurig zugleich, weil mit der Erinnerung an Euch zugleich Wien aufersteht, mein geliebter Wienerwald, besonders Mödling, Mauer, die Hinterbrühl. Du kannst Dir vielleicht denken, wie mich die Vorstellung quält, dass das alles unwiederbringlich vorbei ist, die Kindheit, die Jugend. Nun ist seit dem Unglück fast ein Jahr vergangen. Kitty hätte sich über das hübsche Haus, in dem wir jetzt wohnen, gefreut. Während ich schreibe, schaut durch unser grosses Wohnzimmerfenster der graue deutsche Himmel herein, die schönen Tannen rauschen. Viele Leute würden glücklich sein, in diesem Haus, mit einem grossen Garten. Aber mich berührt das alles nicht, es wird mir immer fremd bleiben. Und deshalb möchte ich weg. Wir wissen allerdings nicht wohin. Die Landschaft um Berlin ist wie diese Menschen – sauber, rau, streng, schlicht und kühl, mit einer Schönheit, die nur der sehen kann, denke ich, der sie mit Kinderaugen erlebt hat. Kein Fremder kann sich hier wirklich heimisch fühlen. Die einzigen Menschen, die mich – wenigstens in manchen Stunden – lebendig und jung sein lassen, sind ein paar Mädchen und Burschen aus unserem Bekanntenkreis, die öfter zu uns kommen. Ihre unbeirrbare Suche nach einem Weg, nach einer anderen, menschlicheren Art, miteinander zu leben, berührt mich tief. Auch ich suche noch immer Utopia, das ferne, versunkene Land.

Im Jahr 1966 war in Berlin unser Parisbuch erschienen. Wir konnten unsere Schulden bezahlen, und es blieb so viel übrig, dass wir mehrere Monate sorgenfrei zu leben hatten, neue Möbel kaufen konnten, Kleidung, Wäsche und zwei gute Fotoapparate. Gorki sagte einmal: «Die Misserfolge sind die Schutzengel der Schriftsteller!» Schutzengel hatte ich genug. Und das war also mein erster Erfolg, und ich war beinahe fünfzig Jahre alt.

Es war eine unruhige Zeit. Ich fuhr noch immer meinen ersten Wagen, einen kleinen, grünen Volkswagen, «Käfer» genannt, der mir oft auch als Nachtquartier gedient hat, wenn ich im Ausland unterwegs war. Mich in den Käfer einzuschliessen und irgendwo unter alten Bäumen zu schlafen war ein Ritual aus meiner Vagabundenzeit. Sich völlig zurückziehen, wie in einer Muschel oder auch wie in einem Glaskasten zu sitzen, irgendwo in Wien, Paris oder Marseille, an einer belebten Strasse und die Vorübergehenden betrachten ... Diese unendliche Geschichte in den Gesichtern der Menschen, dieses grosse Schauspiel für jenen, der es schon als Kind entdeckt...

Ich fuhr durch das ganze Land, sah die kleinen, verwunschenen Städte Ostdeutschlands, besuchte Freunde, fuhr weiter nach Holland und Frankreich. Ich hatte mehrere Jahre hindurch einen Vertrag mit einer chemischen Fabrik in Wolfen, wo ich jeden Monat zwei Tage zubrachte, um Vorlesungen zu halten und einen «Zirkel schreibender Arbeiter» zu leiten. Mehrere Schriftsteller der DDR, aber auch Maler und Musiker bekamen – ähnlich wie ein Stipendium – solche Verträge mit grösseren Industriebetrieben, was ihnen ein kleines, aber sicheres Monatseinkommen bescherte. Eine Gelegenheit, Menschen aus Gegenden kennenzulernen, in die ich sonst nie geraten wäre – Fabrikarbeiter, junge Frauen und

Mädchen, die in stinkenden Chemieabteilungen arbeiteten, Menschen einer mir völlig fremden Welt. Leute, die den Versuch machten, dem Trauma der Fließbandarbeit zu entrinnen, indem sie anfangen kleine Geschichten zu schreiben oder eine Familienchronik, Erinnerungen an die Kindheit.

Wenigstens eine Woche im Monat brachte ich in einem der Arbeitsheime des Schriftstellerverbands zu, wie etwa dem am Schwielowsee, wo man in Ruhe gelassen wurde und Seite um Seite tippte. Wo sich auch die merkwürdigsten Gestalten einfanden, Schriftsteller, Dichter und solche, die es werden wollten. Wo wir die Abende damit zubrachten, über das Leben zu reden, über die Widersprüche im Sozialismus und das Handwerk des Schreibens. Und wann war ich eigentlich zu Hause? Maxie litt oft unter der Trennung und meiner Unruhe, meiner Neigung, in den Wagen zu steigen und zu verschwinden. Sie besorgte den Haushalt – und wieviel kostbare Zeit es brauchte, um eine Familie mit dem Notwendigsten zu versorgen, kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Um ein wenig Obst und Gemüse zu ergattern oder auch nur drei Rollen Klopapier, musste man weit herumfahren. Aber ihre Leidenschaft lag darin, abends wenigstens zwei bis drei Stunden auf der Maschine zu klappern oder zu lesen. Sie schrieb rasend schnell manchmal ein Dutzend Briefe an einem Abend oder eine Skizze, eine Kurzgeschichte, einen Versuch. Unsere Freunde warfen mir manchmal lachend vor: «Warum flitzt du ständig in der Welt herum, flüchtest vor dir selbst?» Es war keine Flucht, es war meine Art zu leben, unterwegs zu sein. Und war nicht auch Maxies Besessenheit so zu verstehen, als eine Flucht aus dem zermürbenden Alltag zu sich selbst. Der Mensch ist ein offenes System – aber nur solange er produktiv ist und lebendig, solange er sich entfaltet und herauszuholen versucht, was in ihm angelegt ist.

Im Juni 1967 sahen wir die Bilder der auf dem Boden zerstörten Flugzeuge Ägyptens. Der «Sechstagekrieg» war ein Signal – vielleicht für eine Wende, vielleicht eine beginnende Katastrophe der Weltpolitik im Nahen Osten. Wie einst David den Goliath besiegte, stellte sich Israel der Übermacht der arabischen Staaten entgegen.

Im Mai 1968 erschütterten die Studentenrevolten in Paris und anderswo die mediale Welt und stellten für viele Menschen die Weichen einer neuen Art zu denken. Im Ostblock wurden ebenso die Weichen gestellt – im August 1968 marschierten die Truppen der Warschauer-Pakt-Staaten in Prag ein, beendeten eine Phase der Erneuerung, den «Prager Frühling». Für Hunderttausende Parteigenossen in der Welt ein Grund, aus der Partei hinauszumarschieren. Wir blieben in der DDR – ein Dilemma.

Ein Jahr nach Kittys Tod, im Mai 1969, hatte ich begonnen, eine Erzählung über Buchenwald zu schreiben, «Der siebente Brunnen». Mitten in der Trauer um unser Kind kam mir der Gedanke, über die jungen Männer, die *dort* geblieben sind, ein Buch zu schreiben. In jedem Kapitel eine Hauptgestalt, so wollte ich einigen von den vielen Tausenden Toten ein Gesicht geben, eine Stimme, eine Gestalt.

Mit Mendel Teichmann, einem Dichter, fing ich an: «Einmal als ihn einer unserer Wächter mit einem Kübel Wasser übergoss, weil er stehend eingnickt war, beim Schichten von Holz, vor Müdigkeit und Schwäche, und die Gestiefelten schallend lachten (es fror an diesem Tag, die Posten waren in Schafpelze gekleidet, hatten von Satttheit und Wärme rote Wangen), da streckte sich Mendel, sein nasses graues Haar klebte in der Stirn, die Augen lugten scharf darunter hervor, nicht hassend oder klagend, sondern gespannt. Was tut dieser Mensch, fragten die Augen?»

Im Mai 1970 fuhr ich nach Amsterdam, um mit Recherchen für einen Bildband über Holland zu beginnen. Es war die Zeit, da Maxie wieder glaubte, frei atmen zu können, der Schmerz in manchen Stunden nachliess und sie Hoffnung schöpfte für ein neues, ein anderes, ein wiedergewonnenes Leben. Ich habe in jenen Jahren viele Reportagen geschrieben, Radiosendungen, Kurzgeschichten und zwei Jugendbücher. Im Mai 1973 erreichte mich ein telefonischer Anruf von einem Freund aus Wien, der uns alarmierte und in Aufbruchstimmung versetzte. Einer von diesen kleinen, unbedeutenden Zufällen in meinem Leben, die oft zu entscheidenden Wendungen führten. Mein Freund H.T. bot mir an, ihn drei Monate lang, den Sommer über zu vertreten und ein Hotel in der Innenstadt von Wien zu leiten, wo er als Empfangschef und Direktor tätig war. Ganz einfach so ... Wir dachten erst an einen Spass, den sich mein Freund mit mir machte, aber er meine es ernst, sagte er. Er würde mich zehn Tage lang in die Verwaltung des Hauses einführen und dann auf einen längeren Urlaub gehen, um – wie schon sehr lange geplant – Verwandtschaft in den USA zu besuchen. Und er verlasse sich auf meine Intelligenz und meine Sprachkenntnisse, fügte er hinzu. Maxie und ich waren natürlich sofort einverstanden. Hier eröffnete sich schicksalhaft – wie wir glaubten – eine Chance, nach Wien zurückzukehren. Ende Mai reiste ich ab, Maxie blieb mit den Kindern zunächst noch in Kleinmachnow. Anfang Juli, als ich bereits selbständig im Hotel arbeitete, kam sie mit Daniel nach Wien, um auch ihre Mutter zu besuchen, bei der ich mein Quartier aufgeschlagen hatte. Roberto war bei Freunden zurückgeblieben. Wir überlegten bereits, im Herbst eine Wohnung in Wien zu mieten, falls es mir möglich wäre, weiter als Rezeptionist in einem Hotel zu arbeiten. Den Rückzug nach Wien könnten wir dann in Etappen und in Ruhe durchführen. Ausserdem planten wir eine Reise in die Provence, um mit einem neuen Bildband unsere Einkünfte zu verbessern.

Rückzug nach Wien? Wir nützten meinen Hoteljob, um unsere Stadt neu zu erforschen, mit langen Spaziergängen in der Freizeit, Fahrten in die Umgebung und Besuchen bei alten Freunden. Aber Maxie schüttelte den Kopf: «Du würdest dich hier nie wieder wohl fühlen.»

Fast dreissig Jahre nach dem Ende des Krieges, aber die Nazis waren noch da. Sie waren in der Politik spürbar, in den Ämtern, bei der Polizei, den Lehrern, den Wirtsleuten und Taxifahrern. In den meisten Prozessen gegen Kriegsverbrecher und Mörder wurden die Angeklagten freigesprochen unter dem frenetischen Jubel der Zuhörer. Das Gift schwelte weiter im Boden dieser Nation. Bei einem Spaziergang am Stephansplatz vor dem Dom erlebten wir eine Szene, die uns zutiefst erschreckte: Eine kleine Gruppe orthodoxer Juden, die Männer mit Schläfenlocken und Kaftan, gebeugt und verängstigt, eilte vorbei. Zwei ältere Wiener in Arbeitskluft blieben stehen und brüllten diesen Menschen hinterher: «Wos ... de san wieder do?» Hitler habe also versäumt, alle Juden zu vergasen, brüllten sie. Aber niemand von den zahlreichen Passanten auf der Strasse schien es zu bemerken, alle blickten weg. Und Maxie sagte: «Siehst du, die Leute schweigen, wie sie es immer getan haben. Sie haben nie etwas gesehen, nichts gewusst ...» Die Verlogenheit, Feigheit und Heuchelei vieler Menschen in dieser Stadt war offensichtlich und bedrückte uns. Aber der Zwischenfall auf dem Stephansplatz blieb nicht das einzige Zeichen für den Sumpf dieser Stadt, der nicht wirklich ausgeräumt war. Meine Arbeit in dem Wiener Hotel jedoch, in dem vor allem Touristen, Geschäftsreisende und Reisegruppen verschiedenster Art abstiegen, gestaltete sich äusserst produktiv. Ich lernte wieder Menschen kennen, Schicksale, Charaktere, von einer Art, an die ich auf andere Weise niemals herangekommen wäre. Und ich fand

Zeit genug, um meine Beobachtungen oft äusserst skurriler Typen in Skizzen, kleinen Geschichten und Versuchen festzuhalten. Ausserdem entwickelte sich in dieser dreimonatigen Trennung zwischen Maxie und mir eine Korrespondenz, wie soll ich es sagen ... ein Gedankenaustausch voll von Fragen, Widersprüchen, von Anregungen, Ratschlägen und kreativen oder auch etwas verrückten Ideen. Hier nur einige wenige Beispiele davon:

Kleinmachnow, 11.8.1973

Alter Jossi-Perez!

Seit ich Dich am Wiener Westbahnhof aus den Augen verlor, lebe ich wie in Trance. Als der Zug aus dem Bahnhof fuhr, sanken Dani und ich uns heulend in die Arme. Die Fahrt machte wenig Spass, der Zug war ein Backofen, und die Strecke über Westdeutschland ist viel zu lang für kleine Kinder. Als wir nachts ins leere Haus kamen, heulten wir wieder. Ich sehe hier alles verfremdet. Dabei ist's doch wirklich nur eine Angelegenheit der Augen; wenn man innerlich wund ist, sieht man auch die Welt wund. Und umgekehrt. Wir beklagen uns über die allgemeine Lähmung, aber im Augenblick, scheint mir, bin ich selber gelähmt.

Es ist schwül, ein bleierner Himmel, sehr still, nur die Tauben gurren, und Dani wirbelt per Rad durchs hohe Gras, in dem die Hasen während unserer Abwesenheit drei tiefe Pfade getrampelt haben. Sagt der Nachbar, der mir die Post gebracht hat. Er klagt auch übers Alleinsein.

Dein Stück hab ich im Zug gelesen, es ist nett, aber im Grund sagt es mir nur, dass Geld die Menschen verdirbt, und das weiss ich eh. Da musst Du Dir was einfallen lassen, Krampus. Mit dem Gschroppn ist's eine Freude. Er unterhält sich noch mitten in der Nacht mit mir, wird einfach wach, durch das Käuzchen, das nahe in unseren Büschen wohnt, oder von einer teppaten Sirene (es

brennt jetzt oft, scheint die Hitze zu sein), und dann plaudern wir eine Weile, im Dunkeln, über Gott und die Welt und wie spannend die Bombennächte in Wien waren. («Du hast's gutgehabt, da war was los») Oder ich lese, aber das neue Buch von Jurek Becker gefällt mir nicht, ist zu seicht, viel Klischee. Schade. Nach diesem wunderbaren «Jakob».

War bei den beiden alten Schwestern im Forsthaus. Ihre Zimmer sind ein merkwürdiges Sammelsurium von Backfisch-Künstler-Altjungfern-Gelehrten-Stube, da hängen Porträts von Löwen und Tigern im Rahmen, Schlagersänger über der Couch, Sprüche und Einstein ... Frank Schöbel lieben sie beide. Als ich da war, lief gerade eine Show im TV, sie liessen alles stehen und stürzten sich auf ihren Schwarm, während sie die Hüften schwangen und ihre Hunde kraulten. Es war komisch und stimmte mich heiter. Die beiden haben keine Angst vor Lächerlichkeiten. Sie lachen herrlich ordinär, ergötzen sich an den Männern und ihrem Drumherum, und gleichzeitig lassen sie kein heiles Haar an ihnen, zwei heftige Frauenrechtlerinnen mit blondgelockten Jünglingen an der Wand. Lustig!

PS: Die Traurigkeit ist verflogen. Heute haben wir uns in Ermangelung etwas Gescheiterem mit Einkäufen getröstet: Für Berti einen Pyjama, damit er der Petra gefällt, für Mama ein Badekleid, für den Johann, der wieder singt, ein gelbes Badehaus und Hanf aus China, und für uns alle einen Strick zum Schaukeln und ein Salatsieb, einen blauen Gartenschlauch und eine rotweisse Gartenbank für die vielen Gäste. Bei Altmanns hab ich Dani eine Mausefalle vorführen müssen. Wie sie funktioniert, weiss ich jetzt mein Leben lang, und mein Daumnagel weiss es noch besser. Dani war mit der Vorführung sehr zufrieden. Hinterher haben wir einen Igel im Garten entdeckt und liefen nackt unter den neuen Schlauch. Kurz und gut – ein schöner Tag. Nach dem hitzigen, lärmenden, verrückten Wien – das Paradies.

Ansonsten werde ich Dir nicht viel schreiben, weil es schwer sein wird, Dir was zu erzählen, ohne Deine Allergie zu reizen. Aber Du, meschuggener Hund, Du schreib!

Salut! Schalom! Küsse!

Maxie

Hotel B., 21.8.73

Fritzilein,

gestern war Peter hier, kaum war er weg, erhielt ich Deine Briefe, gleich zwei auf einmal, hab sehr gelacht. Aber der alte Krampus ist auch traurig, wir taugen eben nicht für längere Trennungen. Ich lebe in Gedanken an die Provence, es ist unglaublich, wie ein Mensch von einer Landschaft behext sein kann! Ich träume Tag und Nacht von unserer bevorstehenden Reise. Wir werden uns zusammennehmen und ganz ruhig sein und alles mit Augen, Nasen und mit allen Werkzeugen, die wir haben, geniessen. Habe Jean-Marie geschrieben, dass wir kommen. Bin neugierig, ob er antwortet, möchte noch gern ein Stückl Weinernte erwischen.

Es ist noch immer wahnsinnig heiss, gestern gab es ein starkes Gewitter, ohne Abkühlung. Die Stadt ist eine Sauna. Nur draussen in Hernals, in unserer Wohnung, ist es kühl.

Zwei zauberhafte Mädchen, Japanerinnen, sind im Hotel. Sie zu sehen, ist eine Droge. Ein junges Ehepaar aus New York, er sehr schön, verwöhnt, arrogant, verklemmt, eifersüchtig, gereizt, wie ein Zerberus hinter seiner Frau her, die nur Unsinn im Kopf hat, spritzig, frech, charmant, exaltiert, ihre Blicke sprühen Funken, und sie erzählt mir alles, wenn sie abends zurückkommen, um sich umzukleiden, übersprudelnd (und französisch), sie waren bei Sacher, nebbich, und sie hat drei Portionen Sachertorte mit Schlag gegessen, und von Dehmel hat sie eine ganze Torte für New York

mitgenommen, und während sie erzählt, verdreht er hinter ihrem Rücken die Augen und geniert sich, es ist ein Erlebnis, die beiden zu beobachten. Er berichtet mir mit vollendeter Arroganz: «Wir fahren jedes Jahr nach Österreich, nach Pörschach, am Wörthersee ...» Aufgewachsen bei grünen Jalousien!

Es ist plötzlich finster geworden, von einer Gewitterwolke. Aber da tanzen meine beiden Japanerinnen herein – und es wird hell! Sie rennen zwischen ihrem Zimmer und der Toilette hin und her, in duftigen Morgenröcken. Wie soll man das aushalten? Und sie probieren neue Kleider und Schuhe und fragen mich um meine Meinung. Kannst Du Dir meine Lage vorstellen? Sie denken, weil ich einen Bart habe, bin ich schon völlig ausgetrocknet. Oder was denken sie eigentlich, diese Bachstelzen, wie sie zwitschern und piepsen, grosser jüdischer Gott!

Freu mich über Danis raffinierte Zeichnung, er soll mir mehr davon schicken, es ist eine angenehme Beschäftigung, wenn gerade keine Gäste kommen. Diese Zeichnung deute ich mir so: Mann mit Vogel. Mann mit zwei Zipferln und Vogel vor einer Bassena. Oder vor einem Kaktus, der am Galgen hängt. Oder: Frau mit Zopf, die einen Vogel dressiert hat, ihr den Zopf zu tragen. Oder: Mann auf einem Acker, auf dem nur eine grosse Blume wächst, er ist sehr glücklich darüber und träumt davon, dass eines Tages viele Bäume auf seinem Grund wachsen werden. Mit Singvögeln darin. So, mehr Beispiele hamma net.

Zwei Stunden später (Es ist nämlich eine Gruppe aus Italien angekommen, die haben mich fertiggemacht, sag ich Dir!): Versuche ständig, den Brief zu beenden, aber mein Pult ist belagert von Leuten, die unmögliche Fragen stellen. Oft sind junge Leute hier, die wenig Geld haben und abends nicht mehr ausgehen wollen, denen koch ich Tee oder hol aus der Küche etwas zu essen. Ich staune immer wieder, wie weit die Leute herkommen und was sie

zu sehen wünschen. Kann man es verantworten, siebentausend Kilometer zu fliegen, nur um die Pferde aus der Spanischen Reitschule zu sehen oder den Wiener Prater oder Schönbrunn? Nur weil Wien ein Mythos ist und sie sich einbilden, man müsse das gesehen haben?

Ach, sie suchen etwas ganz anderes – und wissen es nicht! Manche waren vorher in Paris, in Rom oder in Brüssel. Und einige Mädchen (von der amerikanischen Gruppe, die gestern gekommen ist) haben bereits Gspusis. Ein junger Franzose rief täglich zweimal aus Paris an, er wollte Mary sprechen, auf Zimmer 66, aber wir haben ja auf den Zimmern kein Telefon, und da musste ich Mary holen lassen, und dann hatte ich das Vergnügen, eine halbe Stunde lang ein Geturtel zu hören, das unbeschreiblich ist, und mit dem ich hätte Geld verdienen können, wäre ich so schlau gewesen, ein Tonband anzustellen! Das reinste Kabarett.

Heute früh kommt eine jugoslawische Bedienerin gelaufen (kein Wort Deutsch) – und zeigt mir ausser sich einen weissen Fetzen. Was ist geschehen? Ein Student hat sein Kissen zerrissen. Das Innere ist verschwunden (hat er die Federn gefressen?), nur der Überzug ist noch da, aber so, als hätte er ihn mit den Zähnen zerlegt. Warum? Keine Ahnung.

(Allerdings hat es in der letzten Nacht grosses Geschrei gegeben, unten, im zweiten Stock, wahrscheinlich ein Eifersuchtsdrama.)

In meinem Zinkbecken in der Teeküche hat sich eine kleine, sehr liebe Maus gefangen. Zuerst hab ich sie mit Semmel und Wurst gefüttert. Sie wurde ganz zutraulich. Offenbar eine junge Maus, kannte die Menschen noch nicht. Ich wollte die Wirtschafterin fragen, was man macht, fürchtete aber, sie würde sie töten. Da hab ich sie freigelassen. Der Chef hat furchtbar gelacht, als ich es ihm erzählte. Aber was gehen mich seine Mäuse an, er ist ver-

antwortlich dafür. Aber er sagt, er kann sie auch nicht umbringen!
Na schön.

Genug für heut, schreib mir bitte viel,
Dein Jossi-Perez

Hotel B., 23.8.73

Hallo Mäxl,
heut kann ich Dir gestehen, dass ich nahe dran war, hier auszu-
brechen. Dachte, ich schaff es nicht. Die vielen Leute, die Fragen,
Wünsche und der Kleinkram, den man sich merken muss, Zim-
mer vergeben, Vorbestellungen, Absagen, Gruppen, Preise, der
Zustand der Zimmer, dann muss ich mich auch noch ums Früh-
stück kümmern, ob in der Küche alles klappt, ob genug Semmeln
da sind, Butter, Marmelade, ob die Zimmer sauber sind, und die
pausenlosen Anrufe: Was kosten die Zimmer, können Sie nicht
mit dem Preis heruntergehen? Ich habe bei Ihnen einen Koffer
vergessen, eine Bibel, eine Krawatte, eine Brosche. Und tausend
Sachen, die man im Kopf behalten muss, und das jeden Tag.

Die erste Woche war schlimm. Aber ich glaube, jetzt hab ich's
im Griff. Es ist, wie alles, eine Frage der Routine. Und es macht
ja auch Spass. Für drei Monate kann man das schon einmal aus-
halten.

Aus München ruft eine Amerikanerin an, ob ihr Mann bei uns
aufgetaucht sei. Eine junge Frau kommt aus dem Zimmer gerannt,
hektisch, den Koffer noch im Gehen zumachend. Ich soll ein Taxi
bestellen. Als sie weg ist, kommt ihr Begleiter, völlig verschlafen.
Ob ich seine Braut gesehen hätte? Ja, sage ich, sie ist zum West-
bahnhof gefahren. Er setzt sich hin. Schweigend. Was geht in die-
sen Leuten vor? Er bindet sich seinen Schlips um und geht wieder
in sein Zimmer. Heute neun Uhr früh passiert Folgendes:

Kommt ein Amerikaner, etwas grösser als ich, aber der gleiche Bart, der gleiche Haarschnitt – wir sehen uns an und lachen, weil wir erkennen, wie ähnlich wir einander sind! Kommt herein und fragt nach einem Zimmer. Wir haben kein Zimmer mehr. Ob er in der Halle schlafen könne, er sei fertig, habe zwei Nächte nicht mehr geschlafen. Und ob es hier Frühstück gebe? Aber um neun macht unsere Küche zu, wer länger schläft, muss ins Kaffeehaus gehen. Kurz, ich hab ihm in der Teeküche Frühstück gemacht und es ihm in der Halle serviert, aus reiner Sympathie, und weil ich nicht genug staunen konnte, es war einfach grotesk. (Vera hat mich später gefragt: Das war doch dein Bruder? Nein, sage ich. Worauf sie wissen will, weshalb ich meinen Bruder verleugne.) Der Amerikaner isst mit Heisshunger, plötzlich wird er aschgrau im Gesicht und fängt zu zittern an. Ich denke, er kriegt einen Herzinfarkt. Er aber tappt alle seine Taschen ab. Er hat seine Brieftasche verloren, mit Geld, Travellerschecks und Flugkarte zurück nach Los Angeles, und mit sämtlichen Dokumenten. Er kippt fast um, aber ich sage zu ihm, beruhigen Sie sich! Und fang an herumzutelefonieren, zum Bahnhof, Zimmernachweis, überall, wo er schon war. Er hat natürlich zu essen aufgehört. Essen Sie, sag ich. Irgendwie hatte ich ein gutes Gefühl. Wo waren Sie noch? Endlich fällt es ihm ein: In der Opernpassage, beim Reisebüro. Ich rufe: Hier Hotel S., Fräulein, bei mir steht ein Mister Preston aus den USA ... Ja, unterbricht mich das Mädchen, der hat seine Brieftasche bei mir auf dem Pult liegenlassen. Preston fällt mir um den Hals. Ich soll mit ihm essen gehen. Kann nicht, erklär ich ihm. Also dann morgen vielleicht ... Hab ihm in einem anderen Hotel ein Zimmer beschafft, und er wollte unbedingt das Frühstück bezahlen. Konnte nicht fassen, warum die Leute in Wien so nett zu ihm sind.

Mittwoch 12 Uhr – da ich Feierabend mache – ist er da. Ich fahre mit ihm auf die Höhenstrasse, er zahlt Essen, Trinken, wir

liegen auf der Wiese am Kahlenberg, und er fängt zu erzählen an: Erzählt gescheit, zurückhaltend, interessant. Hat in zwei Monaten die halbe Welt bereist. Vor einem Jahr hat er sich scheiden lassen, lebt in Los Angeles, ist Feuerwehrmann, jetzt studiert er, ich weiss nicht was, qualifiziert sich ... Er spricht wie ein Dichter, ein fast literarisches Englisch. Traurige Augen, sehr grau, sehr gealtert, zehn Jahre jünger als ich. Den Feuerwehrmann kauf ich ihm nicht ab. Aber was sonst?

Die Frau wollte ihn zurückhaben, aber er hat gesagt: Nie wieder! «We were fighting night and day, always fighting, what the hell should I do?» Er machte sich davon. Da hat sie den Cadillac verlangt. Nun, den hat er ihr gegeben, und dann hat er ein Zimmer gefunden. Bei einem Mexikaner. Der Mexikaner ist Kellner und ein erstklassiger Koch, verdient tausend Dollar im Monat. Er wohnt also bei dem Mexikaner, der sorgt für ihn, verwöhnt ihn, hält auch noch die Wohnung sauber. «Wenn ich nach Hause komme, fragt er: ,Wo warst du so lange?« Es geht ihm gut bei dem Mexikaner, aber er weiss nicht, ob er das lange aushält. – Wir waren beim Heurigen am Mitterwurzerweg, die schönste Buschenschenke der Welt, mitten auf dem Weinberg. Sonnenuntergang. Preston ist behext. Kommt gerade aus Afrika und Spanien, aber sowas hat er noch nicht gesehen. Und er sagt, er fühle sich zum erstenmal auf dieser langen Reise wohl! Komisch. Er sieht aus wie mein Bruder und spricht leise, wie Ernst (mit dem man mich auch immer verwechselt hat), bescheiden, ernst, ohne Angeberei. Diese Art Amerikaner kennt man kaum.

Da ist ein Mann, der einen Verbrecher jagt, und ein anderer, der Pferde malt. Der Maler hat einen Auftrag von der Spanischen Hofreitschule, einige der Starpferde zu porträtieren. Er ist Deutscher, 70 Jahre alt, weltfremd, malt Pferde seit seinem fünften Lebensjahr. Hab dabei an Christiane gedacht. Seine Skizzen sind imposant, voll Kraft und Spannung, dabei elegant, grazil ... Da lau-

fen amerikanische Mädchen barfuss und mit süssen Popos vor meiner Nase herum. Sie brauchen den ganzen Tag jemanden, der ihnen alles erklärt, wo man ein Telegramm aufgibt, wo man Wäsche waschen kann, Blumen kauft, Petit Point, «wo sollen wir hingehen, wir haben nur noch einen Tag?» Sie brauchen Schere, Bügeln, Briefmarken, Kopfwehpulver, Reproduktionen von Klimt. Wo finden wir Brueghel? Und wo ist das Freud-Haus? Kennen Sie Freud? Ich hab Halsweh, sagt ein Mädchen. Eine andere sitzt den ganzen Tag in der Stube und schreibt Briefe. Muss die verliebt sein! Ein Bursche geht auf leisen Sohlen herum, schaut, lächelt, hockt in der Halle, liegt bei offener Tür auf seinem Bett und träumt. Dazu kommt man nach Wien? Die Japaner faszinieren mich, es kommen jeden Tag mehr. Sie haben einen eigenen Glanz.

Hab ein paar hilflose Wesen hier, sie versäumen den Zug, haben zu wenig Geld gewechselt, wissen nicht weiter und wohin, hängen herum, machen böse Erfahrungen, aber ich weiss nicht, ob es ihnen was nützen wird. Manchen vielleicht. Aber es gibt Leute, die sollten lieber zu Hause bleiben! Eben ist ein kleiner Japaner angekommen, so was Ungeschicktes! Man müsste diese Kinder bei der Hand nehmen und führen.

Zum Teil mach ich es auch, weil es nur für kurze Zeit ist. Natürlich klammern sie sich an mich, wenn sie merken, dass es uneigennützig geschieht.

Kommt eine ganz kleine Japanerin vom Flugplatz, vielleicht sechzehn (schätze ich, sie sehen alle sehr viel jünger aus, als sie wirklich sind), und will weiter nach Italien, von einer rührenden Höflichkeit, die nur bei Japanern so echt wirkt. Kommt allein angefliegen, eine ungeheure Strecke. Ich zeige ihr vom Fenster aus, wo sie billig essen kann. Gehn Sie nicht weiter, sag ich ihr, nicht durch die Annagasse, es ist schon spät...

Die Annagasse. Weiss selbst nicht genau, was das ist. Nachts stehen dort Wagen zu 200 Pferdestärken. Hab gestern in einem der Zimmer zur Annagasse geschlafen, lag bis fünf Uhr früh wach. Sie kommen von irgendeinem dieser Lokale, die Fahrer der Wagen, man hört sie laut lachen, ihre Stimmen klingen wie die von Selchergesellen oder Droschkenkutschern. Dann steigen sie aufs Gas, die Wagen brüllen wie gereizte Tiger, das sollen sie auch. Sie rasen durch die schmale Annagasse, mit achtzig Sachen, obschon sie vorn an der Ecke wieder bremsen müssen. Die Annagasse ist ein Zirkus für Zweihundertpferdestärkewagen mit Selchergesellen am Steuer!

Ich komme seit einer Woche nicht mehr zum Lesen, zu gar nichts mehr, heut hab ich mein Frühstück erst um elf verschlungen.

Aber ich nasche zwischendurch Pavese. An einer Stelle schreibt er: «Woraus man lernt, dass die einzige Art, dem Abgrund zu ent-rinnen, die ist, ihn zu betrachten, zu messen, auszuloten und hin-abzusteigen!»

Von dem Platz hier, wo ich schreibe, sehe ich einen Stern, vielleicht ist es die Venus. Und in einem Zimmer, im Haus gegenüber, sitzen ein alter Mann und eine Frau vorm Fernseher. Beide sind in Unterwäsche. Die Fenster sind geschlossen, haben aber keine Vorhänge. Sie haben Farbfernsehen, und auch sie werden abwechselnd grün, gelb und rot.

So, jetzt kommt bald Ablöse, und ich rase hinaus nach Hernal, die Luft ist hier in der inneren Stadt zum Schneiden dick. Man kann daran ersticken.

Salute, Papa Jossi-Perez

Kleinmachnow, 28.8.73

Väterchen, eigentlich wollte ich etwas über die Provence schrei-

ben, da bringt mir Berti Deinen Brief. Und Gottseidank auch einen Bankauszug über 480 Mark vom Rundfunkinterview. Endlich.

Servus, mein Grosser. Dein Bericht liess mich vergessen, dass ich Deine Frau bin. Für einen Augenblick war ich Deine Mutter, die ihren Ältesten in die weite Welt hinausziehen lassen musste; und was er da alles erlebt! – Die Überschrift war die einzige private Zeile, Du Geizkragen. Ansonsten hätte ich auch Kisch lesen können. Lass nur, die Maxie ist einfach eifersüchtig, weil sie auf dem Trockenen sitzt. Und gleichzeitig heilfroh, dass Du endlich auflebst.

Dani, Dein Sohn, baut sich am Rasen ein Auto, diesmal aus alten Reifen, Brettern, Ziegelsteinen, Stangen und Decken. Daneben kräht Frau Tills Baby, weil es Hunger hat. Es ist süss, kann schon lachen und ist voller Krätzen von den Windpocken. Berti baut eine neue Treppe zur Terrasse, das ist seine Idee.

So, Deine literarischen Briefe kannst Du Dir an den Hut stecken. Hab ich das schon gesagt? Na also. Mein Ehrgeiz ist versiegt, ausgetrocknet in der herrlichen Hitze, ich schreibe keine schönen Briefe mehr. Basta!

NS: 22 Uhr.

Ich bin doch wieder da. A Hirsch – was soll er machen, er springt! Und die Maxie schreibt Dir halt Briefe!

Dani liegt zwischen zwei zauberhaften nackerten Backfischen im Bett und plaudert, zeigt ihnen seine Tierbücher, sein Zeugnis und ist glücklich. Manchmal tun sie zu dritt einen Schluck aus der Bierflasche. Vom Schlafen keine Rede. Meine Gedanken sind bei Dir. Die Zeit wird mir lang ohne Liebe. Nun sind meine drei Engel doch eingeschlafen. So viel Schönes hat Dein Arbeitszimmer noch nicht beherbergt, Alter. Wie gut, dass man manchmal vergisst, was man verloren hat.

Tags darauf.

Ich war faul, habe kaum was über Frankreich zusammengetra-

gen, schiebe wie immer alles auf die lange Bank. In dieser kühlen Gegend muss man jeden Sonnenstrahl geniessen, weisst Du. Was Pavese sagt, ist sehr schön, aber es geht mich im Moment nix an, ist zu intellektuell. Alles im Leben ist viel einfacher oder könnte viel einfacher sein. Warum liest Du Geschichten von Selbstmördern?

Dani hat heute sein zusammengestürztes Auto renoviert, er braust mit mörderischem Getöse durch die Landschaft, und hinten transportiert er Heiko, der mit einer Decke zugedeckt ist, trotz der Hitze, wahrscheinlich ist er «krank». Dani lässt Dir zu Deinen Lösungsvorschlägen Folgendes sagen: «Du hast gut geraten, Papa, aber leider ist die Sache so: Eine Frau hat sich – zum Spass – eine Schnur in die Haare gehängt. Ein Vogel kam vorbei und hat sich – mit Absicht – darin verheddert. Weil er gemerkt hat, dass die Frau unter die Dusche wollte. Jetzt sind sie beide unter der Dusche.» Na, bitte.

Eine Zeile aus Deinem Brief fällt mir ein. Du schreibst, dass wir uns auf der Reise «zusammennehmen» werden. Nein, Moischele, wir werden uns *nicht* zusammennehmen, wir werden uns *gebenlassen*, endlich einmal! Wovor hast Du noch Angst!

Hab ausnahmsweise ferngesehen, eine faszinierende Sendung über Riesen-Echsen. Sehe die Welt mit ihren Augen, bin selber eine Echse. Du, da wurlt es irgendwo noch von diesen Fossilien. Man glaubt, Jahrmillionen zurück zu leben, eine schwache Ahnung von der Artenvielfalt. Der Kommodowaran zum Beispiel, die grösste lebende Echse, an die fünf Meter lang, phantastisch verfressen. Er ist auf Kommodo, einer Insel im Pazifik, ohne Konkurrenz, weil es keine Löwen oder Tiger mehr gibt. Nur Menschen. Und manchmal Giftkröten, die die Warane töten, nachdem sie von ihnen gefressen wurden. Ich frage mich, ob die Warane das allmählich begreifen werden und die Finger von dem heimtückischen Frass lassen. Der Waran vertilgt in rauen Mengen Kro-

kodileier, scheut auch vor dem Gelege der Artgenossen nicht zurück, dafür jagt ein ausgewachsenes Krokodil jeden Waran. Auf Kommodo gibt's keine Krokodile. Seltsame Viecher sind das, geschickte Kletterer, Graber, Schwimmer, sie riechen mit der Zunge, hören fast nichts, die letzten Wechselblüter auf unserer Erde, zu einer Zeit, da die Welt von warmblütigen Tieren beherrscht wird. Sie haben meine Hochachtung! Wenn's kühl wird, raufen sie sich um einen Platz an der Sonne, wie die kleinen Eidechsen. Wusstest Du, dass die Reptilien die ersten Landtiere waren (d.h. ihr ganzer Lebenszyklus spielte sich auf dem Land ab, auch die Ei-Ablage). Aus ihnen entstanden alle anderen Arten, auch die Vögel und Menschen. Ich möchte gerne dort leben, wo es viele Tiere gibt, Artenreichtum, ein Dschungel an Vielfalt und Lebendigkeit. Ich hasse deshalb die Grossstadt. Und die aufgeforsteten eintönigen deutschen Kiefernwälder langweilen mich, kein Unterholz, kein Kleintier, kein vernünftiger Kreislauf ... Ich denke mit Sehnsucht an die tiefen tiefen Wälder unserer Kärntner Alm ...

Servus, Mein Grosser ! M.

Kleinmachnow, 30.8.74

Jossi-Perez, Papa, servus!

Eben hab ich auf Dein Geheiss hin den «Josua» abgeschrieben und zur Post getragen. Eine Einladung aus Neuruppin und Hoyerswerda leg ich Dir bei. Musst selber entscheiden. Die Termine hab ich mir notiert.

Meine Seele hat sich noch nicht aufs Alleinsein eingependelt. Deshalb schreib ich Dir. Aber was heisst: Alleinsein?

Wolfgang und Esther sind angekommen. Wolfgang noch breiter in den Schultern. Esther weisshaarig und rosig wie ein Ferkel, und auch so pummelig, mit weissen Wimpern.

Die anderen spielten Memory, und sie setzten sich gleich dazu und spielten mit. Jetzt gackern sie viel, Gläser zerbrechen, die Nachbarin hat eine Schüssel Kartoffelsalat herübergebracht, als sie die Kinderschar sah. Danis Freund Rolf ist in den Dreck gefallen, den sie hinten im Garten angerührt haben, jetzt wasch ich seine Klammotten und tröste ihn. Nein, so was Süßes!

Vor einigen Tagen waren wir im Zoo. Die Raubkatzen dürften in der Brunst sein, ihr Gebrüll war schauerlich schön.

Je älter ich werde, desto allergischer reagiere ich auf die Gefängnisatmosphäre im Tierpark. Ich weiss schon. Der Tierpark ist für die Menschen da und nicht für die Tiere, und das spür ich auf Schritt und Tritt. Erinnerst Du Dich an den schwarzen Jaguar vom Vorjahr, der sich wie ein Hospitalismus-Kind benahm?

Macht stereotype Sprünge gegen die Wand, streicht im ewig gleichen Tempo am Besucher vorbei, fünf Schritte vor dem Gitter, Rechtsdrehung, Sprung gegen die Wand, Linksdrehung, fünf Schritte am Besucher vorbei usw. Ich denke an das schöne traurige Rilke-Gedicht. Oder die kleinen Orangs: mit welcher Resignation sie über den Fliesenboden schleifen. Und hinter ihnen in einem Verschlag, der ihm jede Bewegung unmöglich macht, kauert ihr Vater und starrt stumpfsinnig auf eine Milchtüte. Die einen werden apathisch, die anderen aggressiv. Bei den schwarzen Hängebauchschweinen, die Dani ins Herz geschlossen hat, ging es gewalttätig zu, und die Menschen drängten sich vor dem niedrigen Gatter wie bei einem Stierkampf. Unter verzweifelten Gequiesche sauste eine schwere Muttersau durch das enge Gehege, schleifte ihre Zitzen über die Steinfliesen, und an ihren blutigen Flanken sprang ein halbwüchsiges beissendes Ferkel hoch. Der rabiate Knabe hielt nur inne, wenn ein anderes Tier auf die arme Geschundene aufhockte. Das Gesicht der armen Sau war vor

Schmerz und Kummer entstellt, sie sah aus, als ob sie jeden Augenblick einen Herzschlag bekommen würde. Dani drängte mich beinahe weinend, einen Wärter zu holen. Was auch geschah.

Bin neugierig, ob Du heute anrufst. Der Mond steht zwischen den Tannen, schööön! Und vorhin haben wir die Sonne gross und tomatenrot untergehen sehen. Der flügelahme kleine Storch sitzt im Nest, aber die Eltern und die gesunden Geschwister dürften schon weggeflogen sein. Vielleicht könnte das Storchenkind überwintern, in einem Stall, aber woher nimmt man die Frösche, hm?

Jetzt wäre die Zeit, um gemeinsam über die Felder zu wandern, stundenlang, und Fallobst von den Plantagen zu klauen. An den Wiener Wald darf ich gar nicht denken, der muss jetzt traumhaft sein. Ich möchte in ein Land ziehen, wo der September mit seinem Licht ein halbes Jahr lang dauert!

Schlaf schön, mein lieber Fred! Deine Maxie

Wien, 2.9.74

Fritzilein,
höchste Zeit, dass ich schreibe, obwohl ich seit Tagen nicht in Stimmung bin. Habe M. besucht. Er war völlig verändert. Wirkt müde, leer, gekünstelt. Früher konnte er es mit Ironie und geistiger Lebendigkeit übertünchen. Anni ist eben eine Bourgeoise, interessiert sich für nichts. Diese Ehe ist eine Komödie, eine schlechte dazu. Man wird immer geprägt von den Menschen, mit denen man lebt. Ich habe viel über die beiden nachgedacht, weil sie für mich ein Musterbeispiel dieser verlogenen Art zu leben sind. M. entschuldigt sich jedesmal für den Luxus, den sie treiben. Er täte das nur für sie, er würde viel lieber in völliger Bedürfnislosigkeit leben.

Das träumt er. Er könnte es nicht. Und so findet jeder Mensch einen Vorwand für sein falsches Leben. (Mein Motiv der Gefangenschaft aus dem «Zimmer ...»)

Mich erschreckt diese innere Leere und Unfähigkeit der Menschen, wirklich etwas zu empfinden. Der Wohlstand, die banalen Gespräche, die Blindheit dieser Menschen ist tragisch. Ich finde kaum Worte. Hab das Bedürfnis zu schweigen. Weniger analysieren. Ich sehne mich immer stärker nach der Natur, einem Leben in der Natur.

Im Grunde unterscheiden sich die Probleme nicht sehr. Die Leute, die hier Meinung machen, haben einen riesigen Gesichtskreis. Sie reden fortwährend von Chile, Kenia, New York, was weiss ich. Aber ich habe trotzdem den Verdacht, dass es sich nur um einen quantitativen Unterschied handelt, keinen qualitativen. Man kann die Welt auch in einem Butterkringel erkennen, wenn man sich wirklich dahinterklemmt und herausbekommt, woher es kommt, das Butterkringel, und was dazu beigetragen hat, es zu einem Butterkringel zu machen.

Damit möchte ich unsere kommunikative Isolation nicht bagatellisieren, Du weisst ja ...

Mäxl, ich schick den Brief weg, sonst kriegst Du nie etwas. Hab Samstag mit Otti einen Film gesehen, im Gartenbau-Kino, der «Das grosse Fressen» weit übertrifft! Eine einzige Quälerei. «Arrabal. Ich werde laufen wie ein verrückt gewordenes Pferd». Verlogen, pervers, dilettantisch, hirnrissig, ekelhaft bis zum Exzess. Und die Leute rennen hinein und lachen.

Es ist eine Bankrotterklärung und gab mir nach dieser Ehekomödie den Rest. Diese Autoren sind nicht mehr in der Lage, eine einfache Geschichte zu erzählen, die poetisch und wahr ist. Und die Konsumenten sind offenbar nicht mehr imstande, eine solche Geschichte aufzunehmen. Darum immer mehr Dreck.

Ich musste nach Hause gehen und ein Schlafmittel nehmen. Ins Kino bringt mich lange keiner mehr. Aber ich fürchte, die meisten Leute sind sich dessen gar nicht bewusst, wie demütigend es ist, so etwas vorgesetzt zu bekommen. Wie traurig, dass die Mittel der Kunst, die so teuer sind, für so etwas missbraucht werden – denn es war eine glänzende Kameraarbeit, immerhin! Man fühlt sich ins Gesicht gespuckt.

Und gleichzeitig lese ich über die Essener, und das ist für mich symptomatisch, dass ich es jetzt lese ... Chassidim, die damals schon in die Wüste gezogen sind, weil sie die Verderbtheit der Welt nicht ertragen konnten!

Mäxl, das Wetter ist trüb und dementsprechend meine Stimmung. Werde vielleicht Otto besuchen gehen oder auf den Rosenhügel fahren.

Unsere Mama ist Samstag abgereist, die Tage vorher hatte sie sich nicht gut gefühlt und gefürchtet, es werde ihr die Reise verderben. Ich hoffe, es ist nichts, sie braucht diesen Urlaub.

Fühle mich einsam in Wien. Man kann Befriedigung nur in Arbeit finden. Und echte Kontakte, glaube ich, gibt es nur im Zusammenhang mit Arbeit.

Meine kleine Japanerin ist abgereist, nachdem sie den Wien-Aufenthalt mehrmals verlängert hatte. Ich hab sie wie meinen Augapfel behütet. Und sie tänzelte an mir, mit unbeschreiblicher Anmut. Vor der Abreise will sie noch Sachen einkaufen. Was? Schmuck. Schmuck? Ja, Schmuck – für die Grossmutter! Ich hab sie zweimal gefragt, es stimmte. Sie soll nicht auf die Kärtnerstrasse gehen, dort wird man nur geneppt, sag ich zu ihr, eher in die kleinen Seitengassen oder nach Mariahilf. Sie lacht, herzlich, nie verführerisch oder kokett. Und doch wie verführerisch und kokett! Diese Grossmutter möcht ich sehn. Vielleicht ist sie fünf- undvierzig ?

Salut, Dein J.P.

Kleinmachnow, 5. September 1974

Servus, mein lieber Alter!

Dani macht seine Hausaufgaben, ich schreibe Briefe. Wie geht es Dir? Ich schlafe schlecht. Tagsüber bin ich ziemlich ruhig, tu alles, was getan werden muss, aber nachts, wenn ich schlafen möchte, erwachen meine schöpferischen Potenzen, die ich noch nicht alle abgemurkst hab, und wie ein Riesenrad drehen sich in meinem Schädel die Gestalten, über die ich schreiben will. Leider ist es unmöglich, tagsüber zu schreiben. Dir gelingt es ja auch nicht in diesem Irrenhaus, wenn ich nicht da bin und Dir alles fernhalte. Vielleicht müsste ich dazu übergehen, nachts zu schreiben und vormittags zu schlafen, aber wer füttert dann die Gschroppen, hm?

Dani hat mir heute strahlend berichtet, dass Herr Fischgräbe, der neue junge Musiklehrer, eine «Wucht» ist, spielt Klavier und hat Humor, er sagt nie «Kinder», sondern «Leute!» zu ihnen. «Leute, jetzt geht's los!» Da macht sogar das Notenlernen Spass. Weisst Du, was Dein Sohn in der Schule geschrieben hat? Fegst nich das Lingl. Und das heisst: Vergesst nicht das Lineal. Ich find es rührend, die Lehrerin leider nicht.

Du, grosses Unglück: Die weisse fette Katze von gegenüber, diese Herumtreiberin, hat unseren neuen Schuppen bezogen, pinkelt in alle Ecken, damit wir zur Kenntnis nehmen, dass er *ihr* gehört, und verputzt die Singvögel scharenweise. Heute ist das Gras von kleinen Federn übersät, ein jammervoller Anblick, offensichtlich hat sich ein Starenkind nicht kampfflos ergeben. Dieses Miststück von Katze! Kann nie genug kriegen. Wir sammeln Pflastersteine. Auch blöd. Da geht sie eben in den nächsten Garten.

Ferner ist zu berichten, dass wir uns einen Besen zugelegt haben, und bald wird weiterer Hausrat folgen, beispielsweise ein

Fernseher, auf Abstottern, was ja irgendwie in der Familie liegt.

Was mach ich sonst? Lesen. Wieder viel lesen. Malamud, Thomas Wolfe, Aragon, von Klaus Schlesinger über die Rostocker Klinik (so kann man auch ausweichen, nicht?) ... Ansonsten wird's Zeit, dass man mich wieder auf Reisen schickt, meine Erlebnisse werden einspurig. Du siehst ja, Alter. Weisst Du, ich grüble über meine Beziehung zu Wien, nach diesem verzwickten heißen Sommer. Eine ziemlich hoffnungslose, einseitige Liebe ist das, von der ich nicht lassen kann. Wien ist für mich wie eine Frau (eine Frau, kein Mann! Eine Katze, kein Hund. Eine richtige Katzenstadt!), die man begehrt, obwohl man ihre schlechten Eigenschaften sieht (aus der Ferne besonders deutlich), und mit der man doch nicht leben kann; man denkt an sie, man besucht sie oft, sie hindert einen daran, jemals irgendwo sesshaft zu werden, so wie man keine andere Frau mehr lieben kann, nicht mehr auf diese einmalige, undefinierbare Weise, weil man die *eine* im Blut hat! Obwohl sie, diese Katzenstadt, sich überhaupt nichts aus mir macht, obwohl sie so gleichgültig ist und es nicht nötig hat, um mich zu werben, obwohl sie mir so deutlich zu verstehn gibt, dass sie wunderbar ohne mich auskommt, die Treulose, diese verdammte, verdorbene, dumme, herrliche Katze. Trotz alledem – oder gerade darum!

Ich sitze in der Fremde, wie bei einer reizlosen, sehr anständigen Frau, die sich viel Mühe um mich gibt, die's mir so *leicht* macht, der ich kaum was vorzuwerfen habe, in deren Schuld ich bleiben werde, weil sie mich so wenig interessiert und so entsetzlich langweilt.

Es läuft halt nicht alles über den Verstand, bei mir schon gar nicht. Leider. Gottseidank.

Und dennoch werde ich vermutlich bei der Fremden bleiben, nicht nur weil ich so vernünftig bin. Man kann nicht ewig der grossen Liebe hinterherjagen, man kann sich auch mit der Fremden

arrangieren und irgendwann einmal beginnen, wirklich mit ihr zu leben, mit allen Konsequenzen, mit mehr Einsatz als bisher. Vielleicht zeigt sie sich dann von einer neuen, unvermuteten Seite, die Fremde, die's ja nicht ewig bleiben muss. Nicht? – Was sagt der weise Moische dazu?

Inzwischen hat sich unser Haus wieder gefüllt. Sagenhaft, wie das quillt und rumort. Erwin kommt dreimal täglich, meistens, um den neuen Plattenspieler zwischen mir und dem Dienstleistungskombinat hin- und herzutransportieren. Ferner beehrte mich der Fernsehmechaniker, der fünf Minuten lang in die Eingeweide unseres treuen alten Gefährten schaute, eine Pfennigbatterie auswechselte und 15 Mark kassierte. Ich brühte ihm brav einen dicken Kaffee (man lernt!), sagte charmant: «Gewusst wo!» und er grinste, und jetzt läuft die Kiste wieder, als ob sie nicht längst zum alten Eisen gehörte; manchem fällt halt das Abtreten schwer. Zwei Wochen lang haben wir von einem neuen Fernseher geträumt.

Nun geh ich zum Elternaktiv, hab viel auf dem Herzen, hoffentlich finde ich den richtigen Ton. Du, allmählich krieg ich Sehnsucht nach Dir. Wer hätte das gedacht!

Maxie

Wien, den 10.9.74

Mäxl, die Evi ist aus Kreta zurück, mit ihren beiden Freundinnen. Sie ist ziemlich vergnügt, lebt aber anscheinend ohne Männer. Vielleicht ist sie auch eine «Feministin»? Grosse Mode im Westen, kommt aus Amerika, wie alle schlechten Sachen. Auch Erna ist ein wenig angesteckt, sagt Rosi, und es wird nichts helfen, das Chaos nur noch verstärken. Aber ich glaube, man sollte es nicht dramatisieren. Wie die Hippies, wie die Jesuswelle, wird auch das

vorbeigehen. Schritte auf dem Weg der Emanzipation des Menschen. Nicht alle Menschen emanzipieren sich gleichzeitig und total, sondern etappenweise, einmal die Jugend, die Frauen, die Schwulen, die Ziegenhirten ...

Hab gestern bei Pavese gelesen: «Hier ist der Beweis, dass alles in dir Stolz ist. Nun du die Erlaubnis wiedergewonnen hast, mit ihr zu telefonieren und ihr zu schreiben, tust du es nicht nur nicht, sondern empfindest nicht einmal das brennende Bedürfnis es zu tun. – Was auch der Beweis sein könnte, dass wir in allen Dingen nur die zukünftige Möglichkeit suchen. Wenn wir wissen, dass wir eine Sache werden tun können, sind wir sicher zufrieden und werden sie vielleicht nicht einmal tun.»

Einfacher gesagt: Wenn man etwas sehr heiss begehrt und viel Energie investiert, ist diese oft schon verpufft, wenn man kurz vor dem Ziel steht. Und man begehrt nicht mehr. Ein wenig erinnert es mich an unseren Sommer, wo wir Deine «geliebte Katze Wien» beehrten. Und dann wieder der Garten von Kl. Die andere Seite der Medaille sieht so aus: Wenn man etwas tun will, muss man es ganz tun oder ganz lassen. Zum Beispiel schreiben. Warten (o, diese tausendfachen Wiederholungen) auf Gnade nützt nichts. Ich habe lange nicht geschrieben, merke, dass ich aus dem Schwung bin. Man muss täglich schreiben, und wenn es nur Fingerübungen sind. Ohne Arbeit keine Gedanken.

Diese allgemeine Gedankenlosigkeit kotzt mich an. Die jungen Leute wollen nicht mehr arbeiten. Auch eine Form der Emanzipation, aber eine Sackgasse! Sich mit Sex beschäftigen, genügt nicht. Man muss auch Erfüllung und Selbstverwirklichung durch Arbeit finden. Aber wirkliche Arbeit, nicht Hobby. Ich möchte anfangen, den «Josua» zu schreiben.

Mäxl, der Trubel muss astronomisch gewesen sein, vielleicht zieht wieder einmal Ruhe in unser Haus? Und was ist mit dem «Haus» der Kinder? Dani sagte mir am Telefon, es ist fertig. War-

um sagt man mir nichts? Was geschieht mit dem Haus? Wird es eine Werkstatt, ein Puff, ein Ziegenstall?

Mäxl, Neuruppin werde ich absagen, auch Hoyerswerda. Ich hab beschlossen, meine Predigerrolle aufzugeben. Ich rede doch nur unsachliches Zeugs. Du kannst ruhig alles absagen.

Natürlich sollst Du einen neuen Fernseher kaufen, wenn's geht. Wenn Du mich fragst, was wir machen werden, kann ich nur mit Deinem neuen Lieblingswort antworten: «Alles so lassn, wie's is, es kummt eh glei der Kumet!» Im Grunde sagt Henry Miller das gleiche: Bleib, wo du bist und sieh zu, wie die Welt sich dreht!

Warum wollen wir nicht östlich von Berlin ein Haus finden? Nahe von M., überleg's Dir.

Übrigens hab ich in Papas Bücherschrank eine hübsche einbändige Ausgabe von Nestroy gefunden. Ernst liebt auch Nestroy. Klar, denn Karl Kraus hat Nestroy wiederentdeckt, in den zwanziger Jahren, und hat ihn bei jeder Gelegenheit zitiert. Hält ihn für den österreichischen Shakespeare. Kraus – und so auch Ernst. Interessant, wie Menschen von starken Persönlichkeiten geprägt werden. Interessiert mich momentan am meisten. Möchte ein Stück schreiben, wo der Hauptheld nicht auf die Bühne kommt, aber doch ständig spürbar wird. (Siehe Josua)

Hundert Küsse, sieben
Böllerschüsse, ein kräftiges Salut.
Dein Jossi-Perez

Kleinmachnow, 16.9.74

Geliebter Krampus, lieber Alter!

Wir haben noch eine sommerliche Welle abbekommen. Ich sitze mit Danitschku, der eben versucht, eines seiner Matchbox-Autos etwas wirklichkeitsbezogener zu gestalten, im Garten. Falls Du

verstehst, was wir damit meinen. Im wahren Leben findet man ja auch auf allen Strassen Autowracks, verbrannt und zerschunden, und just so ein herrliches Ding erschafft sich jetzt unser kleiner Künstler, mit einer brennenden Kerze und einem Hammer. So einfach ist das! Du fragst nach dem neuen Haus der Kinder? Nun, es ruht, sozusagen Neubauruine. Der Schwung ist verrauscht, niemand hilft. Berti hat vom Tischler gewaltige Balken dahergeschleppt, mit denen er natürlich nichts anfängt.

Ach, Du meschuggener Kopf, in Deinem Brief sind Ideen zum Saufüttern, bin hingerissen. Wo fang ma an, bittschön? Wie wär's, wenn Du *eine* Idee einmal ausführen tätest?

NS: Weil uns der Floh von Bessy, der Hündin, so gut gefallen hat und weil wir endlich unseren eigenen Hausfloh haben wollen und weil wir mit Dir eh nicht rechnen können (schlechter Mensch, liebst Hunde nicht!), halten wir uns seit gestern einen Hund, namens Narval, was dich sicherlich milde stimmen wird. –

Das Baby will ein Schäferhund werden, sieht mir aber nicht danach aus, es hat Hängeohren – und – Hauptproblem: eine winzige, winzige Blase! Wir sind alle drei bis an die Grenzen *ausgelastet*. Dani bleibt natürlich noch der Schule fern, obwohl Fieber und Grippe sich neigen. Nur Berti entwickelt nicht den richtigen Familiensinn, er läuft jeden Tag zur Schule, als ob sich unser Leben nicht von grundauf verändert hätte! Querulant!

Muss ich Dir nur noch schonend mitteilen, dass das schwarze Wollknäuel mit den braunen Pfoten im Laufe der nächsten Wochen vermutlich die Höhe einer mittleren Giraffe erreichen wird, und was wir dann mit ihm machen, steht in den Sternen. Jedenfalls stellen wir bereits unser ganzes Leben auf den Familienzuwachs um, wir haben den Teppich aus dem Wohnzimmer entfernt (leider

zu spät!), die Kücheneinrichtung etwas umgestellt (damit Narval nicht gar zu leicht an die Wurst kommt!), da wird uns doch auch ein Wagentausch gelingen, Volkswagen gegen Kleinbus, was? Nur das Unterrichtsministerium zeigt sich kleinlich und besteht auf der Beibehaltung des herkömmlichen Stundenplans. Dani dagegen wächst rasch mit seinen Aufgaben: Händewaschen ist ein lächerliches Relikt aus böser Vorzeit und ist in unserem modernen Familienleben ziemlich sinnlos geworden; man kann nur *eins* wirklich konsequent durchhalten: entweder mit dem mütterlichen Waschzwang (kein Gelächter, bitte!) weiterwurschteln *oder* das volle ursprüngliche Leben mit einem Hund probieren. Wenn Dir nicht jeder Sinn für seelische und geistige Gesundheit abgeht, wirst Du Jetzt tief bewegt unser neues, reicheres Dasein begrüssen.

Hör eh schon auf! Hast Du mitgekriegt, dass Chr. und ich einander erschlossen haben? Seitdem der Alte aus dem Haus ist, blüht sie auf. Und wir konnten uns unsere Wirkung aufeinander gestehen. Merkwürdig, wie viele Missverständnisse es unter den Menschen gibt und wie lange sie anhalten. Es ist zum Lachen. Die eine hat ein grosses Mundwerk und lässt sich nicht anmerken, wie unsicher sie sich manchmal fühlt und wie unterlegen der Stilleren; die andere fällt jahrelang auf die selbstsichere Fassade herein und traut sich nicht, den Mund aufzutun. Die Psychologen müssen sich eigentlich schrecklich langweilen, weil's im Grund immer auf dasselbe hinausläuft, findest Du nicht? Natürlich habe ich ihre vermeintliche Ruhe als Souveränität aufgefasst, als ein Über-den-Dingen-stehn oder gar ein In-aller-Ruhe-die-Dinge durchschauend, Hahaha! (Übrigens hab ich ihr das alles geschrieben, mit den gleichen Worten.)

Ist es nicht zum Heulen, Krampus, dass Menschen einander immer imponieren wollen, dass immer alles auf Unterlegenheit und Überlegenheit hinausläuft, dass einer «oben» und der andere

demzufolge «unten» sein muss. Man braucht schon ein bissl mehr als diese Erkenntnis, man braucht Mut, um seine eigene Fassade anzukratzen, um an seiner eigenen Rolle allmählich zu zweifeln, sich *selbst in Frage zu stellen*, immer wieder. Immer einer auf Kosten des anderen, das funktioniert halt auf die Dauer nicht. Wir wollen da Obacht geben, gelt, alter Krampus, geliebtes Haus?

Salute, schalom, servus!

Wien, 12.9.74

Fritzilein, da ich allein bin, fange ich an, intensiver mit Büchern zu leben. Gleich nach dem Frühstück lese ich eine halbe Stunde. Hab eben bei Brecht geblättert, wie er in Versen die Bühnengestaltung entwirft, dem Schauspieler Vorschläge macht, wie er das Alte und das Neue spielen soll.

Mäxl, ich hab viel nachgedacht. Wozu zerfetzen wir uns in Gedanken so viel? Dass wir zusammenhalten, ist das Wichtigste. Ich bin gern nach Wien gefahren, weil ich manchmal das Alleinsein brauche. Aber die Methode Petzow ist besser, man kann abends nach Hause kommen. Und es ist nicht so weit. Ich bin zwar in guter Stimmung, aber es gefällt mir diesmal nicht so gut wie früher. Ich bin eher der Chef und habe eigentlich mit dem Hotel wenig zu tun. Ausserdem langweilen mich jetzt die Touristen masslos, mit ihrem klischierten Bildungshunger und ihren kleinen, dummen Sorgen. Ich würde zur Abwechslung ein richtiges Hotel brauchen, wo man normalen Menschen begegnet.

Bin zu dem Schluss gekommen, dass wir ein völlig neues Leben probieren sollten. Ich habe viel über die Essener gelesen und genieße weiter die «Projekte für ein neues Leben». Bin ganz behext davon. Ich finde, die Verhältnisse haben sich in den zweitausend

Jahren seit Christi nicht viel verändert. Die Essener gingen in die Wüste, weil sie das verdorbene Leben und den Übermut der Reichen in der Stadt nicht mehr ertragen konnten. Was Jesus wirklich meinte, war eine Abkehr von der Verblendung der im Wohlstand Lebenden. Alles was heute in der westlichen Welt geschieht, deutet darauf hin, dass wir ganz ähnliche Verhältnisse haben, und überall suchen Menschen einen Ausweg, eine neue Art zu leben.

Irgendwo, weisst Du, im Bauch spür ich ein Verlangen, auf meinem Hintern sitzen zu bleiben. Aber dieses Gefühl hab ich eigentlich immer gehabt. Ich erinnere mich, dass ich schon als Dreizehnjähriger, wenn ich ganz allein Ausflüge machte, in die Lobau oder sonstwohin, dieses Gefühl hatte. Es scheint eine jüdische Eigenschaft zu sein. Wir sind von Natur ewige Wanderer, aber gleichzeitig nagt eine tiefe Sehnsucht in uns, irgendwo zu bleiben. Weiss der Teufel, man grübelt immer wieder darüber nach. Und bei der Gelegenheit muss ich Dir sagen, dass mir das Studium der Essener und der Juden von damals Schleier vom Gesicht reisst. Ich verstehe vieles, was in mir steckt und ich nicht ganz erkannt hatte.

Hab mir aus Büchern ein Castell gebaut. Jeden Abend zieh ich mich in die Kasematten zurück und nehme Absätze, Zeilen, Wörter und Gedanken auseinander. Ich werde nie in der Lage sein, ganze Bücher zu lesen, sie zu verschlingen, wie andere glückliche Leser. Ich zerkleinere Absätze. An einer Stelle kann ich mich festhacken und wie ein Holzwurm Löcher in einen Klotz fressen. Hab eben, als ich vom Hotel zurückging, den «Maulwurf» gesehen. Das ist ein Stahlrohr, von der Grösse eines Einfamilienhauses. Der «Maulwurf» steht vor der Stephanskirche und wird in wenigen Tagen in das tiefe Loch hinabgelassen, das sie dort gebohrt haben. Der Maulwurf frisst sich durch den Boden unter der Stadt, unter den Häusern und den Donaukanal. Mit einem Schaufelrad. Hinter dem Maulwurf werden Stahlringe in das Loch gelegt, das er bohrt.

Und so entsteht der Tunnel für die neue U-Bahn. Es kann einem übel werden vor Staunen und Verwunderung, wenn man ihn sieht. Und so, siehst Du, bohre ich mich zwei oder drei Seiten täglich durch die Materie. Ich arbeite mit Schweiß auf der Hirnrinde. Und noch eine glorreiche Entdeckung: Zu jedem Buch braucht man einen Schlüssel. Und jedes Buch wird von einem kleinen Leserkreis, einer Gemeinde aufgeleckt, eingesaugt, die den Schlüssel hat. Aber so einfach ist das wiederum auch nicht. Ich lese nun den Artikel von Francois Bondy über Henry Thoreau schon zum sechstenmal. Fünfmal hab ich den ersten Absatz gelesen, verstanden und nicht zur Kenntnis genommen. Einmal aber, in dieser Woche, las ich ihn, und da erwischte es mich, ich kippte sozusagen aus den Pantinen, wie die Piefkes sagen. Man hat also den Schlüssel für ein Buch nur unter bestimmten Umständen. (Gemein ist das, wie soll man da unter die Leute kommen?) Einige Konsumenten haben meinen «Brunnen» gelesen und waren besoffen, schrieben mir Briefe, telefonierten. Aber der gleiche Typ hätte zu einer anderen Stunde gar nichts darin gefunden. Das ist wie beim russischen Roulette, du drehst die Trommel des Revolvers; von den sieben Löchern in der Trommel ist nur eines geladen. Sieben zu eins, dass dich die Kugel trifft. So ist das beim Lesen. Du musst mit deiner Epistel nicht nur auf den richtigen Typ fallen, sondern auch noch das Glück haben, ihn in gesegneter Stimmung zu erwischen. Sehr schwer, ein Schriftsteller zu sein. Ruth B. sagte mir, sie habe den «Brunnen» dreimal gelesen. Am besten fand sie ihn beim drittenmal. Auch Rudi Schmal erzählte mir einmal, er habe das Zeug dreimal gelesen. Ist doch schmeichelhaft, nicht wahr, dass sie immerhin mehrmals probiert haben, hinter meine Schliche zu kommen.

Thoreau: «Ich zog in den Wald, weil ich den Wunsch hatte, mit Überlegung zu leben, dem eigentlichen wirklichen Leben näherzu-

treten, zu sehen, ob ich nicht lernen konnte, was es zu lehren hatte, damit ich nicht, wenn es zum Sterben ginge, einsehen müsste, dass ich nicht gelebt hatte. Ich wollte nicht das Leben, was nicht Leben war; das Leben ist so kostbar. Auch wollte ich keine Entsagung üben, ausser es wurde unumgänglich notwendig. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so hart und spartanisch leben, dass alles, was nicht Leben war, in die Flucht geschlagen wurde. Ich wollte einen breiten Schwaden dicht am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und auf seine einfachste Formel reduzieren.»

Dein Jossi-Perez

Kleinmachnow, 18.9.74

Mein lieber Jossi-Perez, Fred, Alter, wie Du willst...

mir behagt Deine Unruhe nicht, und ich glaube, dass Du aus ihr eine Tugend machst. «Wir sind von Natur ewige Wanderer, aber gleichzeitig steckt eine tiefe Sehnsucht in uns, irgendwo zu bleiben.» Na, mach endlich Schabbes draus! Du sagst, Du begreifst nach der Lektüre der Essener (Peter hat sie vor 2 Jahren genossen, sagt er, für ihn ist das passé), was in Dir steckt. Mag sein. Kann aber doch auch sein, dass Du an Deiner Rolle bastelst, Dir Erklärungen für Dein unruhiges Leben suchst. Hm?

Ach, ich bin heute müde. Es regnet. Hab Kaffee getrunken und Danis Mathe-Arbeit durchgesehen. Peter hat sich und den beiden Buben die Haare geschnitten, und jetzt hab ich wieder drei fesche Männer im Haus. Peter war zwei Tage bei den L.'s, und inzwischen jammerte zu Haus der Dani: «Wann kommt er denn endlich, wann kommt er denn, wo bleibt er denn so lang?» Jetzt ist er da, bleibt aber nicht. Siehe oben, die Wanderer ...

Was soll das für ein «völlig anderes Leben» sein, Fred, das wir wieder einmal probieren wollen? Immer nur probieren, immer nur

davon reden, träumen, flüchten – wie langweilig und steril wird das allmählich. Merkst Du das nicht? Ein völlig anderes Leben mit schulpflichtigen Kindern, die an *einem* Ort leben müssen?! Gleichzeitig fragst Du Dich, wozu zerfetzen wir uns, wohin jagen wir? Was hindert Dich *wirklich* daran, lieber Alter, zur Ruhe zu kommen, irgendwo zu Haus zu sein, ja zu sagen zu einem Ort, einer Situation? *Das* interessiert mich. Werden Deine Gefangenschaft und die Ausbruchsversuche ewig währen, wie ein Fluch (verzeih das grosse Wort) auf Dir und Deiner ganzen Familie? Warum die Alternative zwischen Angekommensein und Unterwegssein? Kann man das Leben so schematisch sehen, kann man die Menschen in diese zwei Kategorien pressen und danach beurteilen? Ist «Unterwegssein», das Du so hoch taxierst, wirklich gleichbedeutend mit einem unentwegten *Ortswechsel*? Oder sollte es nicht eher eine innere *Haltung* sein, mit der man zur Welt steht? Ich weiss, Du liest leicht über alles hinweg, wenn Du gerade nicht den «Schlüssel» hast; aber manchmal gibst Du mir offenen Herzens recht, wenn ich den Schlüssel zu Dir habe, das ist das Schöne an uns!

Moische, Du machst Dir selber was vor, es gibt kein «völlig anderes Leben». Versuche lieber, dahinterzukommen, woher diese mörderische *Unruhe* in Dir kommt. Und womit man sie beschwichtigen könnte. Ich lass mich jedenfalls nicht mehr als Vorwand benutzen. Du musst Dich von Deiner Lieblingsvorstellung trennen, dass *ich* die Unruhige bin und *Du* der ruhige Pol in der Familie. Hinter Deiner stillen Haut brodelt ein Vulkan, und der hält uns alle in Spannung. Glaub mir. Es ist so ruhig hier, niemand jagt mich zu irgendwelchen dummen Arbeiten, die ohnehin nicht davonlaufen, ich teil's mir gemütlich ein, auch die Kinder sind ruhiger. Ich komme allmählich zu mir selber.

In den letzten zweitausend Jahren hat sich nicht viel geändert? Ich finde doch. Und der Ausweg mit der «Wüste» behagt mir nicht,

weil er so ungenau, so angelegt zum Träumen und Flüchten ist. Ich bin noch nicht so alt und müde, ich nehm's schon noch eine Weile auf mich, will was riskieren. Ich habe keine Angst vorm Draufzahlen. Idylle ist auf die Dauer tödlich, und *Paradiese gibt es nicht!*

Ja, die paar Bezugspersonen sind schon wichtig, wenn man sich mit ihnen arrangieren kann und will. Es genügt nicht, sich zu sagen: Dort lebt der und die, wir sind wichtig füreinander, das genügt! *Mir* genügt es nicht, ich will nicht diese stille, resignierende Friedhofsiebe, ich will eine tätige Liebe an einem bestimmten Ort, von dem aus man gelegentlich in See stechen kann, aber nicht flüchten.

Ach, Krampus, ich hab eigentlich nur *eine* Bitte: Lass uns zur Ruhe kommen, damit wir endlich schöpferisch werden können und uns nicht zerstören! Ich brauche eine Entscheidung, einen neuen Anfang, Land unter den Füßen! Versuche es zu verstehen! Wir haben in den letzten zwei Jahren vieles geändert, vor allem unsere Beziehung zueinander. Es läuft Dir nichts davon, Alter, wenn Du eine Weile auf Deinem Hintern sitzen bleibst. Du musst nicht mit der Welt mithetzen, sie tut's ohne Dich!

Sonny hat mir eine Zeichnung geschickt, meine geliebte Septembersonne. Ich hab ihr geschrieben: «Meine Sonne ist anders. Meine Bäume würden ruhig in ihrem Licht stehen und leuchten und noch einmal tief Atem holen und in ihren Wurzeln schon den langen Schlaf ahnen. Du hast mir eine Van-Gogh-Sonne gemalt, und Van-Gogh-Bäume, irr, wirr, bedrängend und explosiv. Entspricht das wirklich Deiner inneren Landschaft? Warum erzähl ich Dir das? Weil ich die Sonne gerade jetzt so sehr liebe, da sie verschwunden ist ...» Sonny ist ganz anders als ich, aber irgendwo berühren wir einander tief. Es könnte eine gute Freundschaft sein. Nein, leicht macht sie es mir nicht, und genau das empfinde ich als wohltuend. Ich möchte gefordert werden, auf meine Weise. Die üblichen Freundschaften mit Händehalten und unentwegter

Zustimmung, mit Gekränktheit, Schmollen und das, was man Versöhnung nennt, sind nichts mehr für mich. Ausserdem, wo findet man schon einen Menschen, dem man sich öffnen kann, ohne Vorbehalte und ohne Misstrauen, ohne diese ewigen kleinen, banalen «Missverständnisse». Sonny hat etwas von einem Mann, das reizt mich. Du siehst, da wären wir wieder beim Rollenverhalten angelangt ...

Danis Fieber legt sich, er sitzt da und gähnt herzbewegend, und Peter, der Grosse, kocht seinen chinesischen Brei, Martina gähnt auch, eine feine Bande. Ich werde ihr Spinat vorsetzen, mit Kartoffelpüree und Eiern. Ich empfehle mich lieb von Dir und unserer Oma und küsse Euch alle miteinander. Eure Mäxl, die Kinder und der Hund.

PS: Du, der Plattenspieler beglückte uns nur einen Tag lang, dann verschied er. Maseltow! Ka Plattenspieler, ka Fernseher, ka Musi, da muss der Mensch ja auf schöne Gedanken kommen. Was tust Du heut in der Nacht?

Auch das Wäschewaschen verschafft mir nicht die nötige Entspannung. Die Schleuder ist meschugge, wirbelt durchs Bad, als wäre sie mit Juckpulver geladen, und die Kinder schauen zu und lachen. Eine Zirkusnummer. Morgen geh ich ins Theater. Atsch!

Deine Mäxl

VIERTER TEIL

Was danach folgte, war eine Zeit der Ernüchterung – jedoch auch einer Euphorie, die uns erfasst hatte. Ich kam im September von Wien zurück nach Kleinmachnow. Ich hatte in Wien eine Wohnung besichtigt und einen unverbindlichen Vorvertrag gemacht, in der klugen Voraussicht, dass eine Entscheidung noch nicht getroffen war. Und tatsächlich liess ich mich schon nach dem ersten Gespräch von Maxie überzeugen, dass der Kürbis noch nicht reif war, um geerntet zu werden! Sofort schrieb ich nach Wien und löste den Vorvertrag auf. Ich sah ein, dass wir noch nicht zum grossen Sprung ansetzen konnten. Ich ahnte nicht (was für ein Glück, dass wir viele Dinge nicht wissen können), was alles geschehen musste, um unser Leben vollständig zu verändern: Drei Jahre später sollte Maxie sterben!

Warum Ernüchterung und warum Euphorie? Die Freude, wieder mit Maxie und den Kindern vereint zu sein, war verständlich und sehr gross. Auch das Glück, wieder über meine Zeit verfügen zu können und zu schreiben! Ich hatte zwei neue Erzählungen und ein Stück konzipiert und war begierig, mich hinter die Schreibmaschine zu klemmen. Ich gehöre zu den Handwerkern unter den Autoren, die bei der Arbeit nicht leiden, wie manche andere klagen, und doch nur mühselig Stückerarbeit betreiben: Drei Seiten pro Tag zu tippen und dann den Boden umzugraben und wieder von vorne zu beginnen, drei Fassungen, fünf Fassungen von jeder Seite, das war eine beglückende Arbeit, ein erregender Zustand. Handwerker-Arbeit beruhigt bekanntlich die Nerven, indem sie diese auf kleiner Flamme erhitzt! Auch Maxie war glücklich, entlastet zu sein und ihrer schöpferischen Arbeit näher zu kommen. (Abgesehen davon, dass unsere Liebe neu erglühte.) Die Freude, dieses Haus, den Garten wieder zu geniessen, die Besuche der

Freunde ... Und diese eigenartige exotische Atmosphäre, die dieses zweideutige Land für mich immer hatte; eine Exotik (wie uns auch von anderen Besuchern und Gästen der DDR bestätigt wurde), die schwer zu definieren war. Vielleicht jener paradoxe Zustand aus Entfremdung, politischem Druck, Angst und Harmlosigkeit, und dass dieses Land – bei allen schweren Fehlern des Systems – auch eine Art Naturschutzpark bedeutete. Eine Hoffnung für Leute, die fest an eine humanistische Idee glaubten, auch wenn deren Erfüllung noch weit entfernt lag! Im Westen war das Reich der «Freiheit», wie viele Leute glaubten. Aber wir fingen an uns zu fragen: Wieviel uneingeschränkte Freiheit konnte diese Erde noch ertragen, angesichts der wachsenden Weltprobleme, der Armut der Dritten Welt und der hemmungslosen Ausbeutung der natürlichen Ressourcen? «Die neuen Quellen des Reichtums werden durch einen seltsamen Schicksalsbann zu Quellen der Not», sagt Marx.

Doch die Ernüchterung, die ich bei meiner Ankunft verspürte, kam aus der verschärften Wahrnehmung, dass auch hier die Menschen manipuliert waren und ihre Unmündigkeit und Passivität erschreckend! Die zentralisierte Staatsbürokratie herrschte bis in die Privatsphäre hinein. Und doch suchten und fanden viele Menschen mit grosser Erfindergabe jene Nischen, wie sie es nannten, wo sie der alles vereinnahmenden Organisation entinnen und ihrem Ich begegnen konnten. Vielleicht auch daher diese seltsame Exotik – eine Art Leben im Untergrund, im inneren Exil, in der Verweigerung!

Maxie war eine Frau, die das Leben berauschte, die keine Drogen brauchte, die in einer selbstgeschaffenen Euphorie lebte. Es war ihr brennender Wunsch, sowohl in ihren Aufzeichnungen, Briefen und Geschichten als auch im Leben schöpferisch zu sein. Sie verwandelte sich und andere, lebte in den anderen, vermittelte ihnen Kraft, ohne dass ihr das wirklich bewusst war, sie war darin

völlig unschuldig. Und niemals wäre es ihr eingefallen, sich als die Starke, die Überlegene, die Retterin zu sehen, das wäre vermessen gewesen. Sie war im Grunde bescheiden und stets unzufrieden mit sich selbst. Wenn sie anderen half, sich selbst zu entdecken, zerlegte sie sich selbst, entdeckte sie in sich immer neue Strukturen. Ihre grosse Begabung für Freundschaft und ihre analytischen Fähigkeiten hatten sich in unserem Kreis herumgesprochen. Immer häufiger kamen Frauen, um mit ihr zu reden, seltener auch Männer.

Im Oktober kam Ernst Rosenberger aus Paris zu Besuch. Er war damals dreiundsiebzig Jahre alt, und die Farbe seiner Augen war noch nicht gebrochen, sie leuchteten noch! Er verehrte Maxie, liebte sie auf eine merkwürdige kühle und reservierte Weise, aber hatte ihr während der vielen Jahre, da sie sich Briefe schrieben, mehrmals den Vorschlag gemacht, mit ihm zu verreisen, die Schweiz zu durchkreuzen oder sich für ein paar Tage an der Cote d'Azur in Nice oder St. Tropez niederzulassen.

Ich las natürlich seine Briefe, die immer sehr ausführlich und interessant waren. Ich war nicht eifersüchtig, eher verblüfft, was hatte er sich gedacht? Wir waren seit mehr als dreissig Jahren gute Freunde, und nun versuchte er mir meine Frau auszuspannen? Maxie war gerührt und lachte, sie respektierte ihn, auch seine Angebote, aber sie dachte nicht daran, mit ihm zu fahren. Sie kannten einander gut, akzeptierten die andere Art zu leben, und sie waren auch selbstkritisch genug, um zu wissen, dass sie, trotz ihrer Geistesfreiheit, die Realität manchmal verleugneten! Und nun schrieb sie ihm zurück: «Ernst, ich mag Dich sehr gern, aber ich mag auch Ate und denke an sie! Und ich freue mich über jeden Brief von Dir. Wenn ich liebe, liebe ich ganz, mit allem, was ich habe! Du aber, glaube ich, liebst nur Dich selbst. Und wenn Du eine Frau begehrt, ist es für Dich ein Erlebnis im Spiegel, das nur Deiner

Selbstbetrachtung dient, Deinem geistigen Zustand und vielleicht Deiner künstlerischen Arbeit. Nein, ich komme nicht!»

Vielleicht hatte sie nicht ganz recht, vielleicht war seine Liebe stärker! Wir kannten ihn nicht wirklich. Ich habe selten einen so in sich verschlossenen Menschen erlebt. Vielleicht sah er uns so grosszügig, wie er selbst war. Er schätzte Maxies und meine Souveränität offenbar sehr hoch ein. Und wenn ich ihn auch niemals wirklich kannte, er war lange Zeit mein Vorbild gewesen, eine überragende Gestalt! Er besass jenen scharfen Verstand, den grimmigen Humor und bitteren Sarkasmus, von dem ich schon erzählt habe. Aber er zeigte Frauen gegenüber – und manchmal auch Männern – ein sanftes, eigenartiges Lächeln. Er forderte nichts. Er konnte Zuneigung und gewiss auch Liebe in tiefen Zügen geniessen.

Ernst Rosenberger blieb nur drei Tage bei uns. Er war merkwürdig schweigsam und bedrückt. Kein Wort mehr von dem Ansinnen Maxie gegenüber. Er telefonierte jeden Tag mit Ate. Sein Sohn Daniel, damals zwanzig Jahre alt, war geisteskrank. Und sie fürchteten, dass er sich umbringen würde. (Was er dann einige Jahre später auch getan hat.)

54

Im April 1974 fuhren wir mit unserem kleinen Wagen in die Provence. Ich weiss heute nicht mehr genau, warum wir diese Reise, die wir so enthusiastisch vorbereitet hatten, um ein halbes Jahr verschoben. Es werden mehrere Gründe gewesen sein, auch der, dass Maxies Mutter aus Wien kommen musste, um Haus und Kinder zu hüten. Wir nahmen den Weg über München, Tirol nach Italien, fuhren am zweiten Tag der Reise durch die unendliche Kette von Autobahntunnels die italienische Riviera entlang und gerieten in der Mittagszeit des 16. April, als wir die französische

Grenze bei Ventimiglia überschritten, in ein Unwetter, wie wir es noch nie erlebt hatten. Es war eine höllische Fahrt durch Wassergüsse, die wie Katarakte vom Himmel und von den Berghängen stürzten. Von den wundervollen Ausblicken auf Monte Carlo, Monaco, Nice und das blaue Meer, die ich Maxie versprochen hatte, war nichts zu sehen. Die Autobahn war fast leer, die meisten Wagen, die noch unterwegs waren, standen an den Rändern, die Fahrer schiefen wie betäubt, sie fürchteten wohl, die Kontrolle zu verlieren. Ich fuhr unentwegt weiter. Und erst als wir bei Saint-Tropez abbogen, um uns durch die engen Täler des Massif des Maures nach Collobrières durchzuschlagen, hörte der Regen allmählich auf, der Himmel färbte sich veilchenfarben und violett, und an den Seiten der Strasse taten sich tiefe Abgründe auf. Aber noch immer schossen Wildbäche an den Hängen herunter, führten loses Holz, auch Baumstämme und sogar Hausrat von einsamen Berghütten mit sich, überschwemmten die Strasse mit Geröll, so dass wir nur langsam und in einer merkwürdig bangen Erregung weiterkamen. Und dann die Ankunft in dem Ort, wo Jean-Marie Teisseire wohnte, den wir besuchen wollten und der uns auch erwartete. (Wir hatten ihn seit unserem Aufenthalt in Paris 1964, also seit zehn Jahren, nicht gesehen!) Ein Haufen Häuser im Nebel, um eine kleine Kirche auf einem Felsen versammelt und geduckt, wie nasse Schafe um den Hirten. Oft dreistöckige, schmalbrüstige Häuser, die von Wohlstand zeugten und wo noch immer einige Nachkommen uralter Weinbauern-Dynastien lebten. Um sie herum viele kleine würfelartige Hütten, Schuppen und Weinkeller, die nicht mehr benutzt wurden, seit es die «Cooperative» gibt, die den ganzen Wein schluckt, und die oft zu Behausungen umgestaltet waren, wo die Feldarbeiter wohnten, meist Nordafrikaner mit ihren kinderreichen Familien.

Vor dem Hauptplatz mit seinen mächtigen Platanen blieben wir

stehen. Maxie stieg aus, mit einem Gesicht, als wäre sie verzaubert, und patschte barfuss in den tiefen Pfützen herum. Es war fast unnatürlich still. Ich war von all den Eindrücken tief berührt, auch von dem Anblick, den Maxie mir bot. Sie bewegte sich leicht und tänzelnd, wie somnambul, dabei auch ein wenig ungeschickt und voll Anmut durch das stehende Wasser. Und ich wusste in diesem Augenblick – sie verkörperte für mich das Leben, diese entrückte Art, auf der Welt zu sein! Ich konnte nicht aufhören, sie zu betrachten. Ich genoss die Ruhe. Nur von den Hängen hinter der Häuserzeile hörte man das Rauschen der Wasserfälle. Vielleicht sieben Uhr abends, Essenszeit und kein Mensch mehr auf der Strasse zu sehen, nur Katzen, die um die Wasserlachen herum-schlichen. Der Himmel war noch bewölkt und das Dorf von Dunstschleiern verhangen, in der Ferne grollte der Donner des abziehenden Gewitters. Von den Dächern herunter schwelte der weisse Rauch der Ofenheizungen und legte sich über den Boden. Sie verbrannten in den Häusern die abgeschnittenen, alten Zweige der Weinstöcke, ein Feuer, das einen stark aromatischen Duft verbreitet, den man nie wieder vergessen wird! Ich kannte das alles von meinen früheren Aufenthalten im Midi, aber für Maxie war es ein überwältigendes Erlebnis. Ein Schauspiel, an dem wir uns beide nicht sattsehen konnten.

Die Fahrt war in den letzten Stunden vom Unwetter behindert gewesen, hatte in uns aber das Gefühl von rasender Bewegtheit erzeugt. Und plötzlich – dieser wunderbare Zustand gelassener Ruhe! Der offene Platz und die grauen, schäbigen und doch schönen Häuserfassaden ringsum, die Mairie mit den beiden Reihen mächtiger Platanen davor, in dem magisch grünen Licht der Dämmerung ... Kein Menschengesicht zu sehen, aber eine Empfindung, als könnten wir die Mauern durchdringen und das verborgene Leben dahinter betrachten ...

Was hatten wir denn von dieser Reise erwartet, warum diese monatelange brennende Ungeduld, wie vor einer bevorstehenden Erleuchtung? Unvergesslich diese halbe Stunde der Ankunft und eines unbeschreiblichen Glücksgefühls. Ich blieb im Wagen sitzen und schaute gebannt auf diese Bühne und auf Maxie, die wie ein Kind leichtfüßig durchs Wasser tanzte, hin und her ging, tief atmete und die Welt mit glühenden Augen betrachtete. Sie war in der Provence! Sie hatte bereits eine Nase voll von dem Zauber gerochen, von dem ich ihr seit Jahren gesprochen hatte. Und damit fing unser Abenteuer an, über das ich nun ein paar Seiten lang berichten werde.

Später sollten wir uns immer wieder an diese Ankunft erinnern, an die Symbolik darin und dass sich uns zunächst der Himmel und das Land verschleiert hatte, in Wassermassen verloren, um sich wie ein Wunder in einem von milchigen Nebeln verhangenen Augenblick zu öffnen: Jene atemberaubende Stille wie auf dem Theater, wenn der Vorhang aufgeht und wir die Szene mit einem hungrigen Blick erfassen, ein Augenblick der Ewigkeit, da wir uns der Ganzheit des Lebens bewusst werden, ausserhalb des Räderwerks der Zeit, die uns zermahlt – und alle deine Blätter entfaltet sind, alle Schichten deines Wesens entblösst und jede Zelle deines Körpers zum Leben erwacht.

Jean-Marie empfing uns danach mit lautem Geschrei. Er war ein Mensch, der in seiner Freude tobsüchtig werden konnte. Er hatte ein wunderbares Essen vorbereitet und Wein von den eigenen Feldern!

55

Jean-Marie bewohnte mit Frau und Kind das Haus seines Vaters, eine zweihundert Jahre alte, dreistöckige Bruchbude (wie fast alle Häuser im Dorf), die aber innen mit einigem Komfort und fanta-

sierreich eingerichtet war. Er und Françoise malten, töpferen, spielten Klavier, und ihre Kunstwerke zierten die Wände. Sie lasen Bücher, und ein Blick auf ihren Bücherschrank verblüffte uns: Sie lasen die gleichen Bücher wie wir – Aragon, Brecht, Marx und Engels, Balzac, Stendhal, Mérimée, Tschchow, Tolstoi, Gorki, Baudelaire, Celan und so weiter ... In den unteren Etagen lebten die Alten, oben die Jungen. Vom letzten Fenster oben – ein herrlicher Blick über die Dächer von Collobrières, provenzalische Dächer aus roten Ziegeln. Der Vater war ungefähr achtzig und hatte dreissig Jahre lang in der französischen Kolonialarmee gedient. Jetzt arbeitete er noch immer auf den eigenen Weinbergen, ein starker Mann mit einem geteilten Gesicht, das verkniffene Gesicht eines Feldwebels, ein Berserker, ein Patriarch, der seine Frau zum Erlöschen gebracht hatte. Und gleichzeitig ein schweigsamer, manchmal humorvoller Choleriker. Jean-Marie lag offenbar mit dem Vater im Krieg, er kam nach der Mutter, war stark, aber sensibel, heiter und begeisterungsfähig. Jean-Marie wollte gewiss nicht zu enge Kontakte mit seiner Familie und machte uns schon am zweiten Tag den Vorschlag, mit ihm in die Berge zu fahren. «Ich habe drei Tage frei», sagte er, «und möchte euch Le Peyrou zeigen!»

«Was ist Le Peyrou?» fragte ich. Er lachte durchtrieben und fing an zwei Körbe mit Essen, Weinflaschen und allerlei Leckerbissen zu füllen. «Lasst euch überraschen!» sagte er, und seine Augen leuchteten fröhlich. Dann fuhren wir in seiner alten Deux-chevaux aus Collobrières heraus und über holperige Forstpfade, die unseren Wagen zerbrochen hätten, einen Berg hinauf.

Le Peyrou, das bedeutet einen dichtbewaldeten Berghang, unter einer wüsten Felsenkrone zwischen den grünseidenen Hügeln der Provence. Unter den Wipfeln uralter Kastanien – ein Steinhaus, von Efeu umrankt, ein Schafstall.

Darüber ein einziger Wohnraum für den Hirten, ein offener Kamin darin, mit grossen Scheiten trockenen Holzes, fertig zum Anzünden. Ein breites Matratzenlager in der Fensterecke, auf dem sich bequem vier Personen ausstrecken können.

Ferner findet man zwei zerbrochene Baststühle, einen wohl hundert Jahre alten hinkenden Tisch und einen Wandschrank, wo immer ein paar Konserven bereitliegen, zwei verstaubte und mit Spinnweben umgarnte Flaschen Vin rosé, Côtes de Provence, von jener kräftigen Sorte, die eine gute Unterlage von Fleisch und Nudeln verlangt, weil der Wein sonst sofort in den Kopf steigt. Über dem Kamin verschiedene Pfannen, Töpfe und Teller und die Kiste unter dem Tisch mit Reis, Mehl und Zucker, in Papiersäcken, zum Teil von Nagern angefressen und in der Kiste verstreut. Jemand hat Kartoffeln in der Kiste liegenlassen, wie unvernünftig, es sind nur noch verschimmelte Reste davon da. Ein ganzes Weissbrot haben die letzten Besucher vergessen, Steinhart ist es geworden und von innen ausgehöhlt. Darin haben die Mäuse ihre Jungen auf gezogen. Wenn wir die Kiste öffnen, bekommen wir eine Ahnung von dem paradisischen Dasein in Le Peyrou!

Um es gleich vorher zu sagen – wir haben in den darauffolgenden drei Jahren Jean-Marie mehrmals besucht und dann unser Quartier für einige Tage in Le Peyrou aufgeschlagen. Der Schlüssel zum Haus liegt in einer Mauerspalte versteckt, nur Eingeweihten bekannt. Vom Haus zur Quelle sind es vielleicht zwanzig Schritte, das Wasser fällt über einen grossen Stein und füllt eine Mulde, man kann darin baden, Früchte waschen, Wäsche spülen.

Der Schafstall liegt etwa sieben Kilometer von Collobrières entfernt, zwanzig von Saint-Tropez, sechzig von Nizza, einhundertzwanzig von Marseille, neunhundert von Paris und siebzehnhundert von Berlin. Es ist für längere Zeit unser gedankliches Zen-

trum, eine Wirklichkeit, eine Utopie. Le Peyrou bedeutet für uns einfach das billige Quartier und den Ort, um sich zu sammeln, auszuruhen von den letzten Strapazen der Reise – auch wenn wir nicht dort sind. Es bedeutet die echte Bouillabaisse, wenn Jean-Marie da ist, um sie zu kochen, und den südlichen Wein, der das träge Blut verdünnt. Lange schweigsame Fussmärsche durch die Lavendelwildnis, gebratene Kastanien, Weintrauben direkt vom Stock, wenn wir bei der Ernte helfen. Und viel kleine, mühsame Arbeit beim Feuermachen, Essen holen und zubereiten, den Tisch vor die Hütte tragen, wieder hineinschleppen, Wasser schöpfen, Geschichten erzählen und hören, und dabei in die Glut stieren und meditieren. Der Mensch lebt auf verschiedenen Ebenen, und er hat ein geistiges Zentrum – die Familie, den Beruf, eine grosse Idee, Geld oder Gott oder die Liebe zum Spargel. Eine Landschaft kann es nicht sein? Ein Schaf stall, in dessen Geruch du verschossen bist. Denk an Le Peyrou, und du wirst ganz ruhig werden.

Hör auf zu träumen!

Ach, das herrliche Leben der Mäuse in unserem Weissbrot vom letzten Herbst.

Du spinnst, wach endlich auf!

Was gibt es heute zu essen?

Riechst du es nicht?

Eine Omelette, würde ich sagen, riecht gut. Aber fehlt da nicht etwas? Und jetzt die fundamentale Frage, die eines Tages, mitten in einem langen, öden Winter auftauchen wird: Haben wir noch Knoblauch aus Collobrières?

Jean-Marie Teisseire hat uns auch ein anderes kleines Haus angeboten, am Rande der Wildnis, von aromatischen Pinien eingeraht, von Zypressen bewacht, es steht seit einigen Monaten leer.

«Es gehört einem Bruder meines Vaters», sagt Jean-Marie, «werde mit ihm reden, wird nicht viel Pacht kosten. Zieht doch hier ein, bleibt bei uns im Süden!»

Das kleine Haus steht leer, junge Leute aus Dänemark haben hier gewohnt, mit Kindern und zwei Ziegen, haben gearbeitet, gesungen, geschwiegen, lange Briefe geschrieben, Träume ausgebrütet und sind wieder weg. Die Kinderbadewanne aus Zinkblech ist dageblieben, der Schaukelstuhl, brennrot lackiert, die Teller noch auf dem Küchentisch von der letzten Mahlzeit, Kanne und Kaffeemühle am Kaminsims, von Spinnweben verklärt. Spuren im Sand vor der Tür, von Menschenfüßen. Woher waren sie gekommen, wohin gingen sie?

Die Menschen kommen aus ihren erstickten Städten und suchen ein Stück Land, eine Hütte, wie man die vergessenen Mütter sucht. Sie fahren die Strassen hinauf und hinunter, bis sie endlich unentschlossen in ein Stück Wiese einbiegen und das Essen auspacken. Sie tragen Jeans und hübsche gestreifte Pullover, Kinder johlen, der Hund jagt die Eidechse, die eben im Busch verschwand, die man selten zu Gesicht bekommt, grün schillernd wie Jade und Amethyst. Die jungen Frauen haben ein gefrorenes Lächeln auf den Lippen, die Kälte der Friseursalons und Schaufenster ihrer ausgeglühten, von Neonlicht sirrenden, feindseligen Stadtstrassen, woher sie kommen. Sie durchstreifen die nahen Kastanienwälder, schnuppern, schnauben, saugen sich voll mit Gerüchen. Kuscheln sich dann in die mit Duft gepolsterten Nächte, horchen auf den

untröstlichen Schrei der Eulen. Manche kommen, mieten ein Haus, einen Bungalow, von Ungewissheit gepeinigt, von der Urangst der aus dem Paradies Gejagten, warten, suchen, sinnen. Aber eines Tages packen sie ihre Koffer in den Wagen und verschwinden. Haben nicht gefunden, was sie suchten.

Drüben, auf der anderen Seite unseres Berges wissen wir ein uraltes Haus aus unbehauenen Steinen, das wir manchmal besuchen. Hippies hatten das Haus und das Grundstück gekauft. Sie züchten dort oben wilde Menschenkinder, einen Haufen Katzen, Hühner, Ziegen und Flöhe. Unterhalb des Wohnhauses, in Felsen gebettet, schmücken sich zwei kleine Schafställe mit Hundskraut und Kletterwurz, vor vielleicht zehn Generationen aus Feldsteinen gefügt, mit grossen Löchern in den Wänden, wo der Mistral durchbläst und jeder beobachtet wird, der sich nähert. Denn dort hielten sich jahrelang ein paar junge Kerle verborgen, baumlange Schwarze, amerikanische Deserteure, Männer mit Bärten, die ihre Militärpapiere verbrannt hatten und nun Zen studierten, die Bibel, Freud, Wilhelm Reich, Sartre, Hegel, Engels und Marx.

Wenn sie ins Dorf hinunterkommen, um ihre dürftigen Einkäufe zu besorgen, beobachtet die Bevölkerung sie mit scheelen Blicken. Die Männer gehen in ausgefransten Jeans, die jungen Frauen tragen lange Zigeunerkittel und nichts darunter. Hippies, Blumenkinder, Zugereiste, die den Vietnamkrieg flohen, sie kommen mit schrottreifen Wagen gefahren, kaufen Mehl, Zucker, Salz, Zwiebeln, Knoblauch, Bananen und Brot. Oben vor dem Haus entdecken wir eine Tafel, an einen Baum geheftet.

*Ici est L'Espoir
de trouver
quelque chose d'autre.
Ne le gâche pas!*

*Here, there is
hope of finding
something else.
Don't spoil it!*

Hier ist Hoffnung, etwas anderes zu finden. Zerstört es nicht!

Inzwischen ist es Oktober geworden, die Tage werden kürzer, die Ernte ist abgeschlossen, und man kann noch in der Sonne sitzen und sich vollsaugen mit Duft und Stille, auf diesen scheinbar grünsamtenen, in Wahrheit aber stacheligen Hügeln, deren Grate und Schluchten wie geheime, nur den Mystikern bekannte Zeichen ausgerichtet sind nach der Montagne Saint-Victoire, dem Plateau de Vaucluse, dem Lubéron-Gebirge und dem sie alle krönenden sagenumwobenen Mont Ventoux, dessen zweitausend Meter hoher, strahlend weisser Kegel an manchen Tagen im Norden zu sehen ist.

Am 26. April 1336 schreibt der grosse Francesco Petrarca nach der Besteigung des Mont Ventoux an einen Freund den Brief, in dem er Augustinus zitiert: «Und es gehen die Menschen, zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahinfließenden Ströme und den Saum des Ozeans und die Kreisbahnen der Gestirne, und haben auch nicht acht ihrer selbst!»

57

Jean-Marie fährt uns mit seiner Deux-chevaux durch die Gegend, zeigt uns sein Dorf, die toten Strassen (seitdem viele junge Leute abgewandert sind), die Strasse der Pferdeställe, in denen heute nur Mäuse und Spinnen wohnen. In manchen Strassen ist Jedes zweite Haus zu verkaufen, «ä vendre» steht mit Kreide oder schwarzer Farbe an das Tor geschrieben. Dieses und Jenes Haus ist schon verkauft. Aber wo sind die neuen Besitzer? Er weiss es nicht. Manche Leute kaufen einfach als «Kapitalanlage» (übrigens auch viele Deutsche), andere vielleicht im Vorbeifahren, überwältigt von ei-

ner Idee, einer Utopie, einem Traum! Ein uralter Traum, in immer neuen Variationen: sich davonzumachen aus der Leistungs- und Konsumgesellschaft, sein Leben völlig zu verändern! Und dann merken sie, dass das nicht geht und sie nicht genug Energie, nicht die Entschlusskraft haben und nicht genug Geld für die Investitionen, die notwendig sind, um das Haus bewohnbar zu machen. Aber die Häuser verfallen und werden von nächtlichen Besuchern geräubert und zerstört, von jenen, die eine billige Form der Materialbeschaffung entdeckt haben.

«Meinst du, sie werden eines Tages kommen und mit dem Bauen beginnen?»

«Einige gewiss», sagt Jean-Marie, «anderen genügt es vielleicht, im Grundbuch verzeichnete Besitzer zu sein. Das ist eine Ideologie, verstehst du? In den Mittelschichten Frankreichs wird nichts so hoch eingeschätzt wie Besitz. Jeder, der eine Wiese erbt oder erworben hat, hängt sofort eine Tafel an den ersten Baum mit der Inschrift: ‚Propriété privée, entrée interdite!‘ Und erst jetzt kommt er sich als vollwertiger Mensch vor!»

«Übertreibst du nicht?»

«Wenn man unsere Geschichte analysiert, die Hintergründe der absurden Schlächtereien, die Kriege, die Geldgier, die Raffsucht, die Grausamkeit der Reichen und der Herrschenden, aber auch den giftigen Neid und die Hoffnung der Fussvölker und Beamten, eines Tages in die gehobenen Klassen der Besitzenden einsteigen zu können, dann stösst man meist auf diese Haltung, es geht immer um Interessen, sonst nichts. Und es sind immer Interessengruppen, um die sich alles dreht!»

Jean-Marie Teisseire arbeitet als Pfleger in einer psychiatrischen Klinik in Marseille. In sein Heimatdorf kommt er zum Wochenende, in den Ferien, zur Weinernte oder wenn er von einem Ver-

wandten als Helfer dringend gebraucht wird, dann nimmt er unbezahlten Urlaub und wechselt für ein paar Wochen den Beruf.

Er hat vor Jahren – nämlich damals, als wir ihn in Paris kennenlernten, ein Studium begonnen und nicht vollendet, hat sich als Maler versucht, als Dichter, zwischendurch arbeitet er im Weinberg seines Vaters, seines Onkels, seiner Schwester. Nur durch den Zusammenhalt der Familien können die kleinen Weinbauern existieren! Er ist ein vitaler Bursche, neugierig und lebenshungrig, der unsere Tagespläne eifersüchtig kontrolliert: «Was für ein Buch wollt ihr eigentlich machen, über Weinbau und Lavendel, über den verdamnten Tourismus, der die Provence zerstören wird, über die Hippies, über den Eskapismus?» – «Ich weiss es noch nicht», sage ich darauf. Er sprüht vor Ideen und Vorschlägen, fährt uns mit seinem alten Wagen weit herum, redet, erklärt, gestikuliert; dann wieder seine leisen Stunden, melancholisch, zweifelnd an sich und der Welt. Ein verlässlicher Freund, aber plötzlich nicht mehr vorhanden. Liebenswert, grosszügig und uneigennützig. Er verehrt Maxie, himmelt sie an, ist er in sie verliebt? Nach wenigen Tagen schon gehören wir – dank seiner Begleitung – zum Bestand des Dorfes, niemand beachtet uns weiter.

Jean-Marie möchte uns die Riviera zeigen, den Luberon und die Gorges du Verdon, eine gigantisch tiefe Schlucht. Auf keinen Fall, erklärt er uns, dürfen wir ohne ihn abfahren, er will noch weitere zwei Wochen Urlaub nehmen, um uns zu begleiten (wie er es 1962 in Paris getan hat)! Und ausserdem fährt er den gelben Wagen der Post, vertritt für eine Woche einen Vetter, der irgendwo in höhergelegenen Gebieten seinem Schwager bei der Ernte hilft. So lange müssen wir noch warten! An den Abenden versorgt er uns mit seinen Erfahrungen, mit Geschichten, die wir auf keine andere Weise hätten hören können! Die Post ausliefern bedeutet hier waghalsige Exkursionen in hochgelegene und versteckte Gebiete, über selten

befahrene, schwierige Bergstrassen, wo man einem entgegenkommenden Wagen nur durch gefährliche Manöver ausweichen kann. Und der Postbote bringt nicht nur Briefe, Pakete und Zeitungen, sondern befördert auch Lebensmittel, Brennstoff und Medikamente, erledigt vertrauliche Botengänge, besorgt Eingaben und Nachforschungen für die Alten, die irgendwo auf vergessenen Höfen ausharren. Er wird Vertrauter bei Todesfällen, Erbschaftsangelegenheiten und Hochzeiten und vor allem – er ist postillon d’amour in manchmal äusserst verzwickten Liebesangelegenheiten. Sein Extralohn? Manchmal ein Hähnchen, ein Ferkel, ein Lamm, ein Korb voller reifer Feigen oder Birnen, ein Säckchen voll seltener Kräuter, auf unbekanntem Lichtungen gepflückt, Edelpilze, Kastanien, manchmal vielleicht ein Geldschein. Wie in vielen Ländern sind die Beamten in Frankreich schlecht bezahlt, sie müssen ihr Einkommen ein wenig aufbessern, was naturgemäss zu Bestechung führt.

«Korruption kann man das nicht nennen», sagt Jean-Marie durchtrieben lachend, «es sind doch alles deine Freunde, du wirst doch noch das Recht haben, deinen Freunden zu helfen?»

Es gibt wahrscheinlich noch unzählige andere Gefälligkeiten, die der Postbote im Laufe der Jahre zu bieten hat. Erste Bedingung: absolute Verschwiegenheit! Er geht nicht in die Kneipe und erzählt, was er gesehen hat! Reich wird er dabei nicht werden, aber immer ein gutes Auskommen haben, zumal er die verschiedensten Geschäfte vermitteln kann und auch selbst Besitzer von Grundstücken ist und zwei- bis dreitausend Weinstöcke sein eigen nennt! Die Beziehungen der Menschen sind patriarchalisch verwickelt und äusserst subtil.

Jean-Marie hatte auf seinen Fahrten mit dem Postwagen durch die verlorenen Siedlungen der Umgebung mehrere deutsche Maler kennengelernt, die völlig zurückgezogen in uralten Bauernhäusern wohnten, wie er uns erzählte. «Es gibt wahrscheinlich Hunderte deutscher Maler im Midi», sagte er. «Auch Amerikaner, Holländer, Dänen und Schweden, aber die Deutschen sind in der Mehrzahl. Warum malen sie, ziehen sich auf eine wortlose Kunst zurück? Das muss doch einen Grund haben?» Mit einem von diesen Typen – und die meisten seien ziemlich skurrile Figuren – wollte er uns bekannt machen, einem Amerikaner! An einem Sonntag packte er einen Korb voll mit Essen und Trinken und nahm uns mit. Wir fuhren eine Stunde lang durch ödes, unbewohntes Gebiet in Richtung der Chartreuse de la Verne, bis zu einer Siedlung von vielleicht drei Häusern, an einem Berghang. In einem würfelförmigen, hellblau gestrichenen Haus hinter einem Lavendelfeld trafen wir den Amerikaner. Er sass auf der Terrasse und malte ein Aquarell. Er freute sich riesig über den Besuch, Jean-Marie Teisseire hatte ihm von uns erzählt, und er war begierig, mit uns zu reden. Ein mittelgrosser, sehr schmaler, aber geschmeidiger Mann mit einer grau-weissen, langen Haarmähne, die ihm über die Schultern hing. Er strahlte Ruhe aus, schien aber doch auch merkwürdig trunken zu sein, aber nicht von Alkohol, wie wir bald merkten. «Ich heisse Nathan Stern», sagte er lachend, «und wie heissen Sie ... Wander?» Er habe früher Rappaport geheissen, aber sein Vater sei ein Snob gewesen und habe den Namen geändert. Natürlich sei er kein Amerikaner, er sei in Prag geboren, habe in Wien gelebt, dann zwanzig Jahre in New York, schliesslich drei Jahre in London und Paris und dann sei er hierher in den Süden gezogen. Er sprach gut Deutsch, aber mit einem betont amerikanischen Akzent. «Wissen

Sie, ich bin ebenso ein Snob wie mein Vater und habe alle Dummheiten gemacht, die andere auch machen. Aber ich kann auch meine Haut wechseln wie andere die Hemden ...» Er sei ein Rosstäuscher, ein Chamäleon, ein Plagiator, er male frei nach Matisse und Cezanne. Wir würden es gleich merken, wenn wir uns bei ihm umsehen. Er habe natürlich einen amerikanischen Pass und sei amerikanischer Soldat gewesen. «In Wirklichkeit bin ich ein verdammter Jude, verstehen Sie?» Und was für einer! Ich könne bei ihm in die Lehre gehen, er habe hier bei den Guten Leuten vom Midi zu Gott zurückgefunden, sei ein Gnostiker geworden, ein Chassid, ein Katharer wie Joseph Delteil! «Einfach leben, mit fast nichts, aber in Freuden! Verstehen Sie? Sie verstehen mich, ich sehe es an Ihrem Gesicht!»

Er redete wie aufgezogen, und wir waren vom ersten Augenblick an Verbündete. Er betrachtete Maxie neugierig und mit kaum verhohlenen Entzücken. Und sie war fasziniert von dem Haus und der Umgebung, Felsen, Wald und Wiese, eine Mönchsklausur, pastellblau gestrichen, schlicht und schön und wie mit dem Pinsel in wenigen Strichen skizziert. Mit Gras zwischen den Steinen auf der Terrasse, mit Spinnweben in den Winkeln der Fensterstöcke und Eidechsen, die sich auf den Steinen sonnten. Mit Sträuchern ringsum, die das Haus in Duft hüllten.

Nathan Stern war vielleicht sechzig, ein Mann mit neugierigen, lebenshungrigen Augen, einem roten Gesicht (zu hoher Blutdruck! dachte ich), von rätselhafter Energie geladen und der Lust zu gefallen! Er hatte in Amerika als Schneider gearbeitet und dann eine Fabrik aufgemacht. «Der amerikanische Traum hatte mich gepackt. Was das heisst? Ein Vermögen machen und zur Schau stellen! Ein Konformist, Geld machen war alles. Lächerlich! Verstehen Sie? Ich war ein lächerlicher Mensch!» Und dann geschah das mit dem Autounfall, seine Frau sass neben ihm und war sofort tot. Er sei erst nach drei Tagen aufgewacht, dann aber ganz und

gar! Er habe alles verkauft und Amerika verlassen. Wollte immer schon zurück nach Europa! Und ob wir wüssten, warum so viele Künstler hierherkommen, in den Süden? Sie wollen der Lächerlichkeit entfliehen! Sie erwarten Egalité, Fraternité, Liberté, Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit, die Losung der Französischen Revolution. Sie denken, die Provence bedeute Ziegenkäse, Wein, romanische Kirchen und innere Ruhe, die Begegnung mit dem Ich! Aber man könne vor seinem Schicksal nicht flüchten. Man kann nur eines tun – die vollständige Lösung von sich selbst. Von deinem Narzissmus musst du dich lösen, von deinem verdammten Ego!

Er zeigte uns eine schreckliche Narbe am Hinterkopf, verdeckt von seinem langen Haar. Das sei von dem Autounfall gewesen, und er habe drei Tage im Koma gelegen, ehe er wieder aufwachte. «Und dann war ich ein anderer Mensch. Man kann das niemandem erklären, der es nicht selbst erlebt hat. You know?» Wie ein echter Geschichtenerzähler berichtete er alles mehrmals und jedesmal von einer anderen Warte. Jean-Marie hatte inzwischen den Korb aus dem Wagen geholt, sie stellten einen groben Holztisch auf die Terrasse, Nathan Stern brachte Teller und Messer heraus, Gläser und noch eine Flasche Wein. Und dann assen wir vergnügt: verschiedene wunderbare Käse, selbstgemachte, scharf gewürzte Bauernwurst, Tomaten und Paprikas, goldene Früchte, gutes, weisses Brot, frisch vom Bäcker, und dazu den guten Wein, vom eigenen Weinberg. Nathan Stern glühte: «Wissen Sie, ich lebe hier sehr dürftig, nicht weil ich arm wäre, ich bin nicht arm. Aber die Katharer haben dreimal die Woche von Brot und Wasser gelebt! Sie predigten Armut und Verzicht, sie haben sich vom Ego gelöst und zu Gott gefunden, einen direkten Zugang zu Gott haben sie entdeckt...»

Maxie stand immer wieder vom Tisch auf, tänzelte auf ihren hübschen Beinen herum, schaute sich alles an, in ihrer etwas unbe-

holfenen und anmutigen Art, auch die Bilder im Innenraum betrachtete sie mit einem entrückten Gesicht und leuchtenden Augen. Nathan Stern lächelte mir verschwiegen zu. Er schien mich zu beneiden, schien sich seiner Einsamkeit bewusst zu sein. «Wis- sen Sie», sagte er leise, «ganz so verloren bin ich nicht ...» Er hat einen kleinen Fiat, mit dem fährt er jeden Abend nach Grimaud oder in ein anderes Dorf, wo es eine Gemischtwarenhandlung gibt und ein Bistro. Dort sitzt er eine Stunde, trinkt ein Glas köstlichen Wein und labt sich am Anblick der Menschen. «Menschen sehen, das ist wie eine Droge, ohne die wir nicht leben können!» Und man könne die Bewohner des Languedoc und der Provence nicht verstehen, wenn man nichts von der Katastrophe und dem Geheimnis der Katharer wüsste. Was der Kreuzzug gegen die «Ket- zer» bedeutet habe? Er war nichts anderes als ein Vorwand des französischen Königs, um den ganzen Süden zu erobern. Die Katharer predigten Armut, Gewaltlosigkeit und Duldsamkeit. Und sie assen kein Fleisch. «Du darfst nicht töten» nahmen sie ernst! Was für eine riesige Gefahr für die Kirche, wenn diese neue Reli- gion um sich griff! Die Kirchenfürsten zitterten um ihre Macht, verdamnten Tausende Katharer zu einem grausamen Tod auf dem Scheiterhaufen! Im Jahre 1209 haben die Kreuzfahrer in Bé- ziers an einem Tag 30'000 Menschen, auch viele «Rechtgläubige», buchstäblich abgeschlachtet. Der tiefe, tragische Bruch zwischen Katholiken und Albigensern lässt sich hier nie vergessen. Aber jahrhundertlang waren diese Schrecknisse, die Massenmorde im Namen Christi, ein Tabu. Man redete nicht darüber. Erst in den siebziger Jahren unserer Zeit wurde wieder über die Katharer ge- redet, brachten die Medien Berichte, Artikel und Filme, die ganz Frankreich aufrüttelten.

Wir haben Nathan Stern noch zweimal besucht. Und haben zwi- schendurch auch mehrere Tage und Nächte in Le Peyron zuge-

bracht, um uns zu entspannen und Aufzeichnungen zu machen. Dort fragte mich Jean-Marie wieder einmal: «Was für ein Buch soll das werden? Vielleicht schreibst du über die deutschen Maler in der Provence, die sich hier verkrochen haben. Könnte doch interessant sein?»

Ich wusste noch immer nicht, was für ein Buch ich schreiben würde. Und vielleicht schrieb ich mein Leben lang an dem gleichen Buch und würde nie damit fertig werden! Es musste reifen in mir. Und heute, während ich darüber sinne, denke ich an die beiden wunderbaren Bücher von Primo Levi: «Ist das ein Mensch?» und «Atempause» und an seine prophetischen Worte: «Da merken wir zum erstenmal, dass unsere Sprache keine Worte hat, diese Schmach zu äussern, dies Vernichten eines Menschen.» Dann, etwas weiter: «Und werden wir reden, so wird man uns nicht anhören, und wird man uns anhören, wird man uns nicht verstehen!»

59

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Marseille beschlossen wir eine Fahrt zu den riesigen Steppen- und Sumpfgeländen der Crau und Camargue im Delta der Rhone. Die Rhone trennt bekanntlich das Languedoc von der Provence, die Crau liegt demnach auf der Seite der Provence und die Camargue im Languedoc. Auch bei der Durchfahrt von Fos-sur-Mer, einem neuen Industriegebiet, wollten wir Fotos machen. Bald nach der Ausfahrt aus den Vororten von Marseille klettert die Strasse über einen Berg, den letzten Ausläufer der Chaîne de l'Estaque, einer sanften Bergkette – und plötzlich hüllen uns dichte Staubwolken ein, aufgewirbelt von den Dinosauriern unseres Zeitalters, den Bulldozern und riesigen Baumaschinen. Hier oben, von wo man am Horizont die

gigantischen Öltanks von Fos bereits sehen kann, wird gebaut, es sieht wie eine Festung aus, und wir wissen noch nicht, ob es sich um ein Kraftwerk, eine Pumpstation oder ein Hotel handelt. In der Zeitung haben wir die Bemerkung eines Kritikers von Fos gelesen: «Sie bauen Kathedralen in der Wüste!»

«Fos ist das grösste Abenteuer Frankreichs», hatte uns einjournalist erklärt, «seit dem Kreuzzug gegen die Albigenser!» Was er mit dem Abenteuer meinte, merkten wir erst, als wir alles gesehen hatten. Gegen Abend erreichten wir einen Hang, von dem wir einen faszinierenden Ausblick hatten: Vor uns lag der grösste Brackwassersee Südfrankreichs, Etang de Berre, noch im Deltagebiet der Rhone, eine viele Kilometer weite grünblaue Fläche, eingefasst von den Perlenketten grell erleuchteter Strassen, Brücken, Hafenanlagen und den aus Tausenden Scheinwerfern angestrahlten Kraftwerken und Raffinerien, wie auch dem Flughafen von Marseille.

Einen heftigeren Schock als beim Anblick dieser utopischen Landschaft kann man sich nicht denken, nach der wüstenhaften Ode der Chaîne de l'Estaque. Das kleine Fischerstädtchen Martigues, am Fusse des Berges, auf dem wir stehen, wird zerschnitten von Eisenbahntrassen, Pipelines, Kanälen und einer Autobahnbrücke, die wie ein Spinnfaden in schwindelnder Höhe von einer Bergkette zur andern über Wasser und Stadt hinwegführt. Der Himmel im Westen ist von der untergehenden Sonne blutrot bis orange, mit dunkelbraunen und grünen Flecken dort, wo die Raffinerien ihren verpesteten Atem ausstossen und die Rauchwolken leuchten und heftig quirlen von den Luftwirbeln der brennenden Gase. Die Idee, aus Fos «das Ruhrgebiet des Mittelmeers» zu machen, kam aus Marseille und ist bald zwanzig Jahre alt. Zehn Jahre lang löcherten Interessengruppen Paris mit Vorschlägen und Projekten, bis endlich grünes Licht gegeben wurde. Und dann überschlugen sich die Gazetten in Begeisterung und wilden Prophe-

zeiungen: In Fos-sur-Mer würde das grösste Industriegebiet Westeuropas entstehen, Fos sei «die Brücke zum 21. Jahrhundert», und ähnliche Übertreibungen mehr. Auf einem wüstenhaften Gebiet von rund 20'000 Hektar sollten die grössten Stahl- und Ölkonzerne der Welt ihre Niederlassungen bauen, rings um den Golfe de Fos, der als einer der tiefsten des Mittelmeeres gilt und daher relativ geringe Investitionen erfordert, um Kais für Riesentanker zu errichten. Der Ölhafen von Lavéra, Kernstück des neuen Industriegebietes, war schon Anfang der siebziger Jahre in Betrieb. Um ihn herum haben einige der grössten französischen Konzerne Raffinerien, ein Kraftwerk und verschiedene Pipelines angelegt. Noch findet man an den Autostrassen, welche das Gebiet aufschliessen sollen, vereinzelte Sümpfe mit Schwärmen von rosaroten Flamingos, in der Wüste verstreute Parkplätze voll von Wohnwagen der modernen Nomaden, aber auch Zelte und Kanisterstädte der «frisch importierten» Arbeiter aus Nordafrika. Längst sollten alle diese Improvisationen festen Siedlungen gewichen sein. Aber die kühnen Träume der sechziger Jahre waren vom Winde verweht!

Der grösste Stahlkonzern Frankreichs, De Wendel-Sidélor, mit dem Stammsitz in Lothringen, hatte sich mit seiner Niederlassung in Fos verkalkuliert und meldete bald mehrere hundert Millionen Francs Defizit an. Die Staatskasse erklärte sich bereit, auf Kosten der Steuerzahler natürlich, einen Teil der Investitionen zu übernehmen. Auch die Gruppe Usinor, der zweitgrösste Stahlproduzent Frankreichs, wurde durch hohe Zuschüsse animiert, sich an dem Abenteuer zu beteiligen. Auch Shell, Esso, Total und andere sollten sich hier ankaufen. Aber was ist eigentlich daraus geworden? Die seit einigen Jahren überall an den breiten Autostrassen in grellen Farben leuchtenden Firmenschilder sind von Wind und Wetter verblasst. Und ob die weithin silbern leuchtenden Aluminium-Riesentanks von Shell gefüllt sind, weiss niemand. Denn die

grossen Bosse der Superkonzerne sind vorsichtig geworden und trauen dem Abenteuer nicht mehr. In Fos haben indessen verschiedene Grossbetriebe die Arbeit eingestellt, und Zehntausende Arbeiter – vor wenigen Jahren erst angeworben – sind arbeitslos. «Der Kapitalismus bringt immer neue Formen des Menschenhandels und der Ausbeutung hervor», sagt uns ein junger Gewerkschafter der CGT in Martigues, «was hier in den letzten Jahren geschehen ist, spottet jeder Beschreibung!» Zehntausende Arbeiter wurden von weit her gebracht, aus Marokko, Algerien, Tunesien, aus Portugal, Spanien, Italien und der Türkei. Sie unterschrieben die Arbeitsverträge, wurden zur Arbeit eingewiesen – und fertig! Für nichts war gesorgt, weder für Unterkunft noch für Verpflegung. Ein Chaos! Die Verantwortlichen der Betriebe und die Behörden stellten sich taub und blind. In der ersten Periode wurde jeder Schuppen, jedes Bootshaus, jeder Hühners tall zur Schlafstelle gemacht. Jahrelang lebten viele Arbeiter in Zelten, in Hütten, und der Mistral liess sie oft nicht schlafen. Die erste Überschwemmung, nach einem viertägigen Regen, verursachte eine Katastrophe. Man musste die Leute mit Booten aus dem Delta herausholen. Aber wohin mit ihnen? «Wir haben bis jetzt bereits vierzig Todesopfer zu beklagen», sagt der Gewerkschafter. «Nicht zu reden von den Kranken. Niemand weiss, wie die Menschen hier leben, die in siedender Hitze gearbeitet haben, in Staub und Dreck, und dann ihre Nächte auf Strohsäcken, in verwanzten Baracken oder auf dem nackten Boden zubringen mussten, immer in der Hoffnung, dass die da oben ein Einsehen haben werden!»

Natürlich entwickelte sich eine unverschämte Spekulation mit Wohnräumen und allem, was die Arbeiter brauchten. Jeder, der ein Dach besass, eine Scheune oder die Schlaueit aufbrachte, stillgelegte Ziegeleien, Salinen und verlassene Bauernhöfe in Massenquartiere umzuwandeln, konnte rasch ziemlich viel Geld ver-

dienen! – Wir haben die blauen, den Himmel spiegelnden, seichten Tümpel und Lagunen gesehen, salziges Brackwasser, voll von rosaroten und weissen Flamingos, die sich an die dumpfen Schläge der Schmiedehämmer, drüben im Walzwerk, gewöhnt haben, aber erschreckt aufflattern beim Schrei eines brünstigen Esels. Irgendwo in dieser Salzwüste der Crau haben die klugen Leute angefangen, den stinkenden Müll von Marseille in die Wasserlöcher zu schütten. Und was wird aus den Flamingos? Und wenn alle Mammut-Zukunftsprojekte Wirklichkeit werden – auch die auf 180 Kilometer Küste geplanten Ferienparadiese –, wenn alle Löcher im Schwemmland mit Abfall und Müll verstopft werden, die Vögel verschwinden, wenn für die Stier- und Pferdeherden in der Camargue kein Platz mehr ist, wenn es täglich zweitausendfünfhundert Tonnen Schwefeldioxid über dem Gebiet von Fos regnet, wie man ausgerechnet hat, und alle Himmel gelb, grün und schwarz sind – wenn die Strandparadiese und die Renommierpyramiden von La Grande Motte vollgestopft sind mit verdammten Touristen und wiederum leer werden, weil man dann im Mittelmeer nicht mehr baden kann, und wenn, wenn ... Wie bitte schön soll man sich das wundervolle Languedoc, die Provence, das «Florida Europas», die Perle der Konsumgesellschaft, eigentlich vorstellen?

An der schnurgeraden, glänzenden, wie mit Wachs geschniegelten Autostrasse, die nach Arles führt, passierte es dann, dass wir eine vage Antwort auf diese Frage bekommen sollten. Eine Antwort? – Wir hatten seitwärts von der Strasse eine spiegelnde, in der Mittagshitze flimmernde Wasserfläche erblickt, mit einer lebhaften Kolonie von fantastisch schönen Flamingos. Wir rollten von der Strasse herunter, packten die Kameras aus, steckten die Teleobjektive dran und machten uns, fiebernd vor Jagdleidenschaft, auf die

Pirsch. Den Hintergrund des grandiosen Bildes bildeten ein Dutzend riesiger in der Sonne metallisch funkelnder Öltanks, die einen harten Kontrast zu den Flamingos boten. Während wir durch den heissen Sand stapften und einige «Investruinen» umgangen hatten, gerieten wir unvermutet an einen alten, mit ausgedörtem Gras bewachsenen Damm. Dahinter erhoben sich weissleuchtende Pyramiden von Salz. Grosse, seichte Becken, mit Wasser gefüllt, das in schmalen Kanälen vom Meer herangeführt wird. Andere Becken waren schon ausgetrocknet, und ein kleiner Bagger schob das in der Sonne gebleichte Salz vor sich her, um es aufzutürmen. In den uralten Salinen arbeiten nur noch wenige Hände, auch hier hat die Maschine die Menschen verdrängt. Die Flamingos hatten wir aus den Augen verloren. Dafür kamen wir ein paar Hütten näher, einer *bidonville*, die wir schon aus der Ferne entdeckt hatten, versteckt hinter einem halb verfallenen Schuppen, der zu einer aufgelassenen Saline gehörte.

Auf einem Pfad zwischen Damm und Saline kam uns ein alter Mann entgegen, ein Schwarzer. Wir gaben ihm den Weg frei, denn er schleppte eine zweirädrige Karre hinter sich her, eine uralte *charrette*, wie ich sie von den Weinbauern kannte. Die Karre war hoch beladen mit rostigen Eisenteilen, alten Gummireifen und Bruchholz. Obenauf sass ein nacktes Kind. Das Kind war ebenso schwarz wie der Mann, seine schwarzen Kulleraugen verschlangen uns vor Neugier, nur der Alte schien uns in vornehmer Zurückhaltung nicht zu bemerken. Er war in Fetzen gekleidet, machte aber durchaus nicht den Eindruck eines unglücklichen Menschen. Sein dunkles Gesicht mit den weissen Bartstoppeln blickte freundlich und befangen an uns vorbei. Weiter hinten stiessen wir auf die Siedlung aus Kistenbrettern und Wellblech. Dazwischen leuchteten ein paar von der Sonne ausgebleichte Zelte. Auf einem kleinen Platz aber, im Mittelpunkt der Siedlung, stand ein herrlicher von

Chrom blitzender Mercedes. Er hatte allerdings keine Räder mehr und das Hinterteil war arg zerbeult. Wer weiss, von wo sie das Wrack herbeigeschleppt hatten. Oder lag es zufällig hier zwischen den Salinen, und sie hatten ihre Hütten darum herum gebaut – wie um ein Heiligtum, als ein Spielzeug für die Kinder?

Ein paar halb nackte Kinder kletterten vergnügt auf dem Wagen herum. Die Mütter wuschen Wäsche an einem einsamen Wasserhahn, der aussen am Schuppen befestigt war. Als wir näher kamen mit unseren verdammten Kameras, verstummten die schwatzhaften Kinder, verschwanden die Mütter. Wir hörten sie hinter Blechwänden schamhaft lachen, sahen sie ängstlich und abergläubisch hervorlugen. Nur das Wasser rann weiter aus dem Hahn, ein kläglich-er Strahl, und ringsherum standen vielleicht dreissig Eimer und Kochgeschirre. Welch ein Wunder wohl, ein Wasserhahn mitten in der Wüste der Crau! Der Schuppen war längst ausser Betrieb, aber jemand hatte vergessen, die Wasserleitung abzusperrten. Und so hatten sich ein Dutzend afrikanische Familien um den Wasserhahn und den Mercedes angesiedelt, wie in einer Oase. Das Dorf lag jetzt verstummt vor uns, die Menschen hatten sich verkrochen, das Wasser rann, versickerte im heissen Sand, die Möwen krächzten. Wir schämten uns, machten keine Fotos und bogen wieder ab, um vielleicht noch die Flamingos zu finden. Aber als wir zwanzig Schritte weiter gingen, sahen wir wieder den alten Mann. Er stand dort vor einer elenden Hütte und klopfte Eisenblech auf einem Amboss gerade. Ringsum lagen Haufen merkwürdiger Dinge säuberlich sortiert: Autobestandteile, Fahrradteile, Kanister aus Blech oder aus Plastik, Flaschen, leere Konservenbüchsen, Teile von Zelten und Wohnwagen, Lampen, Ketten, Winden, Stahl-trosse, Fässer, Aluminiumgeschirr und immer wieder Stücke von Autos, Räder und Reifen. Er hatte wohl aus der ganzen Umgebung alles zusammengetragen, hatte die verlassen- en Schlafplätze der

modernen Nomaden abgegrast und die Wüste vom Strandgut befreit, mit seinen unermüdlichen Greisenhänden und der zweirädri- gen Karre. Und als wir uns staunend umsahen, nach brauchba- ren VW-Ersatzteilen suchten und mit ihm ein Gespräch anknüp- fen wollten, er uns zwar antwortete, schüchtern noch, aber zutrau- licher werdend, in einer Sprache, die wir nicht verstanden, da be- griffen wir: Er sammelte Schrott, aber offenbar nicht, um daraus ein Geschäft zu machen, eher aus kindlicher Sammelleidenschaft und Spielerei. Vielleicht hatte er seit seiner Ankunft in Europa be- reits einen Vorgeschmack von der Magie und Allmacht des Geldes bekommen, vielleicht hatte er noch Zeit zu lernen, wie man Geld machen kann. Aber in seinen wässerigen Augen lasen wir die Ein- falt und Naivität jener selten gewordenen Kinder der Natur, die von dem Gift des weissen Mannes noch nicht zerstört sind. Die rücksichtslose Härte, Gier und Schlauheit, die notwendig sind, um in der Welt des Kapitals zu existieren, würde er niemals erwerben.

Er sammelte nicht, um zu verkaufen. In ihm lebte noch der Glaube an den Wert der von Menschenhand geschaffenen Dinge. Die Ideologie der Wegwerfgesellschaft hatte seine Sinne nicht an- gefressen. Und seine Bewunderung für das Genie des Menschen, für Industrieartikel, Maschinen und Fahrzeuge, obwohl zerstört und verrostet, war ungebrochen. Einen Geldschein, den wir ihm anboten, für zwei Gläser Rotwein, die wir später in seiner Hütte tranken, lehnte er verwundert und ein wenig beleidigt ab.

60

Ich möchte nun von einem Thema reden, das vielleicht paradox klingen mag oder anmassend, im Zusammenhang mit den Bildern der Provence, der Camargue und dem Languedoc, die zu zeichnen

ich versucht habe. Wir haben damals, als wir von unserem Besuch bei Nathan Stern nach Collobrières zurückkamen, noch nächtelang im Dunkeln geredet und gelacht über seine Glaubenstrunkenheit, seine Ideen, sein Aufleuchten der Augen, wenn er von den Katharern sprach: «Es war das wahre, das reine, das ursprüngliche Christentum, im Krieg mit den feudalistischen Clanstrukturen der Kirche und des Königs. Die Katharer waren die wahren und einzigen Liebenden im Sinne von Christus ...» Er hatte uns dann seitenlang aus dem «Gesang der Freuden» von Walt Whitman rezipiert:

Gesang der Freuden

O zu schaffen den jubelnden Gesang!

Voller Musik – voller Mannheit, Weibheit, Kindheit! Voll alltäglichem Tun – voller Korn und Bäume.

O die Freude meiner Seele, die mit sich selbst im Gleichgewicht ruht, die ihr Eigensein aus der Stoffwelt erhält und der Liebe zu ihr, die andere Wesen schaut und aufnimmt in sich, meine Seele, die zurückschwingt von allem zu mir, von Gesicht, Gehör, Gefühl, Verstand, Ausdruck, Vergleich, Gedächtnis und so fort, das wahre Leben meiner Sinne, meines Fleisches, geht über meine Sinne und mein Fleisch hinaus, mein Körper hat abgetan die Materie, mein Sehen hat meine leiblichen Augen abgetan, erwiesen ist mir nun über alle Zweifel, dass es nicht meine leiblichen Augen sind, die schliesslich sehen, noch mein leiblicher Körper, der schliesslich liebt, lacht, ruft, umarmt und zeugt...

Wir waren von dieser Begegnung angeregt und tief berührt, und auch noch die nächsten Tage sollte uns Nathan Stern mit seinen Gedanken beschäftigen.

Er war naiv, vielleicht ein Heiliger, ein Narr, und wir wussten noch nicht, wie solche Narren auf uns wirken und uns wandeln können, ohne dass wir es merken. Und es erinnerte mich, es riss in mir Abgründe auf, und ich begann zu erzählen ... Nachts in der Hütte, als Maxie längst schlief und Jean-Marie Fragen stellte, bohrende Fragen: Wie das wohl dort gewesen sei, im Konzentrationslager, habt ihr denn noch Freude gekannt ... Da fing ich an zu erzählen, wie in einer Art Hypnose: Ja, wir haben Freude gekannt! Du hast auf dem täglichen Weg zur Baustelle alles gesehen und gehört. Aufbruch um vier Uhr früh, und während wir in Formation marschierten und die Posten sich unsicher fühlten – wir waren vielleicht tausend Mann und sie nur sechs gestiefelte junge Kerle, da haben sie den Gefangenen befohlen zu singen! Und diese abgewrackten Menschen haben gesungen, alle haben gesungen, es klang gespenstisch im Morgengrauen und von aufgewirbeltem Staub umwölkt. Und wenn es regnete und stürmte, klang es wie ein Gesang aus dem Inferno. Sie sangen polnische Lieder, die dich bis ins Tiefste erschüttern können, auch wenn du die Sprache nicht verstehst. Und ich höre sie noch heute, wenn ich daran denke. Mit ihrer letzten Kraft sangen sie, mit Herzblut und mit Würde. Wunderschön sangen sie, mit ihren rauhen, gequälten Stimmen, die den ganzen Schmerz ihres Daseins ausdrücken konnten, und doch auch jauchzend und voll irrer Freude. Und du konntest die Männer betrachten, ihr Anblick war entsetzlich, aber es waren Menschen, zutiefst erniedrigte Menschen, und es lag eine bizarre Schönheit in diesem gewaltigen Bild der marschierenden Gefangenen. Und immer waren einige dabei, die sich nur noch mit Mühe fortschleppen konnten, die ihren letzten Weg gingen. Sie werden bei der Arbeit, beim Abladen von Baumstämmen und

Steinen zusammenbrechen und von den Posten erschlagen werden. Du konntest ihre Gesichter sehen, aber es gibt keine Worte, um diese Gesichter zu zeichnen. Und du hast Mitleid gefühlt und Erbarmen, die letzten Tropfen Herzblut.

Du hast dich hinausbegeben, aus dir selbst, eine andere Dimension angenommen, im Schauen, im Begreifen und in der Neigung, mit anderen Menschen zu verschmelzen, andere Häuser zu bewohnen, andere Welten. Das abgehobene, entrückte und zauberische Leben angesichts des Todes. Du siehst dich in der Baracke auf der Pritsche liegen, nachts, wenn ringsum im Dunkeln die Gefangenen stöhnen im Schlaf und sterben. Und du bist stumm geworden und hast nur noch im Schauen und Lauschen gelebt. Hast deinen Hunger, deinen Schmerz, deine Angst zurückgelassen und dich erhoben über dich selbst. In den Briefen der zum Tode verurteilten Widerstandskämpfer, die uns erhalten sind – ich habe es schon an anderer Stelle erwähnt –, findest du diese Glut, aber auch die Gelassenheit und Erleuchtung. Diese unfassbare Ruhe der Verurteilten, die in der Nacht vor der Hinrichtung an ihre Lieben letzte Briefe schreiben. Sie haben sich losgelöst von sich selbst, Vollendung erlangt. Es ist das Hauptthema im Buddhismus. Und Jorge Semprun hat es in seinem Buch «Schreiben oder Leben» so gesehen: «Wenn das Schreiben mehr als ein Spiel oder ein Spieleinsatz sein will, dann ist es nicht anders als eine lange endlose Arbeit der Askese, eine Art und Weise, sich von sich selbst zu lösen, indem man sich selbst überwindet: indem man sich selbst wird, weil man den anderen, der man stets ist, erkannt und zur Welt gebracht haben wird.»

Was war es wohl, das die Katharer überleben liess, wenn einige von ihnen sich in den Bergen des Languedoc und der Camargue verkrochen und Höhlen bewohnbar machten? Und was ist es, das

wenige von uns hat überdauern lassen, nicht nur lieblich. Ich glaube, es war das Ringen darum, deine Selbstachtung nicht zu verlieren.

Ein Brief von Maxie:

Ich hab mir die Fotos angesehen, die wir von Nathan und seinem Haus gemacht haben. Seine traurigen, unschuldigen Augen. Aber insgesamt macht er manchmal einen verschlagenen Eindruck. Als ich damals eine Stunde mit ihm allein war (du bist mit Jean-Marie auf den Berg gefahren, um den Einsiedlermönch zu besuchen), hat er mir von dem schrecklichen Unfall erzählt und von dem Zustand der «Nichtexistenz», aus dem er erwacht war und der Jahre gedauert hatte. Aber es war nicht Mary, seine Frau, die diesen Zustand verursacht hatte, wie er sagte, im Gegenteil, sie hatte immer davon gesprochen, alles zu verkaufen, Amerika zu verlassen und in Europa ein neues Leben zu beginnen. Als sie dann tot war, hat er ihren Wunsch erfüllt. Viel zu spät! Ein Truck hatte seinen Wagen von der Seite gerammt, der Fahrer war wohl eingeschlafen oder betrunken! Und Nathan hat erst nach drei Tagen, als er aus dem Koma erwachte, erfahren, dass Mary nicht mehr lebte. Und dann sagte er zu mir etwas sehr Schönes: «Ich habe Mary wahn-sinnig geliebt, aber es ihr nie gezeigt ...» Und er sei mit ihr gestorben. Was jetzt noch von ihm übrig ist, sei ein Teil von ihr! «Ich bin Mary, ich fühle das. Sie werden es nicht glauben. Ich bin ein Stück von ihr und sonst nichts!» Ja, ich erinnere mich. Und dann kam ein Ausbruch, der mich zum Lachen brachte. Und auch er lachte, während er wie irr geredet hat, halb Deutsch, halb Jiddisch und Englisch: «Ich war total meschugge, verrückt war ich, ich war süchtig, und meine Droge war die Arbeit. Ich habe siebzig Stunden in der Woche gearbeitet, in Amerika dreht sich alles nur um Geld! Arbeit kann ein Rauschgift sein. Sie glauben es nicht? Schauen Sie nach Deutschland. Dort hat sich ein ganzes Volk an die Arbeit gemacht, nach dem Zusammenbruch, wie die Deut-

schen es nennen, nach 1945 haben sie sich wie verrückt in die Arbeit gestürzt, um nichts mehr zu hören, um das Trauma der Schuld zu ersticken. Arbeit ist ein kollektiver Wahn ...» Das ist die «Nicht-existenz», von der er redet. Nicht so genau hat er es gesagt. Aber was für ein Mensch – einer, der durch die Katastrophe erweckt wird und seine gebrochenen Schalen verlässt, wie neu geboren! Das erinnert mich wieder an Erich Fromm, den wir eben erst entdecken: «Der Mensch wird nicht fertig geboren, die Geburt findet sein Leben lang statt. Und viele sterben, ohne wirklich geboren zu sein.»

In einem ihrer Tagebücher schreibt Maxie folgenden Satz: «Ich kann sehr stark durch andere Leute leben, mich in sie hineinversetzen, mit ihnen denken, überlegen, mich mit ihnen freuen und ängstigen. Ich erkenne sie an ihren Bewegungen, ihrer Körpersprache und wie sie gehen, ihre Verspannungen, ihre Krämpfe, auch ihre Gelöstheit. Das offene oder das geschlossene System eines Charakters ...» Wir analysieren die Fotos, die wir gemacht haben, Menschen auf der Strasse. Eines der zentralen Themen unserer Gespräche. Manche Menschen sind in ihrem Ich völlig eingeschlossen wie eine Nuss in ihrer harten Schale. Andere können aus sich herausgehen und sich manchmal in einem anderen Haus niederlassen. Bildlich sozusagen, wie in einem anderen Körper, mit Oberstube, mittlerer Etage und Keller. Einige Zimmer in dem fremden Haus sind fest verschlossen, und man müsste den Schlüssel finden. Aber vielleicht hat der Hausbesitzer selber keinen Schlüssel und kennt seine verborgenen Räume nicht, lebt beengt in Zimmer und Küche, wo er doch einen Palast zur Verfügung hätte, wüsste er darum Bescheid. Ein Mensch sollte durch sich selbst hindurchgehen können, wie in einem offenen, luftigen Haus mit vielen Fenstern, um die Welt draussen zu sehen. Nur wenn du in dir eine Welt entdeckst, entdeckst du die Welt.

Ich möchte nun erzählen, wie wir in den Jahren 1974 bis 1977 gelebt haben, ehe uns das Unglück wieder treffen sollte. Aber auch der Wunsch, darüber zu schweigen, ist sehr stark. Und ich werde Mühe haben, auszuwählen, worüber ich noch reden kann – und wo mir die Stimme versagt. Die Konturen verschwimmen, meine Erinnerungen sind zum Teil verdunkelt, und doch sind mir viele Bilder in leuchtender Klarheit und Schärfe erhalten geblieben. Ich möchte nicht behaupten, dass ich Ahnungen hatte und das Unglück kommen fühlte, aber Maxie war zu dieser Zeit schon krank, hatte Ohnmachtsanfälle und Depressionen. Wir wussten es nicht, wollten es nicht wissen, was die wahre Ursache war. Aber die Art, wie Maxie sich an uns, an das Haus und den Garten klammerte, wie wir in tiefen Zügen dieses Leben, mitten in der Katastrophe, geniessen konnten, die Freude im Schrecken, die tiefen Erregungen unserer Arbeit über die Menschen von Paris, über diese Stadt des Wahnsinns und der Schönheit... Die Tatsache, dass wir geblieben waren an diesem Ort mit den schiefen Wänden und dem doppelten Boden ... Wie wir eine Denkpause eingelegt hatten, die Entscheidung hinausschoben, das alles erregt heute meinen Verdacht: O ja, wir hatten es gespürt, hatten geahnt, hatten tief innerlich gebebt und gezittert und doch auch mit einer Art Fieber gelebt.

Den Plan, nach Wien zurückzukehren, hatten wir also aufgeschoben. Nur Maxie sehnte sich heimlich nach Wien zurück, nach der vertrauten Sprache, nach den Menschen, die sie liebte, und den Weingärten an den Hängen der Hausberge von Wien. Und dieser bohrende Widerspruch – wie sie hartnäckig dieses Stück Boden verteidigte, wo wir seit fünfzehn Jahren lebten, aber doch nicht Wurzeln geschlagen hatten ... Auch das alles zehrte an ihrer Lebenskraft.

Ich erinnere mich an jenen heißen Sommer, als ich das Buch über die Provence schrieb, ich fuhr manchmal für einige Tage an den Schwielowsee, wie ich es öfter machte, um in Ruhe arbeiten zu können. Und wie mich ein drängendes Gefühl zurück zur Familie zog, eine tiefe Unruhe, die mir bewusst wurde und mich beklemmen aufhorchen liess. Wenn ich abends zurückkam, hüpfen die Kinder vor Freude, und auch Maxie war ungewöhnlich tief berührt, wie nach einer langen Trennung. Im Garten tummelten sich Amseln und Spatzen, sie badeten, piepsten laut und schlugen mit den Flügeln, dass es knallte, ein unvergesslicher Anblick. Wir wussten von unserem Glück und wie zerbrechlich es war. Ich erinnere mich, wie ich Maxie und die Kinder heimlich betrachtete, während sie spielten oder bei Tisch sassen und unbefangen plauderten, lachten, schrien und sangen. In mir war das Wissen wach, wie ich es schon oft erzählt habe – von dem Ausgeschlossen sein und der trostlosen Wanderung sehr vieler Menschen in der Welt. Ich träume oft davon und sehe immer wieder die Bilder, wie ich als Vagabund hinter den Siedlungshäusern irgendeiner Vorstadt entlangstrich und in die Gärten schaute, wo glückliche und ahnungslose Menschen lebten. Ich höre das Klingen der Teller und Gläser, das dem Hungernden in den Magen schnitt. Und nun sass ich selbst in einem Garten, hinter dem Haus, im Sommer jenes Jahres, kurz vor dem Ende. Und wenn Maxie aus der Dunkelkammer kam – sie war oft tief erregt von dieser Arbeit an den Bildern unserer Reise, die sie immer wieder neu entdeckte –, dann legte sie eine Platte auf, von Dvorak oder Chopin. Sie hatte die Balladen von Chopin entdeckt und würde sie immer wieder spielen, bis zu ihren letzten Tagen im Herbst 1977.

In den Parteiversammlungen der Schriftsteller in Potsdam (an denen ich als Gast teilnahm, ich war nicht Mitglied der SED!) konnte man, wenn man nicht blind war, ein Diagramm der Charaktere be-

obachten: Vorne, unterhalb des Podiums, auf dem die Parteifunktionäre sassen, hatten sich immer die gleichen Typen niedergelassen, von denen alle wussten, dass sie Opportunisten waren! Sie standen immer auf der Seite der Macht. In diesem Sinne regulierte sich die Sitzordnung von selbst. (Wie die Sitzordnungen in der ganzen Welt!) Ganz hinten sassen diejenigen, die man vorsichtig als Opposition bezeichnen konnte. Und auch das waren immer die gleichen. Ich empfand oft Verbitterung über die Dummheit und Mittelmässigkeit, die in diesem Lande herrschte, und die Tatsache, dass das Einparteiensystem offensichtlich Dummheit und Mittelmässigkeit sowie die dazugehörige Heuchelei förderte. Das Land wurde von Apparatschiks regiert. Ein Gefühl der Vergeblichkeit.

In privaten Zusammenkünften einiger Schriftsteller, wenn wir sicher waren, dass die Stasi nicht mithörte, erörterten wir immer wieder die Frage, ob es doch bald eine Verwandlung, eine Änderung, eine Öffnung der Partei geben würde? Aber das berüchtigte elfte Plenum des ZK der SED, im Dezember 1965, wo an einigen Schriftstellern heftige Kritik geübt wurde (Bieler, Biermann, Bräunig, Hacks, Heym, Kunert und H. Müller) und jene Hexenjagd begann, die mit der Ausweisung Biermanns (1976) und schliesslich mit dem Auszug einer Reihe von bedeutenden Künstlern endete, hatte wie ein Schlag ins Gesicht gewirkt. Auch die Hoffnung, dass Ulbrichts Nachfolger Honecker eine Lösung, eine schrittweise Liberalisierung der Kultur bringen würde, wurde enttäuscht. Es ging immer «einen Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück», wie wir sagten. Was wir beobachteten und befürchteten, war – dass dieser «real existierende Sozialismus» ein raffiniertes System war, um die Massen zu entpolitisieren.

In einem Brief schrieb Maxie: «Die Schule hat begonnen, und die Kinder bekommen als erstes eine Aufgabe – sie sollen Bilder von

Thälmann, Ulbricht, Honecker und anderen wichtigen Genossen aus den Zeitungen ausschneiden und in ein Heft kleben. Und weiters – sie sollen Wörter sammeln und ins Heft schreiben, wie: Kapitalismus, Imperialismus, Faschismus, Sozialismus, Arbeiterklasse, Diktatur des Proletariats, geschlossene Einheit der Partei, und so fort. Und weisst Du, wer diese Aufgaben erteilt? Die Lehrerin Frau K., die Du, bei der Elternversammlung nach dem i. Mai, zum Weinen gebracht hast. Sie wollen schon die Kinder politisieren. Und es passiert das Gegenteil! Sie präparieren die Kinder, sie erzeugen einen Ekel und Abscheu in ihnen, der sich in den kommenden Jahren verheerend auswirken wird ...»

Maxies Eltern waren Kommunisten, und sie war in einer Atmosphäre von Offenheit, Kritik und Widerstand aufgewachsen. Ihre Neigung für die Sache des Sozialismus war ungebrochen, doch hatte sie einen scharfen Blick für die Schwächen der Partei, für Lüge und Heuchelei entwickelt. Das bewirkte, dass sie ständig Kritik übte in den Elternversammlungen, offen ihre Meinung sagte und wir daher zunehmend in eine schiefe Lage gerieten und von Lehrern und Parteileuten scheel angesehen wurden. Was nicht gerade dazu beitrug, unsere Stimmung zu verbessern. Jedoch gleichzeitig mit der Unsicherheit und dem Zögern eröffnete sich uns eine neue und erfüllende Aufgabe. Ich hatte, einem Impuls folgend, dem Buchverlag *Der Morgen* vorgeschlagen, ein Buch über die Frauen der DDR zu machen. Sie waren sofort einverstanden und befeuerten mich, bald damit zu beginnen! Aber noch während ich überlegte, wie ich es anlegen könnte, während ich mir den Stil, die Technik überlegte, kam ich auf den Gedanken, diese Aufgabe ganz und gar Maxie zu überlassen. Und sie ging mit Begeisterung darauf ein. Ich werde nie das naive Staunen in ihrem Gesicht vergessen, als ich ihr diesen Vorschlag machte.

Ihre kindliche Unersättlichkeit und Neugier schlug sofort in eine Arbeitswut um, die mich verblüffte. (Hatte sie denn nur noch so wenig Zeit? Spürte sie eine innere Unruhe wie ich?) Ehe wir noch einen Entwurf hatten, fing sie schon an, Frauen aus unserer Umgebung zum Reden zu bringen und das Gespräch auf Tonband aufzunehmen. Dann schrieb sie die Tonbänder ab und sass tagelang verkrochen auf einem Wust von Papier, um eine Essenz daraus zu ziehen. Und all das unter dem Glanz der kommenden Tragödie, wie ich es heute sehe. So entstanden in kurzer Zeit die ersten Protokolle. Sie würde mehr als ein Jahr lang Frauen befragen und eine unglaubliche Masse an Material ansammeln, um schliesslich neunzehn Porträts daraus zu filtrieren. Eine enorme Arbeitsleistung in einer schweren Zeit (sie war bereits krank, hatte Anfälle äusserster Erregung und Wut, auch Ohnmächten, aber wir wussten nicht, was es war ...), die dann im Manuskript dem Leser leicht und heiter erscheinen wird!

62

Einige Male wohnte ich diesen Befragungen bei und beobachtete, wie Maxie sehr rasch eine Technik gefunden hatte, um aus den Frauen alles herauszuholen. Sie selbst spielte dabei eine entscheidende Rolle. Sie nahm manchmal den Jargon der Strasse an, erzählte, wenn der Redefluss ins Stocken kam, Details aus ihrem Leben, mit einer Schärfe und Direktheit, welche diese Frauen oft schockierte, aber den Knoten des Schweigens löste. Ich weiss nicht, ob ich fähig bin zu erklären, was sich dort abgespielt hat; es war Maxies glühendes Interesse, ihre Wärme, ihre spontane Aufrichtigkeit, ihr scharfer Witz.

Es wäre gewiss interessant, hier zu erzählen, wie dieses Buch «Guten Morgen, du Schöne» – das einen so enormen Erfolg haben

sollte –, wie dieses einzige Buch von Maxie kurz vor ihrem Tod entstanden ist. Dazu eine Begebenheit, ein paar Jahre früher, die erhellend wirken mag: An einem warmen Samstagnachmittag im Mai kam eine fremde Frau aus Stahnsdorf, dem Nachbarort, um sich vorzustellen. Wir suchten jemanden, der uns im Haushalt helfen würde. Jahrelang hatte sich Maxie hartnäckig geweigert, eine andere Frau für sich arbeiten zu lassen. Endlich hatte ich sie umgestimmt, aber noch nicht überzeugt, dass Arbeitsteilung nicht auch Ausbeutung sei!

Diese Frau also, sie hiess Kalischke, wirkte, obwohl sie viel jünger war, wie fünfundvierzig, ziemlich abgearbeitet und kränklich. Sie kam mit drei von ihren fünf Kindern bei uns an. Die Kinder blieben völlig stumm, reglos und verschüchtert an der Gartentür stehen. Auch ihre Mutter konnte vor Verlegenheit und Scheu nicht reden, sie hatte einen Sprachfehler und ausserdem kaum noch Zähne im Mund. Maxie, die selbst ein wenig stotterte, dies aber oft unterdrücken und dann wieder geschickt einsetzen konnte, begrüßte sie, während ich mich skeptisch in mein Arbeitszimmer zurückzog. Zwei Stunden später, ich denke, es ist alles gelaufen, entdeckte ich Maxie mit Frau Kalischke in einem äusserst angeregten Gespräch hinten in unserem Garten, an dem reichlich mit Essen und Trinken bestückten Tisch. Frau Kalischke erzählt Maxie bereits ihr ganzes verdammtes Leben. Und ich falle fast um vor Überraschung, denn diese Person redet fliessend, voll bitterer Heiterkeit und ziemlich gescheit. Die Kinder spielen unbeschwert und vergnügt mit unseren Kindern im Garten. Unvergessen bleibt mir der Ausdruck von naïvem Staunen in dem Gesicht der Frau. Sie staunte wohl über sich selbst, über ihre lange Rede und was da alles aus ihr rauskam, eine ganze Welt! Und dass jemand das interessant fand und ihr begierig zuhörte. Sie hat dann drei Monate lang bei uns gearbeitet, zur Zufriedenheit aller Beteiligten.

Später, bei der Arbeit an den Protokollen, erlebte ich noch mehrmals dieses kleine Wunder einer Verwandlung, ein Vorgang, dessen sich Maxie übrigens niemals deutlich bewusst wurde. Alle diese Frauen, die sie über ihr Leben befragen wollte, darunter Bekannte aus der Nachbarschaft, aber auch völlig Fremde, sträubten sich zunächst: «Aber ich habe überhaupt nichts erlebt, suchen Sie sich doch eine interessantere Person!» Maxie liess nicht locker, sie brachte jede Frau zum Reden, indem sie auch von sich selbst erzählte, völlig offen und ungezwungen. Sie hatte den urwüchsigen Humor und den Sarkasmus der Arbeitervorstadt und sagte oft Dinge, die man einfach nicht sagen darf! Im ersten Moment wirkte manches schamlos und verblüffte die Frauen. Man konnte lachen und weinen zugleich. Und alles zusammen wirkte wie Schafgarbe und Johanniskraut in heissem Wasser gebrüht, ein krampflösendes Mittel.

«Das ist ja der Trick», schreibt Maxie in ihrem Tagebuch, «mit dir allein fällt dir meist garnix ein, und du versinkst in Trübsal. Guckt dir aber jemand offen ins Gesicht und zeigt auch noch Interesse, da klopfst dein Puls auf einmal stärker und du entdeckst in dir Abgründe von nicht gelebtem Leben! Du hast ja überhaupt nichts zu melden, fällt dir ein. Und du beginnst Dinge zu erfinden. Oder auch die bittere Wahrheit zu erzählen, je nach dem Wasserstand. Die Hauptsache ist eben, dass du damit anfängst, denn im Reden wird der Mensch warm und wach, und nur das ist der Punkt, worauf es ankommt! Du merkst bald selbst, wie du dich windest und aufzuschneiden beginnst, was du ja eigentlich nicht nötig hast. Und dann schämst du dich heimlich und schwörst dir, tief in deiner schlaffen Brust, dass du das ändern wirst und dich, verflucht soll es sein, ins wahre Leben stürzen! So beginnen Zweifel und Spott unmerklich in uns zu arbeiten, und du entdeckst die wohlthätige Beize der Ironie. Sie wird dich reinigen, falls du überhaupt noch zu retten bist!»

Über Verhaltensmuster und Sprechgewohnheiten verschiedenartiger Menschen zu debattieren war eine unserer Lieblingsbeschäftigungen, das gehörte einfach zu unserem Handwerk. Über ihre eigene Art, mit Leuten umzugehen, redeten wir nie, es war nicht nötig. Maxie hatte das einfach in sich, die Sprache und Weltklugheit, die unverfälschte Lebensweise der kleinen Leute aus dem riesigen Gemeindebau in Hernalds, dem Aussenbezirk von Wien, in dem sie aufgewachsen war. Auch die Sprache der Kriegszeit, da man bei offenen Türen lebte, zwar auf der Hut vor Nazispitzeln, die es in jedem Haus gab, aber doch einer auf den andern «ums Verrecken» angewiesen. «Auf unserem Gang allein wohnten zehn Kinder», berichtet Maxie, «da standen uns praktisch alle Türen offen. Wenn meine Mutter Steineklopfen war, bin ich eben in irgendeine andere Wohnung gegangen, wo gerade eine Mutter zu Hause war oder eine Grossmutter!» Man redete Klartext, nahm kein Blatt vor den Mund.

Nicht alles, was die Frauen erzählten, durfte in das Buch hinein. Die Befragten legten Bekenntnisse ab, schütteten ihr Herz aus, die eine beim ersten Mal, die andere beim vierten oder fünften Besuch. «Das und das erzähle ich Ihnen ganz ehrlich», sagte eine von ihnen, «aber drucken dürfen Sie das nicht!» Zwei Tage später berichtete sie über die gleiche Sache in noch schärferem Ton. Und Maxie erwiderte: «Ja, aber das alles hab ich von Ihnen schon gehört, nur, was nützt es mir, wenn ich es nicht verwenden darf?» – «Sie dürfen es verwenden!» – «Ich denke, Sie wollen nicht, dass Ihr Mann erfährt, was Sie über ihn erzählen?» – «Jetzt will ich aber, dass er es erfährt. Ich habe lange darüber nachgedacht. Es wird ihm guttun. Es wird uns allen, der ganzen Familie wird es guttun, wenn er die Wahrheit über sich selber hört und was ich über unsere Ehe denke!»

Fast alle Frauen erzählten Teile ihrer Lebensgeschichte mehr-

mals. Und jedesmal, wenn sie mit einer neuen Variante kamen, hatten sie tiefer geschürft. Sie hatten nachts nicht geschlafen, hatten alles hin und her gewendet, hatten gestöhnt und gelitten und auf einmal die Sache ganz anders gesehen, in einem anderen Zusammenhang, einem völlig neuen Licht. Es hatte einen Prozess des Nachdenkens eröffnet. Einen Mechanismus der Selbsterkenntnis und des Erwachens aus dumpfem Schweigen und oft aus der Lüge. Sie entdeckten sich selbst, entdeckten Zusammenhänge und Linien ihres Lebens, auf die sie ohne das Medium der Befragung niemals gekommen wären!

«Wissen Sie, ist ja nicht wahr, dass ich ihn geliebt habe. Hab ich mir selber eingeredet. Dieser blöde Stolz. Und er hat auch nicht lange um mich geworben. Man lügt sich ein Leben lang etwas vor, bis man es schliesslich selber glaubt. Meine Mutter hat mich verkuppelt. So war das wirklich. ‚Das ist der richtige Mann für dich! Na ja, weil er Geld hatte und ein Geschäft. Inzwischen ist vieles anders geworden, das Geld und das Geschäft haben wir verloren, und er geht arbeiten, wie alle anderen auch. Aber das hat mir wiederum die Augen geöffnet, ein schlechter Mann ist das nicht!«

O ja, Erzählen ist eine Kunst und vielleicht die einzige, die uns öffnen und verwandeln kann. Aber die Berichte der Frauen waren oft sehr lang, bis zu sechzig Seiten Manuskript, und nicht immer schlüssig. Maxie und ich haben oft und lange darüber geredet, wie weit es erlaubt ist, die mündliche Aussage einer anderen Person zu kürzen und zu verändern, um sie verständlich zu machen und auf den Kern zu kommen. Denn die Fähigkeit, zu artikulieren und zu erzählen, ist vielen Leuten abhandengekommen, seitdem es Radio und Fernsehen gibt; sie hüllen sich in Geräusche, um die innere Leere und die Einsamkeit zu überspielen. Aber die ursprüngliche Quelle ist in vielen von uns noch nicht vollständig versiegt.

Und bringt man sie zum Fliessen, sprudelt sie manchmal unerwartet über. Wir haben versucht, für uns selbst Richtlinien und Regeln zu finden, um das, was wir auf diese Weise auffangen konnten an oft überschäumender, ungeordneter Mitteilung, auch für andere lesbar zu machen. Hans Magnus Enzensberger sagte in einem Interview über seine dokumentarischen Bücher, in denen er oft Gesprächsprotokolle verwendet, für ihn sei das Schreiben immer auch eine kollektive Arbeit. Man schreibt immer ab, meinte er, und es sind immer auch Gedanken, die andere lange vor uns gedacht haben. Es sei ein dokumentarisches Puzzlespiel, verschiedene Muster werden da zusammengesetzt, und er könne dann eben nicht auf die Technik der Montage, der Collage und des Dokuments verzichten. Das Eigene, das, was der Autor einbringt als kreative Arbeit, auch was die Auswahl betrifft, als unverwechselbare Handschrift, sei eine Art Magnetismus, etwas, was der Autor selbst nie ganz durchschaut.

63

Ein ungewöhnliches Gespräch mit Maxie, über ihre Frauenprotokolle und darüber, welche verblüffende Wirkung von der Befragung – und dann von dem kleinen Buch auf die Frauen ausging (schon im ersten Jahr wurden von «Guten Morgen, du Schöne» über 60'000 Stück verkauft):

«Ist es denn eine Art Selbstanalyse, die von den Texten bei den Leserinnen ausgelöst wird? Hast du die Charaktere der Frauen, die du befragt hast, wirklich erfasst?» So ungefähr lauteten meine Fragen. Und Maxie antwortete darauf: «Nein, der wahre Charakter eines Menschen, auch wenn wir ihn noch so lange befragen, bleibt uns unzugänglich. Ich glaube, dass viele Frauen so verstrickt sind

in Alltagsorgen und Frust, auch in Illusionen, dass sie nicht mehr in der Lage sind, etwas Schönes zu sehen, mit der Natur zu leben und Beziehungen mit anderen Menschen einzugehen. Sie fürchten sich vor dem Leben, haben nie drauflos gelebt. Sind viel zu früh in eine missglückte Ehe geschlittert...»

«Der ewige Krieg zwischen Mann und Frau!»

«Auch das. Viele suchen verzweifelt einen Ausweg. Sie brauchen einen Vater, eine Mutter, einen Gott... Der Partner ist ein Schwächling und Langweiler, wie sich herausstellt!»

«Vielleicht brauchen sie einen Schock, etwas, das den Knoten löst, vielleicht ist dein Buch wie ein Spiegel, in den sie blicken!»

«Für sie kommt alles von aussen. Wo es doch nur von innen kommen kann. Aber das Innen ist verlegt, wie eine Quelle von einem grossen Stein. Manche Frauen kann man nicht retten ...»

«Man kann niemanden retten. Man kann die Menschen nicht ändern!»

«Und doch gibt es etwas, das sie ändern könnte ...»

Dieses Gespräch fand im Juli 1977 statt, vier Monate später ist Maxie gestorben. Sie hat nicht mehr die vielen Briefe erlebt, Hunderte Briefe, die von Leserinnen kamen. Und dann erst hatte ich eine Antwort auf meine Frage gefunden. Da schreibt eine junge Frau:

«Ich liege seit drei Monaten im Krankenhaus, nach einer schweren Operation. Mir ging es mies, ich lag den ganzen Tag im Bett, redete kein Wort, meine Haare wurden strähnig und mein Gesicht wie Teig. Ich hatte überhaupt keine Lust mehr aufzustehen. Da brachte mir jemand das Buch von Maxie Wander, und ich hab es in einem Zug gelesen. Am nächsten Morgen bin ich um fünf Uhr früh aufgestanden, hab mir die Haare gewaschen und im Gesicht etwas Puder und Rot aufgelegt. Dann habe ich angefangen, mir

die Frauen in den Betten näher anzusehen, jetzt helfe ich den Schwestern jeden Tag, teile Essen aus und stütze die Frauen, die zu schwach sind, allein auf die Toilette zu gehen. Alles Mögliche mache ich. Für eine Mutter schreibe ich die Briefe an ihre Tochter, weil sie die Hand nicht bewegen kann. Dafür bewegt sie den Kopf jetzt etwas besser, weil ich ihr erklärt habe, wie ihre Tochter denkt. Schade, dass Maxie nicht mehr lebt, ich hätte gern mit ihr gesprochen!» Eine andere Leserin schreibt: «Wir wohnen seit drei Jahren in einem neuen Haus, am Rand von Dresden, viele Parteien, die sich aber nicht kannten. Manchmal nur ein ‚Guten Tag‘, das war alles. Eines Tages bringt mir eine Nachbarin das Buch von Maxie Wander, ‚Guten Morgen, du Schöne!‘ Als ich es gelesen habe, gebe ich es weiter an eine andere junge Frau. Und eines Abends sitzen wir in einer Wohnung beisammen und reden über das Buch, dreizehn Frauen und auch einige Männer. So haben wir Freunde gefunden in unserem Haus. Wir sitzen jetzt öfter beisammen. Das Haus ist nicht nur eine Schlafmaschine ...»

Ich könnte nun viele Briefe anführen, alle im gleichen Tonfall und über eine fundamentale Entdeckung. Christa Wolf sagt in ihrem Essay über das Buch von Maxie: «Nun ist es klar – und ich wehre mich, nur weil sie tot ist, zu sagen: zu spät –, dass es ihr Talent war, rückhaltlos freundschaftliche Beziehungen zwischen Menschen herzustellen; ihre Begabung, andere erleben zu lassen, dass sie nicht verurteilt sind, lebenslang stumm zu bleiben!»

Was hat es nun mit der entscheidenden Entdeckung, von der ich rede, für eine Bewandnis? Im Leben mancher Menschen ereignet sich eine überraschende Begegnung, ein Zusammentreffen, ein Ereignis, das zu einem Wendepunkt führt: «Ich habe falsch gelebt!» heisst die Entdeckung. Etwas, das eine unauslöschliche Wirkung auf Fühlen und Denken ausübt und das Verhalten in völlig

neue Bahnen lenkt. Der Mensch entdeckt blitzartig etwas, das er nicht gesehen hat, das ihm bisher nicht bewusst war und ihn nun völlig verwandeln wird. (Das Grundmotiv des Märchens und der klassischen Tragödie!)

Das Aufschreiben der Frauenprotokolle passte genau in Maxies Lebensentwurf. Ich sagte es schon an anderer Stelle – sie hatte die Neigung, rastlos alles aufzuschreiben, was ihr widerfuhr, was sie beobachtete und worüber sie nachgrübelte. Auch die Bücher, die sie gelesen hat, sind voll von Zeichen und Randbemerkungen. (Auf diese Weise finde ich heute noch Nachrichten von Maxie!) Manchmal notierte sie nur Stichworte auf einem Fetzen Papier. Sie hatte jene altmodische Leidenschaft, allen Leuten Briefe zu schreiben. Natürlich keine für den Druck bestimmten Briefe. Es waren spontane Äusserungen, Schreibübungen, halb Brief, halb Tagebuch. Manche dieser Episteln sandte sie ab, oft unbedacht, andere blieben liegen. Und selbstverständlich gab es viele Briefe über das gleiche Thema, nur unter verschiedenen Aspekten. Ihrer Mutter, der sie zwanzig Jahre fast täglich schrieb, stellte sie die Dinge unseres täglichen Lebens anders dar als etwa ihrer Freundin Winnie oder einem der vielen Briefpartner in anderen Ländern, etwa Ernst Epler in Wien oder Rosenberger in Paris, mit denen sie gleichfalls eine fast zwanzigjährige Brieffreundschaft unterhielt.

Maxie war in einer Weise spontan und impulsiv, dass es manchmal schwer zu verstehen war. Sie hat das alles nicht für die Öffentlichkeit geschrieben und auch nie geglaubt, eine Schriftstellerin zu werden. Zu gross waren die Zweifel an sich selbst. «Ich hab ja nicht einmal das Abitur gemacht. Bin einfach aus der Schule raus und in eine Fabrik arbeiten gegangen. Verrückt! Weil ich neugierig auf das Leben war!» In einem Brief an Winnie schreibt sie: «Wie kannst Du so etwas Dummes sagen, weil ich manchmal den ganzen Tag lese oder schreibe, ist das doch keine Flucht. Im Gegenteil.

Ich schreibe, weil ich mich selbst annehmen will und die Welt.
Und weil ich herausfinden will, was das ist, was ich da annehme.
Das Gute und auch das Schlechte. Das Leben und den Tod!»

64

Ich sollte ein paar Worte darüber sagen, wie sehr Maxies Krankheit anfang, unser Leben zu verändern. Sie hatte Anfälle von Angst und Depression, auch von Zorn ... danach ein völliger Zusammenbruch, und sie entschuldigt sich für ihre Heftigkeit. Es wurde dunkel. Aber wir wollten es nicht sehen. Ich glaubte, dass es eine Art Hysterie sei, eine vorübergehende seelische Verstörung, deren Herkunft ich mir nicht erklären konnte. Ein befreundeter Arzt empfahl uns eine Psychotherapie. Maxie fuhr längere Zeit einmal wöchentlich nach Berlin, um an einer Gruppentherapie teilzunehmen. Es gefiel ihr, es faszinierte sie, denn sie erfuhr Lebensgeschichten, lernte seltsame Charaktere kennen, von denen wenigstens zwei später Eingang in ihr Buch fanden (Rosi und Ruth). Und als sie Frauen zu befragen begann, hatte sie eine Art Rüstzeug für ihre Methode des Interviews. Es war ihr nicht bewusst, dass sie diese Sitzungen künstlerisch gestaltete, immer zwischendurch Geschichten erzählte und bei den Befragten eine Spannung erzeugte, welche diese nicht kannten. Es war ein lebendiger Fluss von Vitalität, ein Strom, der die anderen mitriss. Maxie hatte auch die Kühnheit und Fähigkeit, das Unaussprechliche zu sagen: «Sie haben in Ihrer Jugend Fehler gemacht und Dummheiten begangen. Ja, Fehler machen wir alle! Aber es gibt Fehler, die dich umbringen können. Sie geraten immer an die gleiche Sorte Kerle, wie Sie selbst sagen. Jetzt ist es der dritte und wieder ein Trinker ... Trennen Sie sich von diesem Mann!»

Maxie gebrauchte manchmal Beispiele aus ihrem Zitatenschatz oder las einen Vers vor. Sie erzählte eigene Erlebnisse oder gab ein Buch mit zu lesen. Das Spielen mit Gedanken, mit Mutmassungen, mit Hypothesen, mit Beispielen aus anderen Lebensgeschichten lockerte allmählich das erstarrte Geröll in den Köpfen der Frauen. Diese Frauen haben nie erfahren, dass man die Dinge ihres Lebens auch symbolisch deuten kann. Sie waren erst völlig verwirrt, dann aber lachten sie, wenn Maxie es ihnen erklärte. Sie haben nie gelernt, dass Phantasie das Verständnis für andere und für sich selbst –, dass Poesie eine Kraft sein kann, die unser Bewusstsein erweitert!

Ich sollte darüber reden, welch grosses Vergnügen die Arbeit uns machte, während wir gleichzeitig spürten, wie der Boden unter unseren Füßen bebte.

Maxie war völlig eingesponnen in ihre Protokolle. Aber es gab nicht nur Euphorie und unsere Begeisterung über die produktive Spannung in den Gesichtern der Frauen, die zum Lebensstrom wurde, und wie ein schlaffer Mund plötzlich Linie bekommt, wie erloschene Augen aufblitzen können: Beweise für unseren Glauben, dass die Reserven in uns Menschen unerschöpflich sind! Es gab in manchen Stunden auch kleinliches Versagen und das Bewusstsein unserer Unwissenheit. Es gab die Stunden der Bitterkeit und des Schmerzes. Ein explosiver Ausbruch von Maxie: «Du fährst schon wieder weg und lässt uns allein? Du bist unaufmerksam geworden und kalt, deine Zärtlichkeiten kann man zählen!» Und noch schlimmere Vorwürfe, Unterstellungen und wüste Beleidigungen, über die ich nicht reden werde. Ich denke, es ist die Neurose! Ich denke manchmal wirklich, sie wird verrückt! Oder habe ich selbst bereits den Verstand verloren? Und manches stimmt, was sie mir vorwirft. Ich bin unaufmerksam geworden. Ich liebe sie nicht genug, zumindest vermag ich es nicht zu zeigen.

Ich war immer schon geneigt, meine Gefühle zu verbergen. Als ob ein Dämon, ein Dibbuk in sie gefahren wäre, so tobt sie manchmal. Und dann wieder ein Zusammenbruch, sie weint stundenlang, entschuldigt sich wieder bei mir und den Kindern. Eine Art Selbsterfleischung. Wo führt das hin? Im Auto wurde sie ohnmächtig, ich musste zur Seite fahren und sie halten. Auch im Garten rutscht sie mitten im Gespräch vom Sessel und liegt bewusstlos auf dem Boden. Ich versuche, sie zu wecken, drücke sie, zärtle sie, ich rufe ihren Namen, als ob sie davonfliegen würde ... Und der wechselnde, befremdende Ausdruck ihres Gesichts spricht auch von einer rasenden Entfernung. Die Freunde, die dabei sind, schweigen. Auch die Kinder sind ratlos. Unbegreiflich: Warum haben wir nicht sofort einen Arzt zu Rate gezogen und eine gründliche Untersuchung verlangt?

Maxie fährt für eine Woche an den Schwielowsee. Ich hab dort ein Zimmer bestellt, aber entschliesse mich, bei den Kindern zu bleiben. Dann kommt sie zurück und hat in diesen wenigen Tagen fünf Kurzgeschichten geschrieben! Ich zeige sie Walter Kaufmann, unserem Kurzgeschichten-Experten, und der wird blass. Das hat sie geschrieben? Er ist verblüfft. Manchmal kommen die Wolfs zu Besuch, aber sie merken nicht, dass Maxie krank ist, sie zeigt sich ihnen heiter und sorglos. Es gibt Kuchen und Kaffee und viel Gelächter. Christa ist privat völlig unkompliziert, einfach und locker, sie hat wirklich Humor und ist zu jedem Quatsch bereit. Etwas, das sich in ihren Büchern nicht niederschlägt. Maxie ist eine glänzende Unterhalterin, sie kann mit ihren Geschichten und ihrem Spott zwanzig Leute zum Lachen bringen. Ich dagegen bin nicht immer gesprächig, ich denke sehr langsam, bin rhetorisch wenig gewandt, was für mich ein starker Anreiz ist, zu schreiben. Beim Schreiben kann man dreimal überlegen, wie man es sagt, und dann kann man die Seite fünfmal umschreiben!

Zumeist bin ich ein Schweiger. Ausser wenn ich Geschichten erzähle und mich selbst in eine schöpferische Erregung versetze, was oft nur von der Konstellation der Zuhörer abhängt, von einem Gesicht, in dem die Augen glühen! Wenig Kontakte zu bedeutenden Leuten. Keinerlei Neigung, in Gesellschaft zu glänzen. Ich vermeide es, zu öffentlichen Veranstaltungen oder Parties zu gehen, überall dabeizusein, wie es manche meiner Kollegen tun. Einige von unseren Freunden sind bekannte Autoren geworden. Ein Buch nach dem andern! Viel Charme und gescheite Sprüche, liebenswürdig und schlagfertig. Ätzender Witz. Aber auch eitel wie die Pfauen! Die Eitelkeit hängt manchen von ihnen wie ein Klotz am Bein. Ihr Narzissmus ist sagenhaft. Mein Teil ist der Rückzug. Wenn ich es von heute betrachte, erscheint mir vieles unfertig und lächerlich. Mein Leben war ein Ringen zwischen Handeln und Passivität, zwischen kreativem Schaffen und distanzierter Beobachtung!

65

Freundschaft? Ich habe ein Buch zu dem Thema Freundschaft geschrieben: «Ein Zimmer in Paris». Es spielt kurz nach dem Krieg, und ich suche meine Leute, finde nur meinen Bruder in Lyon, entdecke zwei oder drei Freunde in Paris. Sie schreiben – wann kommst Du endlich? Und dann fahre ich hin, und wir wohnen in dem gleichen beschissenen Hotel wie 1939. Es sind drei Männer, die ich dort wiederfinde, meine besten Freunde. Nur einer davon ist authentisch, Fredi Grünberg, die anderen beiden, Gerson und Baptiste, sind erfunden. Und doch auch wirklich, denn in ihnen verkörpern sich ein Dutzend anderer Freunde! Sie haben Ähnlichkeiten miteinander. Man verliebt sich nicht nur immer in die gleichen Frauen, auch die Freundschaft ist eine geheime

Wahl. Und wenn ich schon von dem Thema rede, ist nur eines das wahre Kennzeichen eines Freundes – er sorgt sich auch um dein leibliches Wohl! «Hast du denn heute schon zu Mittag gegessen?» Es ist die Armut, die dich lehrt, wahre Freunde zu erkennen. Ich erzählte es schon – nach Kittys Tod ist Christa Wolf jede Woche gekommen: «Braucht ihr Geld? Habt ihr Rechnungen zu bezahlen?» Und das länger als ein Jahr. Von Zurückzahlen war nie die Rede. Es gab noch zwei andere, die sich ähnlich verhielten. Und es gab auch einen, bei dem ich mir dreihundert Mark lieb. Und er kam nach einer Woche und fragte, wann ich ihm das Geld zurückgeben könne? Ein erfolgreicher Schriftsteller, ein wohlhabender Mann. An solchen Sachen erkennt man den Freund!

In meinem «Zimmer in Paris» lasse ich Baptiste sagen: «Was braucht der Mensch, um glücklich zu sein? Eine Hose, zwei Hemden und drei Freunde!» Und in den berühmten Essays von Francis Bacon findet man über die Freundschaft Folgendes: «Der hauptsächlichste Segen der Freundschaft ist die Erquickung, sein Herz von Bangigkeit und Kummer entladen zu können ... Bekanntlich sind Verstopfungen und Stauungen höchst gefährlich für den menschlichen Körper; nicht viel anders ist es mit dem Geiste. Man kann wohl Sassaparille gegen die Verstopfung der Leber, Stahl gegen die der Milz, Schwefelblüte für die Lungen, Bibergeil für das Gehirn einnehmen; aber keine Arznei erschliesst das Herz so sehr wie ein treuer Freund, dem man seine Leiden und Freuden, Ängste und Hoffnungen, seine Sorgen und Geheimnisse und alles, was sonst noch das Herz bedrückt, gleichsam wie in einer weltlichen Beichte bekennen kann.»

Und hier noch ein Brief von Maxie: «Alter, was Du über Deine Versäumnisse sagst, geht mir runter wie Honig. Mir fällt dazu eine Menge ein, Du wirst staunen. Ein Mann kann natürlich beides tun

– auf der einen Seite Versäumnisse bekennen, auf der anderen knüpft er neue Beziehungen. Das ist es. Haben wir nicht ein Spinnnetz ausgelegt, in dem wir uns selber fangen? Jedes Wochenende ein volles Haus! Zu viele Beziehungen, die unsere eigene Beziehung ersticken. Vielleicht sollte man ein goldenes Mittelmaß finden? Feuer, die man nicht löschen kann, heisst es, soll man nicht anzünden! Und das gilt nicht nur für die Liebe, auch für Freundschaft! Gestern kommt Herta D. zu mir, nur für einen ‚Plausch‘, wie sie sagt. Dann redet sie und redet, erzählt mir von ihrem Hans, der trinkt, kommt nächtelang nicht nach Hause, geht fremd, liebt sie aber doch, wie er immer wieder beteuert, quält sie, macht die Kinder verrückt, verspricht, sich zu bessern, trinkt eine Woche nichts, und es wird eine finstere Woche, denn ohne Alkohol ist er stumpf und verloren, ist alles viel schlimmer! Sie redet schon zwei Stunden, und ich kann sie nicht hindern. Ich höre zu. Und sie weiss, dass ich zuhören kann. Und ich weiss, dass sie es dringend braucht, sich einmal ausschütten zu können. Und so ist der Nachmittag und der Abend futsch. Und dann kommt zum Glück Herbert O. vorbei, der die Situation durchschaut und sie in seinem Wagen nach Hause fährt. Sie hat geweint und geschrien und einen Erstickenfalls bekommen. Und zu Hause warten ihre Kinder. Und auch unsere Kinder warten ... Und ich bin danach völlig zerstört ... Ich meine, wir sollten einfacher leben, mit weniger Menschen, irgendwo, wo uns niemand kennt...»

In der darauffolgenden schweren Zeit, als Maxie im Krankenhaus lag und unser Haushalt im Chaos zu versinken drohte, haben sich Freunde eingefunden, um zu helfen: Dieter und Lotti Lindstedt, Christa und Gerhard Wolf, Barbe und Dietmar Linke, ein evangelischer Pfarrer, Erwin und Ursula Freund und einige andere.

Freundschaften, die uns viele Jahre hindurch erquickt haben. Barbe Linke kam von weit her gefahren, um nach den Kindern zu sehen und das Haus in Ordnung zu halten. Auch Igor und Bozena möchte ich nennen, sie haben Tage und Wochen bei uns zugebracht, während ich jeden Tag nach Berlin fuhr, um bei Maxie zu sein ...

Wir hatten im Juni 1976 den Tumor entdeckt, als wir zu Besuch in Wien waren. Es war morgens, gegen sechs Uhr, als ich gerade erwachte, da führte Maxie meine Hand an ihre rechte Brust. Ich erinnere mich an die Panik, die mich sofort erfasste, die ich aber nicht zeigte. An den eisigen Stich im Herzen erinnere ich mich deutlich ... Von Juli an unterzog sich Maxie in Berlin mehreren Untersuchungen. Warum sie von einer Klinik zur anderen geschickt wurde, von einem Arzt zum andern, und erst im September operiert wurde, ist uns ein Rätsel geblieben.

Ihr Buch «Guten Morgen, du Schöne» war gerade im Druck. Doch bevor es noch in die Buchhandlungen gelangte, erschienen Auszüge daraus in verschiedenen Zeitschriften, was einiges Aufsehen erregte. Wie das zustande kam, wussten wir nicht. Gewiss waren wieder Freunde im Spiel, die das Manuskript bei uns gelesen hatten. Die bekannte Schauspielerin Annekatrin Bürger hatte sich vom Verlag einige Protokolle besorgt und machte öffentliche Lesungen in mehreren Städten der DDR. Etwas, das dazu beitrug, das Buch noch vor dem Erscheinen zu einer kleinen Sensation zu machen. Als Maxie es erfuhr, hat sie den Kopf geschüttelt. Sie konnte nicht begreifen, wieso ihr erstes Buch, um das sie so gebangt hatte, eine solche Wirkung hatte! Sie hat die ersten Erfolge ihres Buches noch miterlebt, aber nicht mehr richtig zur Kenntnis genommen. Sie glaubte nicht wirklich daran – und es war ihr nicht mehr so wichtig. Wir hörten auch von Gesprächen im Deutschen Theater, wo der Plan erörtert wurde, einige von den Frauengestalten aus «Guten Morgen, du Schöne» auf die Bühne zu bringen.

(Was später auch geschah; es wurde zu einem der grössten Theatererfolge der DDR, an dreissig Bühnen gespielt, später auch in der Bundesrepublik und in Wien.)

Über die Zeit des Unheils – vom Juni 1976, da wir den Tumor entdeckten, bis zum November 1977, Maxies Tod – möchte ich nicht berichten. Alles in mir verschliesst sich. Aber ich werde wieder gegen die Regel verstossen und aus dem Band «Leben wär' eine prima Alternative» einige Seiten zitieren. Ich wäre nicht imstande, die Situation besser zum Ausdruck zu bringen, als es Maxie selber tat.

66

9. September 1976

Einzug in die Frauenklinik der Charite. Eine Stunde im Keller warten. Mit mir warten noch andere Frauen, darunter ein sehr dickes Mädchen. Wir kommen ins Gespräch, die Dicke merkt meinen Akzent, fragt mich, wie eine aus Wien hierherkommt? Es klingt fast wie ein Vorwurf ...

Ich werde auf die Abteilung Gyn 2, Zimmer 5, eingewiesen. Wir sind fünf Frauen, sofort machen sich alle bekannt, ich erfahre Namen und Krankheit. Ein Abortus, eine mit Krebsverdacht, eine Abtreibung, dann eine alte Frau, die sie Oma Breitscheit nennen (sie liegt offenbar im Sterben) ...

Die Frauen reden, schwätzen, ewiges Rätselraten, ob der Chefarzt heut zur Visite kommt und wann, und immer sind sie in gespannter Erwartung. Worauf? Ich bin sofort vertraut mit der Situation, merkwürdig. Fühle mich nicht fremd, als hätt' ich das alles schon einmal erlebt. Ein bissl wie im Traum: Das bin *ich*? Das passiert mir? *Was* wird mir passieren? Jedenfalls der gute Wille ist da, mich einzurichten, es anzunehmen, was auf mich zukommt!

Dienstag, 14. September

Bin nicht mehr nervös, weil es bald überstanden ist. Um vier Uhr früh war ich auf dem Dach, das ich gestern Abend schon entdeckt hatte. Dort ist frische Luft und ein weiter Blick. Das Hotel «Berolina» und der Fernsehturm, beleuchtet hinter dem Monbijoupark, das Ungetüm von Postgebäude jenseits der Ziegelstrasse und der Dom und die vielen Kirchtürme.

Um halb sechs hab ich mich gewaschen, die Pille geschluckt und das Büsserhemd angezogen. Das Ding in meiner Brust ist jetzt so gross wie eine Walnuss, wenn es Krebs ist, werde ich die Ärzte fragen: Warum haben Sie so lange gewartet? Im Juli war ich zur ersten Untersuchung! [...]

Samstag, 18. September

Ich lebe. Jedes Erwachen nach einer Nacht voll Schmerzen und Dumpfheit ist wie ein Wunder. Und ich fühle meine Kräfte wachsen. Noch erlaube ich mir keinen Übermut, man muss wachsam sein, und meine Skepsis, die Fred immer angeprangert hat, setzt mir ganz schön zu. [...]

Krebskranke sind stolz und misstrauisch, als Kompensation, andere müssen um sie werben, müssen sich Mühe geben! Ich bin zwei Menschen, nachts verzweifelt, tags, wenn die Sonne scheint, glücklich, glücklich!

Probieren! Jeden Tropfen Leben werde ich auskosten, Leben tröpferweise, aber sicherlich hab ich mehr davon als viele andere Menschen, die nicht wissen, was Leben eigentlich ist!

Mittwoch, 22. September

Diese Nächte, diese Angst und mein Grübeln über die Ärzte, ihre Unsicherheit, ihr Tappen im Dunkeln. Vielleicht müssen sie die Kranken belügen, nicht jeder erträgt die Wahrheit. Aber dann soll-

ten sie sich zusammensetzen und sich darüber einigen, was sie sagen. So erfährt der Patient, der beobachtet und nachdenkt und Fragen stellt, bohrende Fragen, erfährt er nur ein Mischmasch von Andeutungen, halben Lügen und Widersprüchen, aus denen die Hilflosigkeit und oft auch die menschliche Unreife der Ärzte spricht. [...]

Die gute Schwester Christiane ermuntert mich: «Aber Sie haben doch einen prächtigen Befund. Krebszellen sind nirgendwo unterwegs, sonst hätte der Histologe die Austrittswege gefunden!» Gott, wie herzerfrischend sie lügt und wie treuherzig ich ihr zuhöre! Ich tu so, als finge ich zaghaft zu glauben an. Und ein Teil von mir ist ja auch bereit dazu und tief dankbar, während mein Misstrauen Wache hält. Die Schwestern mühen sich redlich ab, meine Bedenken zu zerstreuen, und die Ärzte fallen auf meinen Wissensdurst herein und geben wissenschaftliche Erklärungen ab, ohne zu merken, wie sie sich manchmal in Widersprüche verwickeln. (Gewiss stellen nicht viele Patienten so viele Fragen!) Und aus alledem und einigen anderen Zutaten backe ich nun das Brot meines neuen Lebens. [...]

Vielleicht ertragen andere Patienten ihr Los apathisch. Warum schauen sich die Ärzte die Menschen nicht an? Warum kann man dem Kranken seine Lage nicht besser erklären? Vergeblich warte ich auf einen Trost, dass einer kommt und sagt: «Sie haben's jetzt schwer, aber es ist überstanden!»

Bin also angekommen, wo ich hingehöre: auf der Krebsstation! Die Frauen sehen ganz anders aus als drüben, in der anderen Abteilung, grau, trüb, hoffnungslos und mürrisch.

12. November

[...] Was nun? Eins ist sicher: So leben wie zuvor will ich nicht. Dieser Gedanke kristallisiert sich immer klarer heraus. Es ist weni-

ger die Angst vor dem Tod als die Unlust dem Leben gegenüber, die mir jetzt zusetzt und mich unruhig macht. Das ist neu für mich!

Nach diesen Quälereien, auf die noch die Strahlen folgen, die ich am meisten fürchte, erscheint mir das «ganz kleine Leben» nicht mehr als das Allerhöchste. Jetzt beunruhigt mich weniger die Angst vor dem Sterben als die Unlust dem gewöhnlichen Leben gegenüber. Klein, klein, klein! ! ! (Und dass ich leben werde, da besteht für mich kein Zweifel!) Lass Dich nicht unterkriegen, Fred, wir denken uns was aus, wir zwei! Ach, ich hab so viele gute Briefe gekriegt!

Fünf neue Briefe. Eigentlich müsste ich nach diesem Überangebot von Sympathie und Freundschaft von allen Seiten abkratzen! Das war ein dufter Abgang. Aber leben tät ich halt auch gern. Es ist gemein von mir, so viele Gunstbezeugungen zu erpressen und dann in mein altes Leben mit Fred zurückkehren. Ob manche enttäuscht sind, wenn ich sie um die Posaune am Schluss bringe, das Drama abbreche? Dumme Gedanken. Mir kommt der Verdacht, ich spiele eine Rolle, um irgendwie durchzustehen. Leiden kann auch etwas Demonstratives haben: Schaut her, Leute, wie ein Mensch mit seinem Krebs umgehen kann. Was der Mensch alles fertigbringt. Ach, Scheisse. Ein paar Freunde, ein paar Briefe, aber zuletzt ist man doch grauslich allein und ausgeliefert dieser heimtückischen Krankheit. Wer kann mir da verübeln, dass ich wenigstens gelobt werden will?

Das Fenster ist offen, ein frischer Luftzug hüllt mich ein. Ich sehe das Zimmer, die Menschen, ich kann Menschen sehen ... Wie bewusst ich auf einmal das Leben liebe. Egal wie, es ist alles kristallklar um mich herum. Nur eine Woche noch oder ein halbes Jahr, aber hinausgehen können, einmal noch da herauskommen und sei-

nen Weg selber bestimmen können! Habe wahnsinnige Angst vor der Auflösung und den Schmerzen und dass ich Fred und die Kinder bis zur Erschöpfung belaste!

Quälende Gedanken. Man muss im Leben für alles bezahlen, am meisten für Glück! Wer sagte das? Leonhard Frank. Und was mit mir passiert, ist der Preis – wofür? Für Übermut und Anmassung? Oder? – So hat Kitty dagelegen, genauso, mit Sauerstoffmaske und Flaschen, mit all diesen weissen Kitteln (für die du anonym bist, weil sie nicht mehr können, nicht mehr können, ach, ich versteh's ja) und mit ihrer Angst. Und auch sie war allein ...

Wie hab ich mich geplagt, jahrelang, den ganzen letzten Sommer, um nachempfinden zu können, was mit ihr geschehen ist, im Graben, in den sie gestürzt ist, im Operationssaal, in ihrem Sterbezimmer. So, als könnte ich sie einholen, sie noch ein Stück begleiten. Jetzt weiss ich es.

67

Ein Jahr zu leben und zu sterben. Die Rollen, die wir gespielt haben, entgleiten, die Masken zerbrechen. Unter dem Schwert, das niedersausen wird, erlangen wir Klarheiten wie nie zuvor. Und doch wieder Rollen, Masken, Verwirrungen. Ich habe ihr meine Liebe offenbar nie richtig gezeigt. Vielleicht nicht oft genug. Nicht glaubhaft genug. Und doch muss sie es fühlen. So was spürt man. Du siehst es in den Augen des andern! Erkennt sie es nicht, zweifelt sie manchmal an mir? Diese verdammte Scheu – aus der Zeit der Kälte –, meine Gefühle zu zeigen, die Angst, meine Freude, meine Liebe nach aussen zu spielen. Diese Neigung, neben mir zu stehen und mich selbst zu beobachten, nicht ganz dabeizusein und alles aus einer gewissen Entfernung zu sehen. Und jetzt, wo sie es so dringend braucht und ich sie doch wirklich liebe, kann ich die

Wandlung nicht vollziehen. Warum? Sie würde einfach denken: «Er lügt, er macht mir was vor, er hat nur Mitleid mit mir, er weiss, dass ich sterben werde!» Das ist es, was mich – zum Teufel – hindert, ihr meine wahren Gefühle zu zeigen. Ich bleibe wie immer freundlich, zugetan, aber distanziert. Verdammte Scheisse! Ich bleibe, wie ich immer bin. Immer ein wenig abwesend und unterkühlt. Und es soll alles so sein wie vorher. Was denn sonst. Ihr Hirn arbeitet wie verrückt, ihr Misstrauen ist hellwach. Ich sage nicht: «Du wirst leben! Na klar, du wirst nicht sterben! Du bist nicht der Typ von Frau, die an Krebs stirbt. Du hast Kraft, etwas in dir ist stärker als der Tod!» Das alles sage ich nicht. Sie würde es heimlich bezweifeln. Aber vielleicht liegt es in meinem Blick? Ich fahre jeden Tag zu ihr in die Klinik. Ich habe aufgehört zu arbeiten. Um die Kinder kümmern sich Nachbarn und zwei junge Leute aus unserem Freundeskreis, Igor und seine Freundin Petra. Igor kann gut mit Kindern umgehen, er kocht, geht mit ihnen die Aufgaben durch. Und Petra, die wir Bozena nennen, hilft ihm dabei. Sie ist nach der Lehre und noch ohne Arbeit, es fängt sich glänzend (und ich werde sie später als Mitarbeiterin anstellen)! Maxie kommt meist zum Wochenende nach Hause. Dann ziehen sich Igor und Bozena diskret zurück, ohne ihre Aufgaben aus den Augen zu verlieren. Und Maxie genießt den Garten, freut sich, durch die Räume zu gehen, Musik zu hören, Bücher in die Hand zu nehmen und ein paar Zeilen in die Maschine zu tippen: «Abends hör ich im Radio das Thema: ‚Was ist Glück? Glück ist Bewegung!‘ Warum fragt mich niemand? Diese Krankheit entwickelt sehr rasch die Fähigkeit, die Dinge des Lebens plastisch zu sehen und nicht eindimensional, wie es die Gesunden tun! Hier sind die Lebenden und hier die Toten. Wenn ich einen Menschen vor mir sehe – das schöne, ausdrucksvolle Gesicht von Christa –, dann wird mir plötzlich schmerzhaft bewusst: Das ist das Leben! Ich

lebe noch, kann Menschen sehen. Jede Minute, jede Sekunde ist voll Leben, voll Spannung. Glück ist Leben! So einfach liegen die Dinge!»

Nachts klammert sie sich an mich. «Halt mich fest, hilf mir, sei lieb zu mir, halt mich fest, halt mich fest, ich friere so ...» Und dann reden wir im Dunkeln von Kitty, aber die Erinnerung ist wund und lässt uns verstummen. Maxie weint still in sich hinein, und ich drücke ihre Hand an mein Gesicht. Die Bilder, die immer wiederkehren – und wie ich Kitty aufmerksam betrachte, wenige Tage vor ihrem Tod, als ob ich etwas ahnen könnte, wie damals, im Mai 1938 in Wien, als ich wusste, dass ich fliehen werde, und meine Mutter heimlich betrachtete und wusste – ich werde sie nie wiedersehen! Kittys schönes, lebendiges Gesicht, ihre strahlenden Augen, ihre Lebensfreude, und ich sah, dass ihr Haar einen leicht rötlichen Schimmer hatte, wie das meiner Mutter! Ich hatte es, schien mir, nie zuvor so deutlich gesehen ...

Maxie muss Sonntag Nachmittag wieder in die Klinik, ich fahre sie hin und komme allein zurück in das leere Haus. Igor und die Kinder spielen noch abends im Garten. Ich gehe hinein, lege eine Platte auf. Lyrische Stücke von Grieg. Die Wirklichkeit wird unscharf. Die Lust, in die Geheimnisse hinter den Wänden der Wirklichkeit zu dringen. Ich erinnere mich, wie mich der Chirurg nach der Operation zur Seite nahm und mir flüsternd einige Worte sagte. Ich war so verwirrt, dass ich nicht sofort verstand, was er sagte, oder nicht verstehen wollte. «Aussichtslos. Zu spät entdeckt. Der Tumor viel zu gross. Die Metastasen wahrscheinlich schon unterwegs!» Ich glaube ihm nicht, es dringt nicht ein in mich. Ich weiss nicht warum. Ich glaube fest an ihre Heilung. Es kann nicht sein, dass Maxie jetzt stirbt. Sie ist stark, hat soviel Lebenskraft ... Ich schreibe an einem Stück. Komme nur selten dazu, manchmal eine Stunde, bevor ich schlafen gehe oder frühmorgens: «Eine Abendgesellschaft». Ein Mann – elegant gekleidet – wird auf dem Weg zu einer Abendgesellschaft verhaftet. Das

Stück beginnt, wie er in eine dunkle Zelle gestossen wird, wo sich bereits dreissig andere Gefangene befinden und zum Teil am Boden liegen. Es ist eine fiktive Diktatur in Europa, und die Polizei sucht einen Führer der Guérilleros, der sich angeblich unerkannt unter den Gefangenen befindet.

Maxie übersiedelt in die Rössle-Klinik in Buch, die eigentliche Krebsstation im Norden von Berlin. Wieder fahre ich sie täglich besuchen, die Fahrt dauert zwei Stunden. Sie soll wieder operiert werden. Die Ärzte haben geraten, die Eierstöcke zu entfernen. Nach der Operation schreibt Maxie: «Andere Frauen altern langsam und merken es kaum. Ich bin in einem Herbst gealtert, habe einen zerschnittenen Körper, der nie wieder einen Mann reizen wird. Nie wieder werde ich mich unbefangen am Strand ausziehen können. Mein Körper, den ich gern hatte, ist ausrangiert für immer. Ich kann es nicht fassen, es ist zu grausam. Manchmal frage ich mich, ob es geschehen musste, weil er mich für meine Eitelkeit strafen wollte. Nimm es endlich an, rebellier nicht länger, sagt *eri* Was bleibt? Worauf freu ich mich in diesem schrecklichen Haus? Meine Bett Nachbarin, die kleine Anita, eben auch operiert, hat gebettelt, ihr Radio anstellen zu dürfen. Nun dudelt das, dudelt ... ,Von sieben bis zehn, Spree-Athen! Und ,Liebe macht alles noch schöner! Und ,Komm heraus, Mariana, liebe mich! Anita ist selig, aber wenn sie wüsste, wie mich diese Schnulzen quälen! Die Spatzen! Heut hab ich anstatt Semmeln und Kekse Sonnenblumenkerne aufs Fenstersims gestreut, die uns Fred mitbrachte. Flugs war ein Taubenpaar da. Die kleinen Köpfe, Hälse und Brüste hellgrau mit einem rosigen Schimmer. Mir kommen die Tränen, wenn ich an ihre Schönheit denke. Wieviel Zeit mag noch bleiben, um alles Schöne zu geniessen?» Und an anderer Stelle schreibt sie: «Mein Buch wird gedruckt. Das Ministerium hat ja gesagt! Es gibt noch Höhen in meinem Leben ...» Sie kümmert sich um die frisch operierten Frauen, hält ihnen die Hände, sagt ihnen ermutigende

Worte. Sie hilft den Schwestern in der Küche, wäscht Geschirr und benützt die Gelegenheit, um den Schwestern Fragen zu stellen. «Wohin kommen die Sterbenden. Werden sie hinausgeschoben?»

Und wir reden von den Kindern, jetzt kommen wir nicht mehr weg von hier. Ist das Schicksal, oder haben wir versagt, haben die inneren Signale nicht rechtzeitig gehört? Der Winter vergeht in diesem Rhythmus – raus aus dem Spital, rein in das Spital. Maxie an Christa: «Ich leide Hunger, das macht mich so leicht und wirr und trunken. Bekomme kaum was zu essen, weil es immer irgendwelche Untersuchungen gibt, Gallentest und Knochentest. Und viele Röntgenaufnahmen, wenn ich die alle zählen würde ... Ich frage mich, wie man diesen Widerspruch begreifen soll: Einerseits brauche ich alle Widerstandskräfte, um mit der Krankheit fertig zu werden. Man müsste alles tun, um meine Abwehrkräfte zu mobilisieren. Aber sie tun das Gegenteil! Und immer diese Strahlen, das ganze Haus riecht davon ... Zum erstenmal beschwerte ich mich heute bei meinem Arzt. Er murmelte: ‚Bei Ihnen müssen wir das schon alles durchziehen‘ ... Ich werd verrückt! Wieso müssen ...? Hallo Christa, entschuldige, lass Dich nicht betrüben. Ich sage mir jede Stunde: Auch das hier ist mein Leben. Ich darf diese Monate nicht als gestohlene Zeit ansehen, sondern als Leben ...»

Maxie ist in der Nacht vom 20. auf den 21. November 1977 gestorben. Ich war bei ihr. – Das Begräbnis auf dem Waldfriedhof von Kleinmachnow sollte noch einmal eine Überraschung bringen. Es waren vielleicht zweihundert Leute da, obschon wir ganz im Stillen unter uns sein wollten. Nur die engsten Freunde waren geladen. Christa Wolf hielt eine bewegende Ansprache. Ein Freund aus Westberlin, ein Arzt, der auch Klarinette spielte, hatte versprochen, mit seinem Instrument zu kommen. Er kam zu spät.

Nein, wir merkten Bewegung unter den Trauergästen, jemand suchte verzweifelt, nach vorne zu gelangen. Es war unser Freund mit seiner Klarinette. Genau in dem Augenblick, als Christa geendet hatte, stand er endlich vorne und spielte eine Serenade von Schubert. Es war wunderbar. Danach herrschte über dem Friedhof grosse Stille. Und als wir zu unserem Haus kamen, standen dort schon vielleicht fünfzig Menschen vor der Tür, die wir nicht kannten. Unaufgefordert und schweigend traten sie ins Haus und immer mehr Leute strömten herein. Ich weiss nicht mehr, wie viele es waren, aber das Haus war voll, sie sassen überall, auf den Stühlen, am Boden und auf der Treppe nach oben, wo Maxies Zimmer lag, wie ein grosser Schwarm Spatzen in einer Baumkrone, dicht gedrängt. Und es war still. Aber nach und nach fingen sie zu reden an. Und wir waren verlegen, weil wir nichts anzubieten hatten. Und dann geschah ein Wunder: Aus den Nachbarhäusern kamen viele Frauen und brachten Kuchen, Kekse und alles, was sie an Vorräten hatten. Sie brachten auch Tassen und Gläser für so viele Menschen, sie brachten Früchte und belegte Brötchen und Kannen voll Kaffee und Tee. Es war ein Kommen und Gehen vor der Tür. In der Küche machten sich ungefähr zehn Frauen zu schaffen, alles zu bereiten und die Gäste zu bedienen, Frauen, die ich nicht kannte. Heiterkeit breitete sich aus. Ich finde keine Worte, um zu sagen, was für eine Art von Heiterkeit. Viele Gäste waren einander fremd, lernten sich kennen, eröffneten erregende Gespräche. Schliesslich wagten auch einige zu lachen. Daniel, er war elf Jahre alt, ging herum, redete mit allen, merkwürdig aufgekratzt und völlig unbefangen. Er sagte mehrmals: «Meine Mama ist für zwei Monate nach Afrika gefahren!» Bis spät in die Nacht hinein hielten sie das Haus besetzt. Und wir, die dazugehörten, hockten mit ihnen auf der Treppe und unterhielten uns mit fremden jungen Mädchen und Burschen. Es war mehr Traum als Wirk-

lichkeit. Mir schien, als wäre Maxie anwesend und gehe herum, um sie alle zu begrüßen und ihre Gesichter zu streicheln ...

68

Hier mache ich einen tiefen Einschnitt. Eine Nachdenkpause. Das alles haben wir schon irgendwo gelesen. Einige dieser Sätze, Zitate und Geschichten sind schon in deinen anderen Büchern vorgekommen! Darf man sich wiederholen? Ist es nicht eine Missachtung der Leser? Nein, sage ich! In mir stecken Generationen von Schnorrern, Händlern mit Seife und Zwirn, Heiratsvermittler, die durch die Dörfer fahren, mit Wagen und Pferd, Aufkäufer von Butter und Eiern, und Geschichtenerzähler, wie mein Grossvater Jizchok! Generationen von am Talmud geübten Wortklaubern, die einen Satz sechzehnmal herumdrehen, wie man die alten Brötchen auf dem Ofen herumdreht, um sie von allen Seiten braun werden zu lassen. Sie erzählen ihre Anekdoten, Neuigkeiten und Bonkes nicht nur zweimal, sondern zwanzigmal, und der Zuhörer wird aufgefordert, die Dinge des Lebens von allen Seiten zu betrachten und jedesmal in einem anderen Licht! Der Leser und Zuhörer weiss, dass er selbst sich ständig wandelt, die gleiche Geschichte jedesmal anders hört und der Tag verschiedene Farben aufweist. Die Fassaden der alten Häuser von Czernowitz, Warschau oder Paris leuchten einmal rosafarben, blau, grau oder violett und sind doch die gleichen Häuser. Und du spürst, wenn du in die Fenster blickst, das herrliche, rasende, elende, kranke Leben hinter Glas, und dein Kopf raucht von Gedanken, weil du den Atem des Lebens auf der Haut spürst und dein Herz rascher pochen fühlst.

Ich habe «Onkel Wanja» von Tschechow vielleicht siebenmal auf der Bühne gesehen und «Hamlet» mindestens fünfzehnmal.

Werde ich denn müde, es immer wieder zu sehen? Natürlich vergleiche ich meine Lügengespinste nicht mit denen von Tschechow und Shakespeare. Ich bin doch nicht grössenwahnsinnig! Aber mein anderer Grossvater Isaak (was ich auch schon dreimal berichtet habe) hat mir «Aladin und die Wunderlampe» vielleicht dreissigmal erzählt, auf jiddisch, und jedesmal anders. Und die Wunderlampe brennt in mir bis heute! Und «Alibaba und die vierzig Räuber» hat er mir auch erzählt, ich war fünf Jahre alt. Und ich spüre manchmal die Räuber auf ihren schwarzen Pferden in mir galoppieren, dass mir die Adern platzen. Geschichten erzählen ist ein Beruf, so alt wie die Welt, eine Sache, die sich durch die Geschichte der Menschheit zieht wie Sauerteig. Geschichten sind so wichtig für die Menschen wie das Brot, das sie täglich essen. Und Hannah Arendt sagt: «Jedes Leid wird erträglich, wenn man eine Geschichte darüber erzählt!»

Schreib also die Wahrheit! Aber was ist die Wahrheit, was heisst das, ein authentischer Lebensbericht? Eine fotografisch genaue Abbildung der Vergangenheit kann es nicht geben, weil ja auch die Fotografie zur Lüge missbraucht werden kann. Martin Walser sagt dazu: «Das Wort Autobiographie kann ... nur jemand benutzen, der von der unwillkürlichen Verklärungskraft der Sprache wenig Ahnung hat ... Man kann nicht etwas derart weit Zurückliegendes beschreiben, ohne zu erleben, dass es längst Fiktion ist – selbst wenn das alles tatsachengesättigt ist, wenn das Personen sind, die tatsächlich gelebt haben. Dass das jetzt in Sprache erwachen soll, ist eine Phantasie.»

Gewiss fordert der Leser mit Recht Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, aber der Autor kann schreiben, was er will und wie er will, der geübte Leser, wenn er überhaupt imstande ist, Lüge von Wahrheit zu unterscheiden, wird in allem Geschriebenen Echtheit und Wahrheitsgehalt erkennen können. Jede Verstellung und Lüge ver-

rät sich von selbst, ohne dass der Autor es verhindern könnte. Die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit des Autors spürt du auch zwischen den Zeilen, und Verlogenheit ist etwas, das dem eingebildeten Künstler anhaftet wie ein schlechter Geruch. Es kommt nicht darauf an, mit Akribie die Dinge des Lebens zu beschreiben, sondern auf die Gestaltung und die magische Wirkung, die dem Künstler nicht bewusst ist! Auf intellektuelle und moralische Kraft kommt es an, auf verborgene Zusammenhänge und tiefere Wahrheit.

Und jetzt muss es also weitergehen. Warum muss es weitergehen? Verdammte, die Leute sagen – wenn einer stirbt –, das Leben geht weiter! Ich habe, drei Wochen nachdem Maxie gestorben war, ein Haus gekauft. Ein altes Bauernhaus in Mecklenburg, 180 Kilometer nördlich von Berlin. Verrückt! Es war, von heute gesehen, eine absurde Entscheidung. Aber wir mussten dort raus! Ohne Maxie war das gewohnte Bild, waren Haus und Garten in Kleinmachnow nicht mehr erträglich. (Und wir waren auch 1968, kurz nach Kittys Tod, in ein anderes Haus gezogen!) Diesmal mussten wir auch aus dem Ort hinaus, und zwar sofort! Ein Freund, der in Mecklenburg lebte, der Schriftsteller Alfred Wellm, rief mich an: «Ich habe ein Haus für dich gefunden!» – Wir hatten jahrelang diesen Traum in uns genährt, Maxie und ich: weg von hier! Irgendwohin, wo uns niemand kennt! In der Natur leben, in einem Bauernhaus mit Obst und Gemüse, mit Hund und Katz und sogar mit Flöhen, wenn es sich nicht vermeiden liess! Ich fuhr zunächst allein nach Koppelow, um das Haus zu sehen und mit dem Besitzer zu verhandeln. Koppelow ist ein kleines Dorf in Richtung Rostock, nahe bei Güstrow. Der Besitzer war ein Mann meines Alters, aber eigentlich ein Greis, von Alkohol zerfressen. (Seine Frau hatte sich ein Jahr zuvor auf dem Dachboden des Hauses erhängt, wie wir spä-

ter erfahren!) Als wir über den Preis verhandeln wollten, sagte der Hausherr einleitend: «Wir werden uns schon einigen, wir wollen doch keine Juden sein!» Und als ich ihm zu verstehen gab, wer ich bin –, war er bestürzt und entschuldigte sich stotternd. Diese Nachricht muss sich im Dorf rasch verbreitet haben, denn als wir bald darauf einzogen, spürten wir bei den meisten Leuten eine gewisse Scheu, Kälte, aber auch Neugier. Nur einige alte Leute zeigten sich freundlich gestimmt und zu Gesprächen geneigt, was ich als gutes Omen empfand.

Das Haus hatte acht Räume, von denen aber nur zwei bewohnbar waren. Es gab kein Badezimmer und nur einen einzigen Wasserhahn im Haus. Einen grossen Teil des Hauses nahmen der Schuppen und der Heuboden ein, alles unter einem Dach, unter dem wir beim Aufräumen allerlei Gerümpel und alte Geräte fanden sowie einige hundert leere Schnapsflaschen, die in verschiedenen Verstecken lagen. Der elende Zustand dieser alten Klitsche, in der Menschen ihr Leben zugebracht hatten, gab mir eine Vorstellung von der Wirkung des Alkohols für Millionen Menschen – nämlich als einer Droge, eines Zaubertranks, um sich zu verwandeln und ein anderer zu werden, um Frust, Trägheit, Unfähigkeit und innere Leere zu ertränken, um ein wenig Glut in den Adern zu spüren und um das falsche Bewusstsein zu nähren.

Ich sollte jetzt von der Trauer reden, von dem grossen Unglück, das uns bedrückte und mir in manchen Stunden den Atem nahm, aber davon möchte ich lieber schweigen! Ich machte verschiedene schwere Fehler, auch den, einen eben geschiedenen jungen Mann samt Kind ins Haus zu nehmen, der mich mit seiner Fremdartigkeit und Verlorenheit, auch mit einem gewissen Charme (den offenbar nur ich sah) beeindruckt hatte. Er sollte mir in meiner Arbeit helfen, Recherchen betreiben, für ein neues Buch über die Menschen in einem alten Berliner Haus, wie ich in meinem Wahn

glaubte. Das Buch ist nie zustande gekommen! Und er sollte mir auch beim Aufbau einer neuen Existenz behilflich sein. Meine vertrackte Neigung, Leute mit einem Tick aufzugabeln, mich in unlösbare Unternehmungen zu stürzen und mich mit jungen Leuten zu umgeben, war durch die Katastrophe noch gewachsen. Das Haus musste von Grund auf erneuert, zum Teil abgerissen und wieder aufgebaut werden. Und das ist es, was andererseits an unserem Verhalten auch wieder richtig war: «Jammer nicht über dein Elend. Nimm den Spaten in die Hand und pflaster den Hof!» Ein oft gebrauchtes Wort von Maxie, das sie von ihrem Vater hatte. Und darin liegt eine grosse Wahrheit, wenn dich ein Unglück trifft, grüble nicht, stürz dich in Arbeit oder gar in ein abenteuerliches Unternehmen! Wir fuhren mit meinem Wartburg über die Dörfer, wie man damals sagte, oder nach Güstrow und bis Schwerin, um Bretter zu besorgen, Werkzeuge, Nägel, Farbe, Dachpappe, Ziegelsteine und Zement, was sehr viel Mühe, Beredsamkeit, Geschicklichkeit und Geld kostete. Wenn irgendwo auf einem staatlichen Materialstützpunkt ein Waggon Ziegel abgeladen wurde, sprach sich das im Umkreis von 50 Kilometern herum, und wer zuerst kam, hatte Glück! Wir kamen meistens zu spät. Aber man lernte das Land kennen, die Leute, die Verhältnisse im real existierenden Sozialismus, was soviel bedeutete, dass du für einen Sack Zement sechzig Kilometer im Kreis fahren musstest und die Leute zwanzig Jahre brauchten, um ein Haus zu bauen! Jawohl, bau ein Haus, es macht dich zu einem Reisenden, der die Menschen im ganzen Bezirk genau kennenlernt. Bau ein Haus, wenn du unglücklich bist, falls du das Zeug dazu hast, die Geduld und die Penunje, was soviel wie «Mäuse» bedeutet. Unsere Söhne Roberto und Daniel waren es gewöhnt, mit Holz und Steinen umzugehen (der Abenteuerspielplatz in Kleinmachnow, hinter der Garage, war eine gute Lehre gewesen!), und zusammen mit Igor,

Bozena und einigen anderen jungen Leuten, die aus Berlin gefahren kamen, bauten sie Betten, Tische für die vielen Gäste, Regale und richteten Zwischenwände auf, um auf dem riesigen Dachboden mehrere kleine Zimmer herzustellen.

Wir hatten aus Kleinmachnow unsere Katze Milli mitgebracht und nahmen gleich in den ersten Wochen zwei junge Hunde ins Haus. Die Handwerker aus der Umgebung von Koppelow, vor allem ein Elektriker und ein Installateur, waren überraschend schnell bereit, ins Haus zu kommen, denn der neue Mann im Dorf, angeblich ein Künstler, hatte einen bunten Haufen junger Leute um sich versammelt, darunter zwei oder drei hübsche Frauen und Mädchen. Das wechselte oft, die Gäste kamen von weit her gefahren, blieben zwei oder drei Tage und fuhren wieder fort. Wir liessen Wasser in die Küche leiten und in ein improvisiertes Bad. Überall im Haus wurden elektrische Lampen installiert – und ich hatte beschlossen, ein neues Buch herauszugeben, Maxies Lieblingsidee – einen Briefroman! Ich hatte mehrere leere Räume zur Verfügung, hängte verschiedene Türen aus, legte sie auf Holzböcke und schuf grosse Flächen, um alles beschriebene Papier von Maxie darauf auszubreiten. Ich konnte hin und her gehen, an den Tischen vorbei, neue Gedanken fassen und die Grundzüge des Buches entwerfen. Selbstverständlich war Maxie allgegenwärtig; während ich ihre vielen Hunderte Briefe und Skizzen las, redete ich mit ihr, diskutierte, stritt mit ihr. Und so sollte das Buch «Leben wär' eine prima Alternative, Tagebücher und Briefe» in kurzer Zeit entstehen. Ich wusste noch nicht genau, wie ich es gestalten würde, hatte keine Vorstellung, ob es überhaupt einen Leser interessieren konnte. Keine blasse Ahnung, was für eine Wirkung und welcher grossen Erfolg dieses Buch haben sollte!

Das also waren die weiten mythischen Ebenen, Hügel und Gewässer Mecklenburgs, von wo – wie mir jemand warnend sagte – Hitler viele seiner besten Gefolgsleute bezogen hatte. Wohin hatte mich mein Leichtsinn verschlagen? Schon nach wenigen Tagen merkten wir, dass einige Dorfbewohner bereit waren, uns zu helfen. Fast alle diese Leute arbeiteten auf der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft «Wohlstand». Dann kam Kielisch, unser nächster Nachbar, ein kleiner, aber kräftiger Mann in den Vierzigern – schwarze Haare, verschmitzte Augen, die von Humor zeugten –, und sagte, er verstehe sich auf Gartenarbeit, Tischlerei und Maurerhandwerk und wäre bereit, an Wochenenden oder auch an den Abenden zu helfen. Er war dann in den zwei Jahren, die wir dort lebten, ein ständiger Gast und Helfer. Auch andere Nachbarn kamen mit dem Rad gefahren oder stiegen ab, wenn sie vorbeifuhren, sahen uns zu, wenn wir draussen zu tun hatten, und machten Vorschläge, wie man das und jenes besser und sich leichter machen könne. Daniel, er war damals elf Jahre alt, hatte als erster einen Kumpel gefunden, einen Jungen aus dem Dorf, der ihn schon am ersten Nachmittag abholte und mit ihm verschwand. Und dann hörten wir das Tatütata der Feuerwehr! Irgendwo auf einem flachen Hügel brannte eine kleine Scheune voll Stroh. Der Wind stand günstig, er wehte vom Osten her, und so blieb ein Bauernhaus, das nahe der Scheune stand, vom Feuer verschont. In dem Haus wohnten zwei Familien mit acht Kindern, und Westwind hätte eine Katastrophe bewirkt. Erst abends erfuhren wir, dass die beiden Buben in den Heuschober gekrochen waren und mit Zündhölzern gespielt hatten. Ich dachte, wir würden nun vom ersten Tag an verfemt sein. Aber nichts geschah. Die Kinder bekamen eine Standpauke von den zusammengelaufenen Leuten und vom Feuerwehrhauptmann, der ihnen auf sehr kluge

Weise und offenbar pädagogisch geschult einen Vortrag hielt. Auch der Bürgermeister kam gefahren, aber das Ereignis hatte keine Folgen. Wir hörten, dass die Norddeutschen ein seltsames Volk seien und ziemlich verschlossen, ein Fremder, der hierherzog, würde auch noch nach zwanzig Jahren nicht als Einheimischer betrachtet werden. Aber man tolerierte ihn. Und viele dieser Bauern besaßen Taktgefühl und Humor und nahmen uns so, wie wir waren.

Gerade mit den älteren Leuten, von denen ich es am wenigsten erwartet hätte, kamen wir nun öfter ins Gespräch und wurden sogar eingeladen, sie zu besuchen. Was wir dann auch machten. Ein alter Mann, Fritz Helmer, ehemals Maschinist bei der LPG, jetzt Pensionist, nimmt mich zur Seite und sagt freundlich, aber nicht schmeichlerisch, er habe mein Buch gelesen! Wieso? Er sei in Güstrow gewesen und habe dort in der Buchhandlung gefragt, ob sie einen Schriftsteller namens Wander kennen, da haben sie ihm den «Siebenten Brunnen» gezeigt. Er hat das Buch gekauft und in drei Tagen gelesen! Sehr gut. Es habe ihm gefallen und ihn berührt! Ich beobachte sein Gesicht, aber alles darin ist echt. Er sagt mir, dass es noch andere Bücherleser im Dorf gäbe. Und tatsächlich haben wir später in einigen Häusern Bücher gesehen. Was aber fast in jedem Haus eine grosse Rolle spielte, war der Fernseher. In vielen Häusern, wie wir beobachten konnten, wurde der Fernseher frühmorgens aufgedreht und lief den ganzen Tag über bis zum Schlafengehen, auch wenn niemand da war. Manchmal, wenn man am Nachmittag oder abends einen Besuch machte und in ein Haus eintrat, lagen fünf oder sechs Kinder rücklings auf dem Fussboden und schauten in die «Glotze», wie die Leute sagten. Im Hintergrund sassen Grossmutter und eine alte Tante in unbequemen Stühlen und schliefen vornüber gebeugt. Fragte man die Kinder, was denn gerade gespielt wurde – guckten sie völlig verdutzt,

sie hatten keine Ahnung! Und es war auch völlig egal. Hauptsache, etwas bewegte sich vor ihren Augen! Eines Tages, als ich durchs Dorf ging, kam ein Junge freudestrahlend auf mich zu und berichtete, seine Mutter habe mich im Fernsehen gesehen! Es handelte sich um ein kurzes Interview, das ich vor einer Woche einem Redakteur des Fernsehens gegeben hatte. Nun wusste ich, dass das ganze Dorf drüber reden würde und ich sozusagen zu den Prominenten gehörte. Ganz egal, was einer im Fernsehen sagte, das interessierte keinen, es genügte, ihn auf dem Bildschirm gesehen zu haben, er war nun berühmt!

Unser Sohn Berti, der Gärtner gelernt hatte und achtzehn Jahre zählte, arbeitete auf der LPG im Kuhstall, ebenso seine Freundin Petra, die bei uns wohnte. Der Sohn des Schriftstellers im Kuhstall! Das war etwas, das uns gewiss hoch angerechnet wurde. Und um den Charakter der Menschen dieses Landstriches zu beschreiben, möchte ich Folgendes erzählen: Auf der Rückseite unseres Bauernhofes, mitten auf der Wiese, stand der Schweinestall, der schon seit vielen Jahren nicht mehr gebraucht wurde und ziemlich verfallen war. Dieser Stall, aus roten Ziegeln gebaut, stand uns im Weg, verstellte die Aussicht gegen Süden. Und da wir auf einem sanften Hügel lagen, gab es einen wundervollen Blick auf Wälder, ein Stück Ebene und einen kleinen See. Wie konnte man den Schweinestall beseitigen? Ich fuhr also zur LPG und beriet mich mit dem Vorsitzenden. Er verwies mich auf Volker Bartsch, der den Bulldozer fuhr, mit dem die Löcher und Erhebungen auf den Feldern begradigt und die Wege für die schweren Fahrzeuge und Maschinen in den Acker geschürft wurden, wo Unebenheiten die Zufahrt erschwerten. Ich fand Volker Bartsch am Abend auf seinem Hof, erklärte ihm mein Problem. Er kannte jedes Haus in der Gegend, ich brauchte nicht lange zu reden. Er war ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, gross, blond, blaue Augen, ein nordischer

Typ! Wir hatten uns für den kommenden Sonntag acht Uhr früh verabredet. Und er kam am Sonntag pünktlich mit seinem Bulldozer gefahren. Er war Kettenraucher, ein wortkarger Mann, kühl und unnahbar, wie mir schien. Er sass hoch oben auf dem Bock seiner Maschine, die er auf eine Anhöhe gefahren hatte, und betrachtete das Terrain mit dem Schweinestall. Mehr als eine halbe Stunde stand er schon dort oben und schaute in die Runde, während er eine Zigarette nach der andern rauchte. Ich wurde unruhig und verstand sein Zögern nicht. Aber später hatte ich begriffen: Er betrachtete wie ein Feldherr lange und vorsichtig das Gebiet der kommenden Schlacht. Ich ging, während er in einer Art Meditation versunken war, hinaus, um ihm eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wein anzubieten. Er lehnte wortlos ab. Und dann sahen wir mit Spannung, wie er mit seinem Bulldozer losratterte. Er fuhr mit dem Ungetüm hinter dem Schweinestall hin und her, dort wo sich der Hang gegen Süden neigte, und schürfte eine Grube aus. Zwei Stunden lang arbeitete er an der Grube, ein langgestreckter Graben von beträchtlicher Tiefe. Und dann kam er von der Nordseite und schob den Stall, der in sich zusammenstürzte, meterweise in das offene Grab. (Zum Teufel – es erinnerte mich an den ersten Bulldozer in meinem Leben, den ich im Mai 1945 gesehen hatte. Es war in Buchenwald, ich habe davon erzählt.)

Nach vielleicht vier Stunden Arbeit war der Schweinestall verschwunden, und nun glättete Volker Bartsch den Boden über der Gruft. Noch an diesem Nachmittag sollten wir uns, aus den Fenstern unserer Küche blickend, an der herrlichen Aussicht über das weite Tal erfreuen!

Als dieser seltsame Mann fertig war, stand er wieder oben auf dem Hügel und betrachtete seelenruhig sein Werk, während er eine Zigarette rauchte. Ich ging hinaus und überlegte, was ich ihm für diese gewaltige Arbeitsleistung bezahlen sollte? Ich dachte erst

an mindestens zweihundert Mark. Ich fragte ihn, was ich ihm schuldig sei? Er überlegte lange, zuckte die Achseln und meinte, ich solle ihm geben, was ich wolle. Ich bot ihm hundert Mark an. Er wurde rot im Gesicht, es hatte ihn zornig gemacht. «Mit mir nicht!» sagte er. Ich soll ihm zwanzig geben! Dann fuhr er wortlos weg, mit meinen Dankesworten, meinem Gestammel im Rücken. Stolz und aufrecht ratterte er auf seiner riesigen Maschine davon, die wir noch lange hören konnten. Er hatte mir eine Lektion erteilt!

Alles nur gute und ordentliche Leute, dachte ich. Doch immer wieder die Frage: Was waren das für Menschen, die Hitler frenetisch zugejubelt hatten, ihm wie einem Gott ergeben waren? Anständige Menschen waren das. Korrekt, fleissig, sauber, gehorsam und pflichtbewusst! Und welche Menschen waren es, die uns in den Konzentrationslagern folterten, uns töteten? Die kalt zusehen konnten, wenn jüdische Männer, Frauen und Kinder erschossen wurden. Die Opfer standen vor langen Gräben, die sie selber ausheben mussten, in grosser Eile und unter dem Gebrüll und den Schlägen der Gestiefelten. Waren sie denn geborene Mörder? Nein. Das alles waren Leute wie du und ich. Ganz normale Menschen! Und doch waren das die ungeheuerlichsten Verbrechen, die jemals begangen wurden. Niemand in der Welt wird es jemals verstehen.

70

Wenn ich heute darüber nachdenke, war dieses zum grossen Teil leere und zerstörte Haus ein Alptraum, ein Symbol und eine Zuflucht, um meine Trauer auszuleben. Ich hatte mich zum Schlafen und zur Arbeit unter dem Dach eingerichtet, wo die mächtigen Stützen und Dachbalken aus rohem, dunkelbraun gebeiztem Holz

dem Raum eine anheimelnde Atmosphäre gaben, die mich beruhigte und erregte zugleich, die in mir ein absurdes Gefühl von Aufbruch erzeugte und von Flucht. Wo war ich? Immer wieder in all den Jahren erlebte ich, dass ich nachts schweissgebadet aufwachte und für eine schreckliche Minute nicht wusste, wo ich war ... in Wien, in Paris, Marseille, Berlin – oder in Buchenwald? Die Baracke mit den zusammengewürfelten, stöhnenden, ächzenden Häftlingen, von denen in jeder Nacht einige starben, wurde ich nicht los, die stinkende, von Blut, Urin, Eiter und Tod erfüllte Baracke! Keiner, der dort war, wird je wieder aus dieser Baracke herauskommen. Und auch an diese Baracke erinnerte mich das Haus in Mecklenburg!

Und in verschiedenen gerade erst adaptierten kleinen Zimmern schliefen meine Gäste, die kamen und gingen, jede Woche neue, Zugelaufene, verwirrte junge Leute, von denen jeder einen Vater suchte, einen Guru, einen Meister, der ihnen sagte, wie man leben soll! Sie alle wollten helfen, das Haus aufzubauen, es bewohnbar zu machen. Aber im Grunde waren es wir selber, waren es die Räume in uns, die bewohnbar gemacht werden sollten.

Und ich träumte von Maxie. Ich träumte jede Nacht von Maxie. Und ebenso schreckerfüllt, wie ich manchmal erwachte und nicht wusste, wo ich war ... sah ich den Platz neben mir leer! Und diese Frau, mit ihrer strahlenden Vitalität, ihrem Lebenshunger, offen für alle Wunder des Daseins, und mit ihrer Zärtlichkeit und ihrem schönen Körper – sie war verschwunden!

Wie arbeitet das Gedächtnis? Erinnerung kann tödlich sein, wenn sie dich ungeschützt überwältigt und bis an die Grenzen des Wahnsinns treibt. Aber auch das Gegenteil ist wahr: Wo jene geheime, intuitive Strategie des Vergessens, die List des Unbewussten dir die Erinnerung verhüllt, wo dieser uns rätselhafte Mechanismus, jene Schleuse, die immer nur so viel Wasser durchlässt,

wie die Ufer halten können –, wenn diese Schleuse alles zurückhält und dein Gemüt austrocknet, auch dort ist Vernichtung! Denn ohne Erinnerung und Vorstellungskraft ist der Mensch kein Mensch, sondern ein Zombie, ein Wesen, das von seiner Seele verlassen wurde. Wir treffen eine geheime Wahl, wenn wir uns erinnern, du kannst das unbewusste Wertsystem einer Person ermessen, wenn du ihre Erinnerungen hörst. Das Haus in Mecklenburg, mit seinen leeren Räumen und den zerstörten, besudelten Wänden, übte auf mich eine merkwürdige, fast magische Wirkung aus. Es war voll von entschwundenem Leben. Mit seinem Geruch, einer Mischung aus Staub, getrockneten Äpfeln, Essig und Terpentin, mit dem in den Tapeten versammelten Zigarettenrauch, Fusel und Schweiß, erinnerte es mich an den Geruch anderer verlassener Häuser, in denen ich oft auf meinen Wanderungen durch Frankreich übernachtet hatte. Besonders auf meinen unerbittlichen Fussmärschen durch den Süden geriet ich zuweilen in menschenleere Gegenden, wo eine solche Ruine zwischen Dornengestrüpp und verwachsenen Feigenbäumen dahindämmert. Überall in Frankreich findest du tote Dörfer, manchmal noch von ein oder zwei alten Leuten bewohnt, oder eine abgestorbene Klitsche auf einem Berghang. Ein Mann und eine Frau hatten sich dort angesiedelt, einem Traum folgend. Der Traum war zerronnen, und sie waren wieder verschwunden. Oft habe ich solch eine Bruchbude betreten und mich darin umgesehen. Ich erinnere mich an ein Haus, nahe bei Montpellier, wo noch die Kaffeemühle an der Küchentür hing, die Uhr an der Wand, von Fliegendreck schwarz geworden, wo Flecken an der Tapete zeigten, dass ein Bild dort gehangen hatte und das Kruzifix. Auf dem Tisch standen noch zwei Teller, mit den eingetrockneten, verfaulten, schwarz gewordenen Resten einer Mahlzeit. Was hatte die Leute getrieben, ihre Heimstätte so achtlos zu verlassen? Es gab noch einzelne Möbel (da hatten schon andere Herumtreiber vor mir gehaust) und im Zim-

mer ein Bett, auf dem ich mich einrichten wollte, indem ich grosse Zeitungsblätter ausbreitete, die ich immer für diesen Zweck bei mir hatte. Ich hatte auch überall ein Buch bei mir. Solch eine Ruine hatte einen besonderen Geruch, eine Melodie, eine Tonart, die meine Einbildungskraft entzündeten. Erinnerung kann auch das vergangene, untröstliche Leben fremder, nicht mehr anwesender Personen sein, du erinnerst dich an ihre Träume, spürst ihre kümmerliche Freude, ihren Schmerz, ihre Brunst. Und was haben diese Erinnerungen (man zerlege einmal das Wort: Er-innerung!), was haben diese Erinnerungen an fremdes, ungelebtes Leben noch in dir geweckt? Ich reiste mit leichtem Gepäck, hatte wie gesagt immer ein Buch bei mir, das ich irgendwo aufgelesen, getauscht, geklaut oder mir erbettelt hatte. Man kann Bücher überall finden, wenn man sie sucht, vor allem auf den Dachböden kleiner, billiger Hotels, wo die Leute, die auf der Flucht sind, manchmal einen Beutel oder einen Koffer zurücklassen! Durch die unendlichen Strassen grosser Städte zu pilgern oder durch ländliches Gebiet war für mich immer verbunden mit dem Zauber grosser Romane von Balzac oder Zola, mal hatte ich auch einen Hemingway bei mir, Stendhal oder Turgenjew. Die Entdeckung von Flauberts *Madame Bovary*, während ich auf einem Strohaufen in einer Scheune lag, war ein *coup de foudre*! Ich ging wie in Trance herum. Die Welt der Bücher hatte mich erleuchtet, und während ich irgendwo an einer Strassenecke hockte und Theodor Storm las, den ich in einem Hotel in Paris aufgetrieben hatte, oder einen Mérimée, und dann wieder aufblickte und die vorübergehenden Gestalten betrachtete oder auf die schäbigen Häuser stierte, die Fenster, die Türen, die in Farbe gehüllten Wände, von der untergehenden Sonne und den Wolken blau oder lila getönt, lernte ich in den Gesichtern lesen wie in einem Buch. Erinnerung ist immer auch eine

alchemistische Mixtur aus der Melodie einer Landschaft und dem verbrauchten Atem der alten Viertel einer halb verreckten Stadt. Ich hatte auch immer Musik im Ohr, Bach oder Schubert! Ein Präludium oder eine Fuge. Meine Wege waren mit Hunger oder Erschöpfung gepflastert, mit Hitze, Kälte und Einsamkeit, aber auch mit dem Entzücken über einen Roman von Rolland oder Tschechow. Vielleicht bin ich verrückt, aber ich war einer von jenen besessenen Lesern, deren Sinne von dem Buch, das sie gerade aufsaugen, getrübt sind oder auch geschärft. Wahrscheinlich beides! Der Roman ist eine poetische Umsetzung der Wirklichkeit, habe ich eben bei Marquez gelesen. Und deshalb war meine Wirklichkeit von Poesie verklärt, so dürftig oder beklemmend diese Wirklichkeit auch war. So wie der geübte Fotograf die Welt, die er sieht, verfremden kann, indem er ein besonderes Objektiv aufsetzt, einen Weichzeichner etwa, und indem er die Oberfläche der Gestalten fließend macht, um die unsichtbar darunterliegenden Schichten freizulegen ... Das heisst nicht, dass ich blind war für die Realität. Ich sah die Dinge aus einem schrägen Blickwinkel und ein wenig wie mit dem Röntgenstrahl. Nicht die fotografische Genauigkeit war mein Ziel, sondern eine mythische Behandlung der Realität.

Ob mir das wirklich gelungen ist und ich nicht doch manchmal irrte und einer Utopie nachlief, einem Traum, das steht auf einem anderen Blatt. Die geeignete Sprache, die Melodie, der Ton, der Pulsschlag in den Worten, das ist es, was ich suchte. Ob mir das vielleicht in zwei meiner sechzehn Bücher gelungen ist, weiss ich nicht, können nur andere spüren.

Es gibt eine Art Erinnerung in uns, Erinnerung an die Vorfahren, an hundertfach gelebtes, verfehltes, herrliches Leben, an Liebe und Tod, an Krieg, Flucht und Verhängnis. Am Dachboden des alten Hauses in Mecklenburg fanden wir unter Haufen von leeren Töpfen, Geräten und mit abgelegten Kleidern gefüllten

Truhen einen Kupferkessel, offenbar von einer Schnapsbrennerei, die es hier auch einmal gab. Erinnerung kann auch wie ein Spiegel sein, ein Spiegel im Spiegel, wo du in eine unendliche Reihe von Spiegeln blickst. Das ist der allgegenwärtige Tod, der dich das Leben wie im Spiegel sehen lässt und es dir zum Wunder macht!

Hier noch eine Geschichte von einem Dachboden voller Gerümpel, mit Körben, in denen alte Kleider moderten, und mit einigen ausrangierten Möbeln, die schon vor meinem Auftauchen benutzt worden waren. Von wem? Von irgendeinem Vagabunden. – Es war im Juli 1942. Ich war aus einem Lager in Agde, am Mittelmeer, geflüchtet, weil wir Häftlinge hörten, dass die Deutschen kommen würden und die Juden herausholen und deportieren. Ich war nach Lyon gefahren, um meinen Bruder Isidor zu finden, der immer ein wenig Penunje für mich übrig hatte. Ich fand ihn nicht, jemand sagte mir, er sei verhaftet worden. (Was nicht stimmte, er war versteckt!) Ich hatte kein Geld, nichts zu essen, kein Quartier, keine Papiere. Ich verkroch mich abends in einer Parkanlage, versuchte im Gebüsch zu schlafen. Dann heulten die Sirenen ... Fliegeralarm! Ich flüchtete aufgeschreckt in einen Torbogen. Vielleicht drei Uhr früh, es dämmerte bereits. Eine Frau kam daher und fragte mich, was ich hier suche? Ich gab ihr zu verstehen, wer ich war. Sie schien in meinem Gesicht zu lesen und bedeutete mir, mit ihr zu gehen. Es war eine Prostituierte, die sich zur Ruhe begab. Sie nahm mich mit hinauf in ihre Bude, gab mir zu essen und zu trinken, bereitete mir ein sauberes Bett und stellte weiter keine Fragen. Ich bin sicher, es wäre ihr nicht einmal eingefallen, mir ihr Bett anzubieten. Sie zeigte sich ernst, schweigsam und traurig. Gegen Mittag des folgenden Tages gab sie mir zu verstehen, dass sie mich nicht dabehalten könne. Ich streifte durch die Stadt, abends suchte ich in meiner Ratlosigkeit wieder das alte Haus auf, rannte hoch,

klopfte an die Tür, aber die Frau war nicht da. Da stieg ich die Treppe weiter hinauf, um dort versteckt vor der Bodentür auf sie zu warten. Die Tür war nicht versperrt. Und ich entdeckte den Dachboden, wo unter anderem Gerümpel auch eine Matratze lag. Ich glaube, ich habe zwei oder drei Nächte auf dem Dachboden verbracht, dann traf ich beim Bahnhof einen Jungen aus einem Lager. Er fragte:

«Wo fährst du hin?»

«Ich weiss noch nicht, vielleicht in die Schweiz!»

«Sie durchkämmen die Züge, du kommst nicht durch!» «Und was machst du?»

«Ich hab eine Adresse von guten Leuten, komm mit!»

Wir gelangten in eine vornehme Gegend und klingelten an der Tür einer alten Villa. Dann wurden wir von einem Mann hineingezogen und sofort in die Garage gebracht, wo schon zwanzig jüdische Flüchtlinge versteckt waren und auf Matratzen lagen. Einige von diesen Leuten waren bereits eine Woche hier. Unruhe breitete sich aus, denn irgendjemand gab die Adresse weiter, und es kamen immer mehr Flüchtlinge an. Die Sache musste auffliegen! Und Madame und Monsieur Moulin, beide über siebzig Jahre alt – sie hatten eine Marmeladenfabrik, waren Protestanten und tieferschüttert von dem Schicksal der Juden –, sie zitterten vor Angst, denn die Vichy-Polizei durchsuchte die Stadt. Und selbst auf den Strassen wurden bei Polizeikontrollen Juden verhaftet. Sie ernährten uns, die beiden alten Leute, redeten mit uns, erzählten von ihrem Neffen Jean Moulin, der im Maquis untergetaucht war! Sie waren über den Andrang in ihrer Garage höchst beunruhigt und verwirrt. Kurz, eines Tages verliessen wir alle das Haus. Wir sollten versuchen, in die Schweiz zu fahren, hatten uns die guten Leute geraten und gaben uns Geld. Wir trennten uns, gingen einzeln zum Bahn-

hof. Gewiss sind einige wie ich [in die Schweiz gelangt](#), kamen aber [von dort wieder zurück, mit Ketten an den Händen!](#)

Auf dem Dachboden von Koppelow, dem Haus, das ich erworben hatte, wo noch ein Kupferkessel unter dem Gerümpel versteckt lag, von einer Schnapsbrennerei, und wo sich die Frau des alten Berens ein Jahr zuvor erhängt hatte, dort stank es von Staub und Schimmel, von verfaulten Äpfeln, von Essig und verschüttetem Terpentin, von Wahnsinn!

71

Das Paradoxe an meiner oft gestörten Existenz war, dass ich blind in die Irrtümer hineintappte und dann wieder daraus hervorkam wie nach einem reinigenden Bad. Als ob ich einen Schutzengel hätte, der mich durch Finsternisse führt, um mich bald wieder in helles Licht zu tauchen. Von allen Dummheiten in meinem Leben war wohl das Haus in Mecklenburg, das ich kurzentschlossen kaufte, eine der grössten! Ein Vagabund wird nie wirklich ein Haus besitzen! Was soll er damit beginnen? Sich niederlassen? Wann und wo würde sich ein Aussenseiter, ein Schlemihl, ein Paria wohl niederlassen? In Mecklenburg? Der Traum, den Maxie und ich in all den Jahren genährt hatten, von einem Bauernhaus, war eben nur ein Traum und nicht einmal sehr originell. (Obwohl sich einige Freunde, auch Christa und Gerhard Wolf und andere Schriftsteller in Mecklenburg eine Sommerresidenz errichteten!) Aber das Haus in Koppelow beschäftigte mich, es bewirkte, dass ich mein unstehtes Herumtreiben und durch die Gegend Sausen mit einer gewissen Logistik fortsetzen konnte, was einfach bedeutete, Ziegel aufzutreiben, Holz, Dachpappe, eine Badewanne oder einen Sack Zement, eine permanente Reisetätigkeit. Und noch etwas: Wie schon

in den vergangenen Jahren in Kleinmachnow waren wir von einem Bienenschwarm junger Leute umgeben. Da waren natürlich Daniel und Berti sowie deren Freunde und Freundinnen, da war Bozena, die unsere Wirtschaft führte und die ich als Schreibkraft angestellt hatte, sowie ihre jeweiligen Verehrer; da waren Elisabeth und ihr Mann, die später einen Teil der Scheune besetzten und sich dort einrichten wollten. Ich fuhr mit meinem Wartburg oft nach Berlin und begann, dort eine Wohnung zu suchen, die ich dann auch fand. Was nach einigen Wochen jene mir sehr angenehme Taktik ermöglichte, zwischen Koppelow und Berlin hin und her zu fahren! Dabei entwickelte ich mich zum Fuhrwerker, ich nahm junge Leute mit nach Berlin und andere wieder zurück in die andere Richtung.

Ich habe alle gemocht und mich an ihren schönen Gesichtern, ihren Geschichten, ihren Sorgen und Freuden gelabt und aufgerichtet. Sie haben Leben in das tote Haus gebracht! Ohne sie wäre das Haus in Koppelow ein Schock gewesen, ein Horror. Nach Maxies Tod schlitterte ich in eine bodenlose Leere, eine Verwirrung der Gefühle, in einen Alptraum. Und das Haus wäre für mich unerträglich gewesen, es riss Abgründe auf, mit seinem Geruch, seinen leeren, beschmutzten Wänden und seinen Gespenstern! Die Erinnerung hatte mich überfallen, das Wissen, die Beklemmung des Lagers. Niemand könnte es besser ausdrücken als Jorge Semprun in seinem Buch «Schreiben oder Leben»: «Ja, dann ist alles ringsum Chaos, wenn diese Beklemmung auftaucht. Man ist allein im Zentrum eines wirbelnden Nichts, eines grauen trüben Nebels der Leere. Man weiss plötzlich, was es zu bedeuten hat. Man weiss, dass man es immer gewusst hat. Immer, unter der schillernden Oberfläche des Alltags, dieses entsetzliche Wissen. In Reichweite, diese Gewissheit: nichts ist wirklich ausser dem Lager, alles andere

seitdem wird nur ein Traum gewesen sein. Nichts ist wirklich ausser dem Rauch des Krematoriums von Buchenwald, dem Geruch von verbranntem Fleisch, dem Hunger, den Appellen im Schnee, den Prügeln, dem Tod ...»

Ich möchte nicht einzeln über die jungen Leute berichten, es wäre anmassend und gewiss auch lächerlich. Sie leben noch alle, und ich weiss nicht, wie sie jene Zeit gesehen haben und was aus ihnen geworden ist. Wir haben uns in Freundschaft getrennt. Dass ich Koppelow wieder verlassen habe, sich dieser Knäuel gelöst hat, die Wirrungen, die Verwicklungen, ohne dass jemand Schaden davongetragen hätte – verdanke ich meiner Frau Susanne. Susanne gehörte seit den frühen siebziger Jahren zu den Gästen, die uns an Wochenenden in unserem Haus in Kleinmachnow besuchten. Sie arbeitete in einem Verlagslektorat in Berlin und kannte alle meine Schriften, selbst solche, die noch nicht veröffentlicht waren.

Nach Maxies Tod – wie soll ich es kurz und doch eindringlich sagen – wurde sie geradezu mein Schutzengel. Mit ihrem klaren Verstand, ihrer Tatkraft und Geduld half sie mir aus den schicksalhaften Verstrickungen, in die ich geraten war. 1982 haben wir geheiratet, und ein Jahr später mieteten wir in Wien eine Wohnung und verliessen die DDR endgültig.

Wir hatten auch unter den Ansässigen einige Freunde gefunden. Vor allem Karlchen Reingraber und seine Frau Renate. Beide behindert, nach einer Kinderlähmung. Sie kamen öfter zu Besuch, Leute von solch strahlender Güte, Einfachheit und Heiterkeit, wie wir sie selten erlebt hatten. Sie waren in den Dreissigern, lebten – ich weiss nicht wovon, von einer Rente vielleicht – und sie lasen Bücher! Der Grundstoff für lange Gespräche! Wenn sie kamen, rückten wir einen grossen Tisch vor die Küchentür und veranstal-

teten ein Festessen. Unsere Tafelfreuden, so bescheiden sie auch waren, lockten verschiedene Hunde und Katzen aus dem Dorf in unsere Nähe. Vor allem über den Spitz Toni könnte ich Geschichten erzählen, er übernachtete manchmal in meinem Zimmer, sprang einfach beim Fenster herein. Ich war nämlich von der Dachstube ins Parterre gezogen, denn die Zimmer zu wechseln und immer neue praktische und schöne Versionen des Wohnens auf dem Lande zu erfinden gehörte zu unseren Vergnügungen!

Aber nicht alle Hunde liefen frei herum. Manche waren in den Höfen angekettet und versahen den Wachdienst. Einige, die wir gesehen haben, kamen nie wieder in ihrem Leben von der Kette frei. Die Grausamkeit der Bauern den Tieren gegenüber hatte viele Formen, aber ich möchte darüber schweigen. Es ist wie ein Stachel in mir ... Und ich werde es mir in meinem ganzen Leben nicht mehr verzeihen, dass wir diesen Bräuchen schweigend zugesehen haben. Und nicht versucht haben, die einen oder anderen davon zu überzeugen, welche Sünde sie auf sich luden! Eines der schrecklichsten Versäumnisse, das mich bis an mein Lebensende quälen und an meiner Seele nagen wird: Wir hatten junge Hunde, und ich schenkte einen davon einer bekannten Bauernfamilie. Ich erfuhr erst später, dass er an einer Kette hing und dort ewig hängen sollte, um den Gemüsegarten zu bewachen! Und ich bin nicht eingeschritten. Ich begreife es nicht. Ich begreife nicht die Blindheit, die uns manchmal im Leben lähmt. Nicht nur die Fehler, die wir begehen, nagen an unserem Leben – auch die Versäumnisse! Wir sind unfähig zu lieben, wir wissen nichts wirklich von der Liebe – wenn wir nicht die Tiere lieben!

Der Tag, an dem Karl Reingraber starb, wird mir immer in Erinnerung bleiben. Auch im Gedenken an das Haus in Koppelow, von dem ich mich damals bereits verabschiedet hatte. Es war der 13. Feber 1980, ein Tag vor St. Valentin. Ein Tag, an dem mich nicht nur ein Blick von jenseits des Todes traf, sondern auch eine Nachricht – von Maxie!

Ich war in Berlin, als ich ein Telegramm von Renate Reingraber bekam: «Karlchen liegt im Sterben, er möchte Dich noch einmal sehen!» Ich fuhr sofort los und erreichte noch am gleichen Tag gegen 17 Uhr das Krankenhaus von Rostock. Renate sass am Bett-rand von Karl und kühlte mit einem feuchten Tuch seine Stirn. Sein jungenhaftes Gesicht war eingefallen und aschfahl. Die Begrüssung war ungezwungen und fast stumm, nur die Augen von Karlchen, wie ich staunend bemerkte, leuchteten kurz auf vor Freude.

Ich habe ein Buch geschrieben über die jungen Männer, die dort geblieben sind («Der siebente Brunnen»), die in Buchenwald gestorben sind. Aber ich habe hier noch nicht gesagt, wie sie gestorben sind: allein und verlassen, inmitten einer dichtgedrängten Menge von Männern. Denn die Müdigkeit... Niemand kann sich diese Müdigkeit vorstellen, mit der wir abends, nach 16 Stunden schwerer Arbeit, hungrig und völlig ausgelaugt auf die Pritsche fielen. Keiner hatte noch die Kraft, sich um den andern zu kümmern, der neben ihm lag und vielleicht gerade im Todeskampf röchelte. Alle röchelten, alle stöhnten.

Karl hatte die Hände über der Brust gefaltet und blickte mich fragend an. Renate hatte die vergangene Nacht und den ganzen Tag bei ihm verbracht und wollte meine Anwesenheit nützen, um ein paar Stunden zu schlafen. Ich versprach, zu bleiben, bis sie wiederkam. Karl und ich schauten uns lange und schweigend in die Augen. Dann teilte er mir mit schwacher Stimme mit, er sei nicht getauft, wünsche sich aber sehnlichst ein kirchliches Begräb-

nis! Ich kannte den Pfarrer von Lüdershagen, seiner Heimatgemeinde, und versprach, mich darum zu kümmern. Dann, nach einem längeren Schweigen, bat er mich, ihm von Jesus zu erzählen. Ich erzählte ihm, so gut ich konnte, von den Wanderungen des Rabbi Jesus, wie er den Menschen begegnete und was er für sie tat. Und von der Bergpredigt erzählte ich ihm. Und ich erinnerte mich an ähnliche Gespräche, vor längerer Zeit. Karlchen war sehr klein, ging an zwei Stöcken, seine Beine waren verkümmert. Aber sein Gesicht strahlte von kindlicher Lauterkeit und Freude. Er litt darunter, ohne Religion aufgewachsen zu sein. Träume, Mythen, Mysterien und Symbole sind für viele Menschen so notwendig wie Brot. Karlchen hatte einmal, als er zu uns kam, erzählt, er habe in einem Buch gelesen, Christus sei unter uns, er wandle auf der Welt herum, jedoch unerkannt! Und was ich davon halte? «Du weisst doch», sagte ich, «ich bin Atheist. Aber wenn es denn so wäre, dann ist Christus 1942 durch die Strassen von Wien gegangen, da haben ihn zwei Uniformierte gepackt und gefragt: Wer bist du? Und er sagte: Ich bin ein Jude! Da haben sie ihn nach Auschwitz geschickt!» Ein Gedanke, der mir schon in Buchenwald gekommen war. Karl wurde blass und schwieg eine Weile. Dann sagte er:

«Christus hat von Liebe gesprochen ...»

«Er hat nicht nur gesprochen, er hat Liebe verschenkt!» «Und ich hab gelesen, dass man sich selbst annehmen soll, so wie man ist! Und dass Liebe bedeutet – die andern anzunehmen und sich selbst!»

«Und es bedeutet auch», sagte ich, «sich von sich selbst zu lösen!»

Gegen neun Uhr abends kam Renate zurück, um die Nachtwache zu übernehmen. Der Abschied war schwer. Wir weinten. Und Karlchen bat mich um einen Kuss. Ich küsste ihn. Dann ging ich.

Zwei Stunden später, wie ich am nächsten Tag erfuhr, ist er gestorben.

Es muss um die gleiche Stunde gewesen sein, als ich in Koppelow bei unserem Haus eintraf. Ich war allein, machte mir das Bett in meinem Parterrezimmer. Kaum hatte ich das Fenster geöffnet, um frische Luft hereinzulassen, sprang Toni, der Hund unsererer Nachbarn, herein und begrüßte mich stürmisch. Dann hielt er die Nase in die Luft und schnupperte auf eine ungewöhnliche Weise. Er ging winselnd zur Tür, die zum Korridor führte, ich öffnete, und er hat dann den Rest der Nacht draussen vor der Tür verbracht. Im Zimmer bei mir wollte er nicht bleiben. Roch er den Tod?

Ich versuchte zu schlafen. Stand wieder auf und ging ruhelos hin und her. Hinter der Tür winselte Toni, ich öffnete, er kam aber nicht herein. Tief bewegt und aufgewühlt lief ich hin und her. Dann griff ich mir ein Buch aus dem Bücherschrank. Es war ein kleines Insel-Bändchen von Miguel Asturias, «Don Nino oder die Geographie der Träume». Ich öffnete den Deckel und entdeckte eine mit Bleistift geschriebene Notiz von Maxie. (Ich habe seither einige solche Nachrichten von Maxie in unseren Büchern gefunden!)

26. Juli 77
Im Spital entdeckt,
am Tropf, fern jeder Klinik-
atmosphäre.
Uwe Römhild
hat recht!
Sich nicht anpassen –,
nicht aufgeben,
sich alles bewahren!
Auch träumen, nicht
versklaven durch

«Realität!»
Ausscheren!

Und noch ein Satz darunter:

Denke an australischen Film
«Das Picknick am Valentinstag!»

Es war kurz nach Mitternacht, als ich diese Zeilen las. Und es war der 14. Februar, der Valentinstag! Auf Seite 24 in dem Buch von Asturias las ich dann eine Stelle, die Maxie angestrichen hatte:

«War er gestorben? Und sie – waren sie gestorben ... ? Wer das wüsste ... War er weggegangen? Waren sie gegangen, alle auf einmal, und hatten alles mitgenommen, um in ihrer Abwesenheit nicht dableiben zu müssen? Wer geht oder stirbt und jemanden hinterlässt, der sich an ihn erinnert, der auch weiterhin fühlt, dass er mit ihm lebt, ist noch nicht völlig weggegangen, nicht endgültig tot; er wird noch weitergehen und weitersterben mit all seinen Verwandten, Freunden und Bekannten, wieder weitergehen und sterben, sterben, bis alle fort und ganz verschwunden sind.»

Ich habe dann drei Stunden geschlafen. Toni hat mich geweckt. Er wollte raus. Ich öffnete die Türe, er leckte mir die Hände und sprang durchs Fenster davon. Zwei oder drei Tage später traf ich in Berlin die amerikanische Schriftstellerin Edith Anderson, die seit vielen Jahren hier lebte. Ich fragte sie: «Was bedeutet euch Amerikanern der Valentinstag?» Und sie antwortete: «Es ist ein Tag, an dem wir unseren Freunden Briefe schreiben!»

Amerika ... Im November 1983 unternahm ich eine Reise in die USA. Ein günstiger Flug bot sich an: Berlin – Bukarest – New York. Eine absurde Reise, spontan und ohne lange Vorbereitungen. Ich erfüllte mir damit einen Jugendtraum. Onkel Josef, Jossi genannt, der jüngste Bruder meiner Mutter, war 1922 nach Amerika ausgewandert und hatte versprochen, mich nachzuholen. Eine wilde Lüge, ein liebenswürdiges, aber leeres Versprechen. Ich war damals fünf Jahre alt, glaubte Jossi jedes Wort und habe immer in der mythischen Erwartung gelebt, Amerika würde das Ziel und die Erfüllung meines Lebens sein! Ein törichter Kindertraum. Aber auch ein Stück Realität und traditioneller Wahn, denn du findest keine jüdische Familie aus Polen, Rumänien oder der Ukraine, von der nicht wenigstens drei Sprösslinge, die schlau genug waren, rechtzeitig nach Amerika verschwanden.

Aber nun – Onkel Josef war längst gestorben, und in New York lebten noch zwei Vettern aus Wien mit ihren Familien. Sie hatten Europa 1939, kurz vor Kriegsbeginn, verlassen können. Nur ich hatte den richtigen Zeitpunkt verpasst. Und ich wollte sie nun, nach vierzig Jahren, wiedersehen und herausfinden, was vielleicht mein Schicksal gewesen wäre, hätte ich es ebenso geschafft, dahin zu gelangen.

Der Stellenwert des Zufalls, der in meinem Leben immer schon grösser war als meine Entscheidungskraft, nebst einer Portion blinden Glücks, die Katastrophen überlebt zu haben, waren die wirklich bestimmenden Elemente meiner Wanderungen.

Und nun diese Reise nach Amerika, ein Ausbruch aus der Wirklichkeit. Vielleicht ist es ein Versuch, in dem Chaos meines Lebens eine Bestimmung zu finden, den goldenen Faden einer geglückten Wende. Wenn ich diese verrückte Reise mit den Augen von heute

betrachte, ein Vierteljahrhundert später, erscheint sie mir doch auch schicksalhaft. Sie führte mich nach all diesen Wanderungen und Unruhen zu mir selbst zurück – nein, in eine Zweisamkeit, eine seltsame Partnerschaft, der ich es verdanke, einen ruhigen Platz gefunden zu haben. Und wo – hier in Wien, wohin ich niemals wieder zurückkehren wollte!

Dezember 1983: Das Flugzeug war nur zur Hälfte besetzt, vielleicht sechzig oder siebzig Passagiere. Die meisten von ihnen ältere Männer und Frauen, die polnisch redeten und offenbar zu einer Gruppe von Auswanderern gehörten? Diese Leute verhielten sich völlig ruhig, vielleicht auch in der Angst, noch nicht wirklich entronnen zu sein. Neben mir zwei Plätze frei, wunderbar, ich kann mich völlig gelockert ausstrecken.

Zwei Stewardessen in hässlichen Uniformen verteilen belegte Brote und Getränke. Aus der Deckenverschalung kommt leise Musik, gelegentlich auch eine Wortmeldung in rumänischer Sprache, akustisch verzerrt und fast unverständlich. In den Gesichtern des Bordpersonals kein Lächeln. Eine Art Starrsinn, eine vergiftete Atmosphäre, die wir auch am Flughafen und im Hotel in Bukarest verspürt haben. In der Halle des Flughafens, wo wir, ein Dutzend Reisende aus Ostberlin, mehrere Stunden zubrachten, herrschte nervöse Hektik. Zollbeamte und Polizisten perlustrierten Reisende, die sie einfach aus der dichten Menge herausfischten. Die Leute mussten ihre Koffer auf dem Fussboden öffnen und wurden vor aller Augen durchsucht, gedemütigt und in barschem Ton befragt, was sie mit sich führten. Verschiedene Gegenstände wurden auf der Stelle beschlagnahmt. Proteste wurden niedergeschrien. – Schlampige und verkommene Einrichtung des Flughafens. Mürrische Gesichter des Personals. Düsteres Licht, finstere Atmosphäre. Und doch auch einige wenige Menschen, die

einen Lichtblick gewähren. Fünf Reihen weiter eine ältere, gepflegt wirkende Dame, offenbar Amerikanerin, die von einem Besuch zurückkehrt. Ihr Gesicht verrät helle Aufmerksamkeit, einen wachen Intellekt und Erstaunen, auch Wärme und Beschämung. Sie schenkt mir ein Lächeln. Auf der ganzen Fahrt werden wir Blicke tauschen und dieses etwas gequälte Lächeln. Fast alle Reisenden wirken verschlossen und verkrampft, sie kramen besorgt in ihrem Handgepäck oder versuchen zu schlafen.

Kaum hat das Flugzeug die Küste Europas verlassen, erleben wir – die Amerikanerin und ich – ein bizarres Schauspiel: In meiner Reihe, auf der anderen Seite des Mittelganges sitzt eine Mutter mit ihren zwei Söhnen, vielleicht zehn und zwölf Jahre alt. Die Kinder bewegen sich völlig exaltiert vor der Luke, schauen hinaus, gestikulieren und quatschen sehr laut in einem unerträglichen polnischen Jargon, der mich an die Barackenatmosphäre im KZ erinnert ... Die Mutter füttert sie mit Keksen, um sie zu beruhigen. Jetzt sitzen die Buben da, halten die Hände hoch, alle Finger gespreizt – und die Mutter holt aus einem Stoffsäckchen goldene Ringe heraus und stülpt diese den Jungen über die Finger, bis alle voll von Ringen sind. Die Polin ist dick und ganz in Schwarz gekleidet. Und sie zeigt bei dieser heiligen Handlung ein fieberhaft-maliziöses Lächeln. Dann sammelt sie die Ringe schnell wieder ein und schiebt das Säckchen in eine Kleiderfalte unter ihrem mächtigen Busen. Einer der Buben stiert aus der Luke und ruft etwas, das klingt wie: «Ist das schon Amerika?» Jemand an einer anderen Luke antwortet: «Nein ... vielleicht Island oder Grönland.»

Hinter mir meldet sich der kleine Dicke zu Wort, der mich schon am Abend zuvor in der Halle des Flughafens angesprochen hatte: «Sie sind Jude, nicht wahr?» So hatte er begonnen, grinsend und mit jener Vertraulichkeit, die dich sofort in die Enge treibt und stumm macht. Und nun eröffnet er mir, er lebe seit dreissig Jahren in Amerika, komme aber manchmal geschäftlich nach Ber-

lin und Bukarest. «Und Sie leben in Berlin?» Grosser Ernst und eine Art Ratlosigkeit in seinem Gesicht. Und in diesem Augenblick überkommt mich die Erinnerung an eine ganz andere Fahrt, wie eine Verdunkelung, eine Lähmung. Erinnerungen können dich ersticken.

Ich sehe mich in einem Viehwaggon, einem offenen Waggon im Dezember 1944 unterwegs nach Buchenwald. Der Wagen ist mit vielleicht hundert Gefangenen vollgestopft. Sie liegen am Boden, Männer, die seit mehreren Tagen hungern, frieren und sterben. An einem Ende des Waggons haben wir die Toten geschichtet. Ein junger Häftling, ein Pole, hat sich auf dem Haufen der Toten eingerichtet und schläft. Wir liegen, hocken, winden uns, einer halb auf dem andern, verwickelt, verdreht, einige schon halb erstarrt. Und ich werde eine Entscheidung treffen – mich an die Bordwand schleppen, dann hochziehen und hinausschauen ... Wenn wir durch Wald fahren, werde ich flüchten. Nur Bäume können dich vor den Schüssen retten. Es sind bereits mehrere Häftlinge abgesprungen, das mörderische Brüllen der Wachen, die irgendwo zwischen den Waggons klemmen, und das Knallen der Gewehre dröhnt uns noch in den Ohren. Ich schaue hinaus. Es ist freies Feld und Morgengrauen. Ich bleibe. Ich werde in Buchenwald ankommen.

Und ich muss gestehen, mein Herz klopfte zum Zerspringen, als ich nach neun Stunden Flug unten den Küstenstrich sah: Das musste Kanada sein!

74

Niemand kam zum La Guardia Airport von New York. Ich wartete eine Stunde mitten in der aufgeregten Menge in der Ankunftshalle. Ich telefonierte. Sie sagten: Nimm dir ein Taxi! Ich nahm ein Taxi, um zur sechshundvierzigsten Strasse von Manhattan zu

gelangen. Nach zwei Minuten, bemüht, mich mit dem Chauffeur zu verständigen, stellen wir fest: man kann jiddisch reden! Der Mann gefällt mir. Ich frage: Woher kommen Sie? – Aus Baku! – Und wie lange leben Sie schon in New York? – Zwei Monaten, mein Herr! – Und da können Sie schon Taxi fahren in New York? – Er lacht: Hab ich studiert Maschinenbauingenieur in Taschkent!

–

Der Empfang bei den Verwandten war freundlich und doch auch ein wenig kühl, ohne Erregungen und ohne jüdische Sentiments. War ich denn eine Enttäuschung für sie? Ich, der einzige Überlebende aus der verzweigten Verwandtschaft. Oder hatte ich etwa versäumt, ein passendes Geschenk aus dem alten Europa mitzubringen? Gleich in einem ersten Gespräch sollte ich erfahren, was sie irritierte: «How can you feel comfortable to live in Germany?» – Wie kannst du als Jude in Deutschland leben und dich wohl fühlen? Kein amerikanischer Jude konnte das verstehen!

Sie zeigten mir die nahe gelegenen Viertel von New York, die Bronx, Brooklyn, Queens und den Central Park. Einige Male zog es mich auch allein in den Central Park. Viele Menschen, einsame Menschen, seltsame Figuren. Ich sah die ausgebrannten Häuser der Bronx und viele ausgebrannte Menschen. Ich blieb nur vier Tage, dann flog ich nach San Diego an der Westküste, um meinen Cousin Kurt zu treffen. Kurt war zwei Jahre älter als ich, und in der Kindheit und Jugend waren wir eng befreundet. Er war Kunstmaler, gerade genug erfolgreich, um davon gut leben zu können, und wohnte nun schon seit Jahren allein in San Diego, von seiner Frau und den erwachsenen Kindern getrennt. Er empfing mich abends in seiner Wohnung – halb nackt, nur mit einer kurzen Leinenhose bekleidet. Und er zeigte keinerlei Beschämung über seinen enorm dicken Bauch oder etwa den dürftigen Empfang: freundlich, unbewegt, als hätten wir uns vor drei Tagen zum letz-

ten Mal gesehen. Sofort wies er mich in seinen seltsam ausgestatteten Lebensraum ein, versehen mit strengen Regeln, wie das Bad, das Klo und die Küche zu benutzen seien ... Gebot Nummer eins: Ich durfte mit keinem seiner Nachbarn reden. Er sei mit allen verfeindet. Warum? Kein Kommentar. Ich erkannte ihn wieder: Er war schon als Kind ein kleiner Herrscher, der dir in jeder Situation genau sagte, was du zu tun oder zu lassen hattest. Und in diesen Stunden nach meiner Ankunft im gesegneten San Diego – er hatte es mir in zwei Briefen, die ich in den letzten zehn Jahren von ihm erhalten hatte, als sein Paradies beschrieben –, da begriff ich: Kurt litt an Paranoia. Und ich dachte an den Satz von Joseph Brodsky: «Ein Jude, der nicht Verfolgungswahn hat, der muss verrückt sein.»

Kurt war nach zwei Stunden seiner Bemühungen, mich in sein Paradies einzuführen und von seiner Sichtweise zu überzeugen, völlig erschöpft, und wir gingen ins Bett. Am nächsten Tag kutschierte er mich in seinem zerbeulten Pontiac durch die Stadt, wir stapften ein Stück über den Strand, spazierten über die Promenade, an eleganten Hotels entlang und durch die Villenviertel der Reichen. Gemässigter Protz, gepflegte Rabatten, Luxusautos vor den Türen. Kurt war wie ausgewechselt, zeigte sich als gutgekleideter älterer Herr von beeindruckender Würde. Er war lustig, witzig und sogar grosszügig bei einem Essen in einem guten Restaurant, wo man ihn natürlich kannte und mit gebührender Hochachtung bediente. Ganz und gar ein Künstler, wie ich ihn schon in unserer Jugendzeit in Wien bewundert hatte. (Seine Eltern besaßen ein grosses Kleidergeschäft, sie waren die einzigen Wohlhabenden in der Familie, und ich bekam manchmal noch gute, von Kurt abgelegte Kleider und Schuhe geschenkt!) Kurt lachte über San Diego, er habe hier einen Kreis von Leuten gefunden, die sich noch für Kunst interessierten. Aber dieser Ort sei nichts anderes als ein Altersheim der Westküste für die Oberschicht der Ostkü-

te. Eine Gesellschaft, deren Hauptbeschäftigung darin bestand, sich unterhalten zu lassen. Überall Schwimmbecken, voll mit alten Damen und Herren, die unter Anleitung eines Sportlehrers wehevoll Arme, Beine und Köpfe bewegten: Gymnastik und Spiele, zu jeder Tageszeit Spiele und Gymnastik! Dann machte mich Kurt auf ein besonderes Phänomen aufmerksam: alle drei Minuten flitzte ein Strassenkreuzer vorbei, wie wir schon als Kinder im Kino die riesigen amerikanischen Luxusautos genannt hatten, mit silbernen oder gar goldenen Flossen und manchmal sogar einer Art von Flügeln. Und jetzt in San Diego sass am Volant immer eine alte Dame mit imposanter Turmfrisur oder wehender, strahlend blonder Perücke, das Gesicht wie in Kriegsbemalung leuchtend, vornüber geneigt und gierig Ausschau haltend nach einer Begegnung, vielleicht einem Phantom, einer Vision von einem Mann, wie sich Kurt ausdrückte.

In diesen fünf Tagen mit Vetter Kurt erlebte ich eine Art Erleuchtung. Nein, ein zu grosses Wort. Eine blitzartige Erkenntnis meiner Bewusstseinsbildung. Erinnerung verklärt und romantisiert die Wirklichkeit. Kurt war durchaus wandlungsfähig. Ich sah ihn wieder als den lebenswürdigen und originellen jungen Künstler – er wusste schon als Kind, dass er Kunstmaler und berühmt werden wollte! Ein hübscher Bursche, voll Charme, Spott, aber auch Wärme. Und doch ein Despot, der schon früh gelernt hatte – er war masslos verwöhnt –, nicht nur seine Mutter, sondern auch alle anderen Menschen zu manipulieren. Ich fügte mich, als der Schwächere und Ärmere, der gutmütige und neugierignachgiebige Jüngere, der weder genügend schlagfertig war noch schnell genug denken und reagieren konnte, um dem überlegenen Geist zu widersprechen.

Und doch war Kurt nicht mein Meister, ich hatte die Bücher entdeckt und damit ganz andere Vorbilder gefunden. Ich war nie sein

Vasall, sein Sklave, der ihm hörig Unterworfenen. Kurt merkte das manchmal und war verblüfft, weil er an seine Allmacht glaubte, weil er daran glauben musste, seinem inneren Gesetz folgend. Heute weiss ich – es war diese tiefe und lang währende Freundschaft, es war Kurt, dessen Überlegenheit und sein geschlossener Charakter, der mich lehrte, eine Art inneren Widerstand herauszubilden. Es waren nicht nur die Fusstritte und Erniedrigungen durch andere Kinder der Strasse, die ich als jüdischer Junge oft genug erfuhr, es war auch der Druck von allen Seiten, sich zu fügen, angepasst, an die Kandare genommen und einer wie alle anderen zu werden! Und es war nicht nur mein brennendes Interesse für den selbstbezogenen, selbstbesessenen Persönlichkeitstyp (das offene oder das geschlossene System eines Charakters), das ich mein Leben lang beibehielt und das mir helfen sollte, die Formel des inneren Widerstands und der Freiheit zu finden. Ich hätte es Kurt nicht sagen können, mir selbst nicht erklären können, worin dieser Widerstand, worin meine stetig wachsende Unabhängigkeit bestand.

Jetzt aber, in diesen fünf Tagen erkannte ich den Prozesscharakter des Bewusstseins: Meine aufgestachelte, rasende Neugier galt nicht nur dem autoritären Typ, der rhetorisch begabt und mit allen räuberischen Instinkten des zukünftigen Machtmenschen ausgestattet der Herrschaft zustrebte. (Gegebenenfalls auch nur als Handlanger und Funktionär der Macht.) Alles in der Welt war eine Frage von Herrschaft und Unterwerfung. Diese in mir arbeitende konzentrierte Wahrnehmung wendete sich vor allem der anderen Seite zu, den Unterworfenen. Wie auch meine Neigung zur politischen Linken nie mehr war als meine Solidarität für die im Leben Gescheiterten, die kleinen Leute, die Versager. Die zwanziger und dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren sehr lehrreich dafür.

Und ich habe den Einmarsch Hitlers in Wien gesehen.

Ich stand eingekeilt in der dichten Masse der beinahe bewusstlosen Menschen auf der Mariahilferstrasse, die zum Heldenplatz führt, wo der triumphale Empfang für den Führergott stattfinden sollte. Die Menschen füllten nicht nur jeden freien Fleck der Strasse, sie hingen in den Wipfeln der Bäume, klebten wie Trauben an den Lichtmasten, auf den Balkonen der Häuser, in den Fenstern und sogar auf den Dächern. Als Hitler inmitten seiner Wagenkolonne vorbeiglitt und die «Heil»-Rufe zu einem Gewitterdonner anschwellen, versuchte ich in den Augen dieser Menschen zu lesen ... Ich sah, wie Frauen, die sich in die vordersten Reihen vorgedrängt hatten, in einer Art Krampf der Ekstase die Augen verdrehten. Ich sah den Ausdruck vollständiger Entpersönlichung der Gesichter in einem blinden Rausch, das mythisch narkotisierte Wesen der Masse, die sich nichts anderes wünscht, als unterworfen zu werden. «Indem man zum Bestandteil einer Macht wird, die man als unerschütterlich stark, ewig und bezaubernd empfindet, hat man auch Teil an ihrer Stärke und Herrlichkeit. Man liefert ihr sein Selbst aus ... Aber man gewinnt dafür eine neue Sicherheit und einen neuen Stolz, durch Teilhabe an der Macht, in der man aufgeht. Ausserdem gewinnt man Sicherheit gegenüber quälenden Zweifeln.» (Erich Fromm)

Beim Abschied, am Flughafen von San Diego, sagte mein Freund und Vetter traurig und spöttisch lachend: «Du fliegst also nach Berlin zurück – hast mit den Deutschen deinen Frieden gemacht!» Und ich stimmte in sein bitteres Lachen mit ein, antwortete aber nicht. Was immer ich gesagt hätte – er hätte es nicht verstanden. Niemand in der Welt kann es verstehen. Wir, die wenigen heute noch in der Welt verstreuten Überlebenden des Holocaust – sagen wir es deutlicher: der Abschlachtung der Juden Europas – stehen vor dem Dilemma, vor dem Rätsel, vor der Unmöglichkeit, zu erklären oder auch nur anzudeuten, wie wir dieses apokalyptische

Geschehen gesehen, wahrgenommen, erlitten und überlebt haben. Was es in uns zerstört oder gar bewirkt hat, wie und warum wir weiterleben, wo vor allem, während viele andere Überlebende ihrem Leben selbst ein Ende machten.

Einige, von denen ich schon erzählt habe und die ich für bedeutende Menschen, Künstler, Denker halte, vermitteln den Eindruck, als würden sie den utopischen Versuch machen, einen Weg vorzuzeichnen, wie man in dieser von Wahnsinn geplagten Welt weiter leben könnte, menschlich, jeder Fremdbestimmung und jedes Nationalismus abhold – in Harmonie mit der Natur, mit den Menschen und mit sich selbst. Nicht nur als Jude, als Mensch unter Menschen! Wie sagte mein Freund Ernst Rosenberger: «Es geht nicht mehr darum, die Juden zu retten, sondern die Welt vor ihrer Selbstvernichtung zu bewahren.» Ich erkläre manchmal: Es ist EINE WELT, und ich lebe weiter im Exil! Das Wort Exil ist vielleicht nicht genau das, was ich meine. Es ist eine geistige Haltung. Ich bin zwar jüdischer Herkunft, aber auch nicht wirklich jüdisch. Was bedeutet eigentlich das Wort «jüdisch»? Auschwitz war niemals nur eine Angelegenheit der Juden und der Deutschen als der Erfinder von Auschwitz – es ist ein Menschheitsereignis! Oder leben wir auf doppeltem Boden?

Als ich im Herbst 1945 von Buchenwald kommend in Wien eintraf, um nach vielleicht Überlebenden meiner Familie zu suchen, hörte ich jeden Tag die Leute auf der Strasse sagen: «Des mit die Juden war a Übergriff. Übergriffe gibt's im Krieg immer.» Sie wollen es nicht wahrhaben, sie haben es nicht verstanden. Heute sagen viele von ihnen: «Es is' Vergangenheit, red'n ma über die Zukunft. Es muss amol damit a End' hab'n!»

Auch wenn ich mich manchmal als eine Art Schlemihl sehe, stimmt das nur zum Teil. Dieser unauffällige Typ, der sich lieber

in der Kulisse aufhält als auf der Bühne, weil man von dort besser sehen kann, wie's gemacht wird, der seine Unabhängigkeit pflegt, dem auch Religion nichts bedeutet, der aber sagt: «Gott sei's gedankt, ich bin Atheist.» Er ist schwer einzuordnen, sein Horizont ist entschieden weiter gespannt. Es gibt noch kein Wort für eine Lebensart, der ich mich in meinen Bemühungen nähere, die ich zu realisieren versuche. Dieses ganz normale Leben in Widersprüchen, die unvereinbar bleiben und doch einander bedingen. Ich habe viele jüdische Schlemihle auf meinen Wegen getroffen, die ähnliche Strategien des Überlebens für sich gefunden haben. Im Grunde nomadische Naturen und Einzelgänger, die im Laufe der Jahrhunderte gelernt haben, rechtzeitig zu verschwinden, den Ort zu verlassen, wo sie bedroht sind ... Und da sie ortlos sind, fremd überall, gemieden und zerstückelt, haben sie ein Talent, ein ekstatisches Bewusstsein für die Ganzheit des Lebens entwickelt. «Auch das Alltägliche wird zum Wunder, wenn du es zum Gegenstand deiner Betrachtung machst», sagt Cesare Pavese. Die meisten dieser Menschen behaupten sich in grosser Unbeholfenheit, auch mit Verzweiflung und doch auch mit Witz und scharfem Verstand und jener einsam-menschlichen Haltung, die ich die «Fröhlichkeit im Schrecken» nenne – eine grosse Leidensfähigkeit. Imre Kertesz nennt es «eine Form geistiger Existenz, die auf der negativen Erfahrung beruht».

Sind wir denn noch jüdisch? Was bedeuten heute noch Volksindividualität und Stammeseigenarten in einer Welt, die an ihrer technischen Entwicklung und an ihren selbstgebauten Hindernissen oder Fallen – um nicht zu sagen Katastrophen – fast zerbricht. Das Ostjudentum ist untergegangen, die Gettos von Warschau, Bialystok oder Lublin wurden «ausgemordet», wie es unter Juden heisst, und mit ihnen eine «Jüdischkeit», die nur noch in Anekdoten besteht.

Der ungeheuer gewachsene Verkehr, die Totalität der Medien und Nachrichten, der Austausch von Meinungen und Wissen, die zunehmenden Fluchtbewegungen von Millionen Menschen, global gesehen, ebenso wie die sogenannte Globalisierung der Wirtschaft, nicht zu vergessen die «Gesetze der freien Marktwirtschaft», welche unser Dasein deformieren – das alles hat sowohl die inneren wie die äusseren Grenzen aufgeweicht und zum Teil verschwinden lassen. Was für den neuen Menschentyp gut ist – den einige von uns erträumen, dem sie sich nähern, ein übernationaler Typ, offen gegenüber allen ihm nützenden Strömungen, offen gegenüber Andersdenkenden –, das liegt potentiell in seiner Zukunft. Es ist *eine* Welt! Es ist *eine* Menschheit, wenn du das geradezu epidemisch wirkende Gebot jeglicher Machtkonstellation – den Fremden zu hassen – ignorierst.

Habe ich nun mit den Deutschen meinen Frieden gemacht, wie es meine amerikanischen Verwandten wissen wollten? Auf diese banale Frage gibt es nur eine ebenso banale Antwort: DIE DEUTSCHEN gibt es nicht, ebenso wie es DIE JUDEN nicht gibt. Wenn alle Deutschen Nazis sind, wie offenbar viele Leute in der Welt glauben, dann sind auch alle Juden geldgierige Schacherer. Es sind jene Stereotypen, die den unwissenden Massen eingebleut werden von jenen, deren Existenz davon abhängt, dass die Massen unwissend bleiben.

Ich habe nach der Rückkehr aus dem KZ Buchenwald zehn Jahre wieder in Wien gelebt und die traurige Erfahrung gemacht, dass das Naziunwesen und der Antisemitismus noch sehr lebendig waren und – wir sollten das nicht bagatellisieren – von gewissen Mächten lebendig erhalten wurden!

Als ich 1955 vom Schriftstellerverband der DDR die Einladung bekam, am ersten Jahrgang des neu eröffneten Literaturinstituts in

Leipzig teilzunehmen, habe ich erwartungsvoll angenommen. Ich habe dann fünfundzwanzig Jahre in einem Berliner Vorort gelebt und dort Freunde gefunden wie nie zuvor in meinem Leben – das muss hier einmal gesagt werden. Es waren menschliche Beziehungen, die absolut nichts mit irgendeiner politischen Meinung oder mit meiner jüdischen Herkunft zu tun hatten. Und ich blicke mit Dankbarkeit auf diese Zeit zurück und auf die Begegnungen mit Menschen, die ich liebgewonnen habe. Aber dieses sehr persönliche Bekenntnis – und das ist mir schmerzlich bewusst – kann nicht verallgemeinert werden. Auf die Frage, die ich mir auch selber stelle, ob Juden in grösserer Zahl, wie es bereits der Fall ist, Juden aus Russland oder auch Rückkehrer aus Israel, ob diese wieder friedlich und völlig gleichberechtigt in Deutschland leben können –, weiss ich keine Antwort.

Warum lebst du nicht in Israel, werde ich manchmal gefragt. Meine Antwort ist einfach und keineswegs polemisch gemeint: Ich war nie in Israel, auch nicht zu Besuch. Und es war nie mein Ziel, aus vielerlei Gründen. Ich sehe mich mit einem lachenden und einem traurigen Auge als Jude in dem Sinn, wie Sartre die Juden definiert hat: vom Antisemitismus dazu gemacht.

Ich habe mein Judentum nie verleugnet, sehe es vor allem als Quelle böser Erfahrungen, die mein Lebensgefühl geschärft haben. Ich sehe heute Israel mit der gleichen beklemmenden Sorge wie das Schicksal der Welt! Schon 1948 erklärte die sowjetische Delegation unter Führung Gromykos vor der UNO: «Was den jüdischen Staat betrifft, so ist seine Existenz bereits ein Faktum, das gefalle oder nicht...» Vielen Menschen in der Welt gefällt es nicht. Die Entstehung des Staates Israel ist jedoch das Resultat von zweitausend Jahren der Verfolgung der Juden sowie einer Epoche voll unbegreiflicher Fehleinschätzungen und des Versagens vieler Politiker der Welt. «Dass fünfzig Millionen Menschen sterben muss-

ten, um Hitler loszuwerden, ist tragisch – aber auch komisch», meinte Hannah Arendt. Wenn jedoch aus dem geschichtlichen Verhängnis der Juden – ausgehend von der Verfluchung durch die christliche Kirche als «Gottesmörder» – immer wieder eine neue Version der jüdischen Schuld konstruiert wird («die Juden sind selber schuld an ihrem Unglück», wie ich es immer wieder irgendwo in Europa oder im Konzentrationslager gehört habe), dann deutet es auf ein anderes Faktum: Auschwitz wurde nicht widerlegt, ist noch gegenwärtig und vielleicht wieder möglich! Der gewöhnliche Antisemitismus mag in den modernen demokratischen Industriestaaten sehr eingeschränkt sein, latent und unbewusst ist er noch in sehr vielen Menschen vorhanden und virulent. Nicht zu reden vom Aufflammen des Judenhasses in den arabischen Staaten. «Der Hass, den wir unseren Kindern einprägen, ist ein heiliger Hass», so der Unterrichtsminister Syriens. Israel muss geschützt werden. Selbst wenn uns täglich Nachrichten von unsäglichen Fehlern und Versäumnissen aller Politiker der beteiligten Mächte und Regierungen sowie von neuen Massakern erreichen. An eine Selbstaufgabe des Staates Israel ist nicht zu denken. Welche Möglichkeiten bleiben also bestehen? Nur eine friedliche Lösung der Probleme des Nahen Ostens, selbst wenn diese noch sehr weit entfernt ist! Andernfalls droht eine neue Weltkatastrophe.

Der Konflikt zwischen der herrschenden Macht und dem eigentlichen Wesen der Gesellschaft, nämlich der Masse von Menschen, ist erbarmungslos und unlösbar: Die Macht macht die Masse, und die Masse erzeugt die Macht. Hans Magnus Enzensberger sagt es so: «Ohne die Ohnmächtigen sind die Mächtigen ohnmächtig!» – Wie in einem Bilderbuch vom alltäglichen Massenwahn zeigen uns die Dokumentaraufnahmen der bombastischen Aufmärsche der

Nazis, wie der Massenmord vorbereitet wurde. Auschwitz soll also Vergangenheit sein und nur ein Fehltritt der Geschichte?

Die Menschen haben Jahrtausende in magischen Stammes- und Herrschaftsverhältnissen gelebt – in grossen Teilen unserer Welt leben Menschen auch heute noch so. Und ganz losgelöst von diesem Erbe sind auch wir in den modernen Industriestaaten noch nicht. Jeder von uns hat erfahren, wie er ein Theaterstück erlebt, mitten in einer Zuschauermenge und mitgerissen von der Euphorie der Masse. Theater, aber auch die Politik braucht eine Menschenmenge und hat etwas von den Ritualen grosser mythischer Festlichkeiten. So gesehen war Hitler ein Schmierenskomödiant schrecklichen Formats! Viel stärker, als es uns gewöhnlich bewusst wird, sind wir inmitten grosser Kundgebungen religiösen oder politischen Inhalts ebenso wie bei grossen Sportereignissen eingebunden in eine Art hypnotischer Trance. Fussballwettkämpfe sind Illustrationen dazu, eine Weltmeisterschaft hält Milliarden Menschen an den Bildschirmen fest. Wir sind manipulierbar und wissen oft nicht, in wie hohem Masse. Aber das lebendige Leben kommt aus Widersprüchen, nur die unvereinbaren Gegensätze befruchten einander, und es mag verwegen klingen oder paradox, aber auch die grossen Feste, die Massenveranstaltungen bringen manchmal schöpferische Impulse hervor.

«Der Schoss ist fruchtbar noch», sagte Brecht in den ersten Nachkriegsjahren, als Deutschland und Österreich noch lange nicht von faschistischen Elementen frei waren. Zum Teil wurden diese noch dringend gebraucht und instrumentalisiert im Kalten Krieg gegen den Kommunismus. (Manche Kritiker meinten damals verschämt: «Deutschland hat den Krieg gewonnen!»)

Heute sind es nicht mehr die Faschisten, die uns in den westlichen Demokratien bedrohen, nirgends ist eine Diktatur im Kom-

men, die sich mit der Totalität Hitler-Deutschlands vergleichen liesse – ausser der «Diktatur des Geldes»! Die heute Herrschenden bleiben anonym, wir sehen nur diese ungeheuer aufgeblähte Macht der Medien, die Bewusstseinsindustrie der bürokratischen Industriegesellschaft, «die einen neuen Menschentyp geschaffen hat, den Organisationsmenschen, den Automatenmenschen» (Erich Fromm). Dieser Typ kennt kein höheres Glück, als Waren zu erzeugen und zu verbrauchen. Bevor unsere Kinder lernen, ihre Augen und alle ihre Sinne zu gebrauchen, beherrschen sie perfekt den Bildschirm, der sie täglich mit einer irren Flut von Bildern überschüttet und in ihrer potentiellen Kreativität lähmt. Eine künstliche Welt, in der sie spielen und leben sollen!

Die ewigen Formeln von Masse und Macht sind noch wirksam. Es scheint, dass die Auseinandersetzung der geistigen Welt mit der Menschheitskatastrophe des vorigen Jahrhunderts an Vehemenz zunimmt. Viele unserer Historiker und Denker sehen die Vernichtung von sechs Millionen Juden heute nicht mehr nur als Problem des angemessenen Gedenkens an singuläre Ereignisse der Vergangenheit oder als «Ausrutscher der Geschichte», auch nicht als unbegreiflichen Rückfall in die Barbarei, sondern als weiterhin gültiges und virulentes Symptom für die verhängnisvolle Entwicklung unserer Welt. Nämlich der ständig anwachsenden Gefahren der totalen Industrialisierung und Entfremdung aller Lebensbereiche, der Abstumpfung unserer sensorischen Fähigkeiten, der Zersplitterung absurder und krimineller Machtverhältnisse in einem grossen Teil der Welt, der wachsenden Gefahr vieler Explosionen eines ungeheuren Vorrats an Hass und irrationaler Wut, von Gewaltbereitschaft der Millionen jungen Menschen, die in Armut, Frust und Ausbeutung aufwachsen, diese als Pulverfass-Potential wirkenden, in trostloser Armut lebenden Menschen der Dritten Welt.

Im April 1984 fuhren wir in die Provence, um Jean-Marie Teisseire zu besuchen. Diese Reise wurde eine Enttäuschung, vor allem, weil ich mir eingestehen musste, dass ich das Buch, das ich damals schreiben wollte, nie schreiben würde: Ich hatte im Laufe der vergangenen Jahrzehnte mehrmals einige kleine, völlig unbekannte Inseln nahe der französischen Küste besucht und wollte herausfinden, wie diese Menschen eigentlich lebten, denen ich immer wieder begegnete – Flüchtlinge, Deserteure, Ausgefippte, Gescheiterte, aber auch Maler, Schriftsteller und andere Aussenseiter. Leute, die wie ich die Neigung hatten, irgendwo in der Welt ein neues, völlig anderes Leben zu beginnen. In Südfrankreich, Midi genannt, findest du Tausende von dieser Sorte. Die Reise war verfehlt, aber du bist auf eine Wahrheit gestossen, eine Entdeckung, eine Quelle der Freude ... So war es schon öfter. Und immer wenn du einen Weg verfehlt hast oder einen Zug verpasst, bist du in einem öden Nest hängengeblieben, hast eine Nacht in einem elenden Quartier verbracht und überlegt, ob du zurückfahren sollst, um die richtige Linie zu finden. Du bist weitergefahren! Und jeder andere Weg hat zu überraschenden Ausblicken geführt. Es sind die Irrtümer, die verschlungenen Wege des wirklichen, von Widersprüchen gepflasterten Lebens, welche dir manchmal Türen und Tore öffnen, die dir sonst verschlossen geblieben wären.

Wir kamen über den Brenner, fuhren gleichmässig schnell an Cremona, Piacenza und Genua vorbei, bohrten uns durch das Tunnelsystem der italienischen Riviera, und als wir an der französischen Grenze bei Ventimiglia aus einem der letzten Tunnel kamen, stürzte ein Regen herunter, der uns die Sicht und den Atem nahm. Man konnte nur noch langsam fahren, viele Autofahrer wa-

ren seitlich herangefahren. Es war höllisch, Blitz und Donner, Wasserstürze, die von den Felswänden herunterkamen und Geröll in die Schluchten spülten. Die Luft war elektrisch geladen, wir fuhrten weiter, sassen beklommen hinter der Windschutzscheibe und schwiegen ... Ich erinnerte mich mit Bestürzung daran, dass ich vor genau zehn Jahren, im April 1974 mit Maxie diesen Weg gefahren war und wir an der gleichen Stelle ein ebenso starkes Unwetter erlebt hatten.

Diesmal aber rissen die Wolken auf, und wir konnten wie eine Fata Morgana unten an der Küste Menton, Monte Carlo und Monaco liegen sehen, herrliche Ausblicke auf das blaue Meer, von zerfetzten Regenwolken geschmückt. Die Hafenanlagen, die geometrischen Muster der an den Laufstegen liegenden Boote und Jachten, die weissen Villen, Schlösser und Luxushotels. Eine fremde Welt, die mich nie verlockt hat.

Über die Ankunft in Collobrières habe ich schon berichtet – ein kleiner Ort mitten in den Bergen des Massif des Maures. Und über den Empfang, den uns Jean-Marie bereitete, hatte ich seinerzeit ungefähr folgende Worte gefunden: Er war ein Mensch, der in seiner Begeisterung tobsüchtig werden konnte und uns schreiend umarmte. Er hatte ein wunderbares Essen vorbereitet und Wein von den eigenen Feldern.

Nun, auch diesmal gab es ein Essen, den guten Wein und viel Freude – wenn die Wiedersehensfreude nach einem Jahrzehnt auch gedämpft schien von der Tatsache, dass Maxie nicht mehr lebte. Darüber konnte man kein Wort verlieren ...

Auch von dem zweihundert Jahre alten, schmalen und hochgebauten Haus seiner Eltern, eingeschachtelt zwischen ähnlichen, etwas heruntergekommenen Häusern wohlhabender Weinbauern, in dem wir auch diesmal untergebracht waren, habe ich bereits erzählt. Unser Zimmer lag in der dritten Etage – und schon in der

ersten Nacht hörten wir unten in der engen Gasse einen Hund vorüberziehen, der entsetzlich winselte und heulte in äusserster Not. Fast wie ein Mensch. Man konnte ihn noch hören, als er schon weit entfernt war. Niemand kam heraus, niemand. Kein Mensch rührte sich, um zu sehen und dem Tier zu helfen. Ich überlegte, ob ich hinuntergehen sollte, aber man musste, um das Haus zu verlassen, durch die Wohnung der alten Leute, der Eltern Jean-Maries, gehen. Und was hätte ich als Fremder in diesem Ort für das unglückliche Geschöpf tun können, fragte ich mich. Dieses Zögern, dieses Versagen wird mich bis an mein Ende quälen. Und es gibt viele Versäumnisse dieser Art, die wir verdrängen und vergessen wollen.

Am nächsten Tag fuhren wir mit Jean-Marie zu seinen Feldern hinaus, wo er, wie er sagte, zwei Hunde mit Futter zu versorgen hatte. Wie bitte? Wir hatten wohl nicht richtig verstanden. Jean-Marie lud verschiedene Geräte auf seinen Wagen, auch einen Eimer voll mit einer dicken Brot- und Fleischsuppe, die er am Morgen gekocht hatte. Er habe mehrere Felder mit Gemüse bebaut, sagte er, und seine beiden Hunde würden die Felder bewachen. Wir fuhren ungefähr einen Kilometer aus dem Ort hinaus, wo die Felder terrassenförmig an einem Hang angelegt waren. Von einem winzigen Bach, der vom Berg herunterkam, speiste unser Freund einen ausrangierten Tankwagen, der ihm als Reservoir für Regenwasser diente. Auch ein Wäldchen uralter Edelkastanien schmückte den Ort und machte ihn zu einem Idyll. Wir stiegen zur ersten Terrasse hinauf, Susanne blieb auf halbem Weg stehen, sie hatte gesehen ... Jean Marie hatte zwischen den Bäumen, die das Terrain säumten, Drähte gespannt. An den Drähten wiederum hingen zwei grosse, braune Mischlingshunde so, dass sie einander nicht berühren konnten.

Wie wir später erfuhren, hingen Pit und Bob schon länger als ein Jahr an dem Draht. Die Hunde begrüßten ihren Herrn mit

lautem Gewinsel und Heulen. Er füllte ihre Schalen, und sie stürzten sich auf das Futter. Jean-Marie zeigte uns mit Stolz seine «Plantage», er liess Wasser in die Berieselungsanlage laufen, die er selbst gegraben hatte. Susanne war blass geworden und schwieg. Auch ich war erschüttert, aber ich kannte dieses System der «Bewachung» von Häusern, Gärten und Feldern seit meinen Wanderungen durch Italien und Frankreich. Aber auch in Österreich, Deutschland und eigentlich überall in der Welt kennt man dieses Bild der Kettenhunde, ein Bild der Grausamkeit, der Gleichgültigkeit und Ignoranz. Manche von uns empfinden Scham und Ratlosigkeit bei diesem Anblick, aber es geht immer um die «Rechte» von Grundbesitzern und Tierhaltern, die nicht angetastet werden dürfen.

Wie war es möglich, fragte ich mich, dass dieser lebenswürdige, begabte, enthusiastische Mensch, mein Freund, so blind war? Und warum packte ich ihn nicht an der Brust, schüttelte ihn und fragte ihn: Wie kannst du so grausam sein? Und warum hatte ich die Bauern in Mecklenburg, wo wir am Rande des Dorfes gelebt hatten, warum hatte ich unsere freundlichen Nachbarn niemals in Schrecken versetzt und gebrüllt: Seid ihr denn Menschen? – Sie hatten einen kleinen Dackelmischling an eine Kette gehängt. Er weinte und winselte, wenn ich ihn streichelte, er tat mir leid. Aber ich sagte nichts. Ich tat nichts. Wir Menschen sehen nicht, und manche von uns brauchen Jahre, bis sie anfangen zu sehen. Dieses laissez-aller und laissez-faire, das wir für Freiheit halten, Freiheit der Meinung und der Persönlichkeit, Freiheit der Besitzenden – die Menschwerdung zeigt hier einen eklatanten Bruch.

Jean-Marie bestand darauf, uns alles zu zeigen und sorgfältig zu erklären. Wir latschten stumm hinter ihm her. Er kroch den Hang hinauf, um das Rinnsal von angeschwemmten Steinen und Bruchholz freizumachen, Geröll vom letzten Unwetter. Ich hatte in je-

ner Stunde noch nicht mit Susanne gesprochen, aber ihren düsteren Blick wahrgenommen. Bald darauf fuhren wir in Richtung Grimaud, ungefähr zwanzig Kilometer bis zur Küste von Saint-Tropez. Jean-Marie wollte uns die Schönheit und die Schätze dieser Seite seiner Heimat zeigen sowie einige verlorene Dörfer, die wie Schwalbennester an den Felswänden hingen. Darunter auch Montferon, wo «der Amerikaner» wohnte, wie er den Maler Nathan Stern nannte, den wir schon zusammen mit Maxie besucht hatten. Er hatte ihn telefonisch verständigt, dass wir ihn auf der Rückfahrt besuchen wollten. Er war begeistert von der Ankündigung, und auch ich war gespannt und ein wenig beklommen, ihn nach Jahren wiederzusehen.

Die Fahrt auf schlechten, wenig befahrenen und kurvenreichen Strassen, durch tiefe Schluchten, dunkle Wälder und über wüstenhafte Pässe gestaltete sich seltsam. Jean-Marie hatte offenbar unsere Verstimmung bemerkt und vielleicht auch den Grund erraten. Erst nach längerem Schweigen fing er an uns die grausame Geschichte dieser Berge zu erklären. Das Massif des Maures war immer schon – wie auch andere Gebirgszüge der Provence – ein Hinterhalt und Rückzugsgebiet für gejagte Menschen. Seit der Zeit der Verfolgung und Ausrottung der Katharer, dieser frühen Christen, konnte man an den entlegensten Orten bis heute ein paar Aussteiger finden, Flüchtlinge unserer Zivilisation, mitunter einen deutschen oder englischen Maler. Jean-Marie, der manchmal seinen Vetter als Postbote vertreten hatte, fuhr immer noch gelegentlich in die Berge zu diesen Familien, mit denen er sich angefreundet hatte. Vielleicht besorgte er immer noch Medikamente, geheime Botschaften, war Vermittler und Berater in Familienangelegenheiten.

Als wir uns am späten Nachmittag Montferon näherten, wo der Amerikaner wohnte, erlebten wir ein Naturschauspiel: Hier im Mi-

di verklärt zu einer bestimmten Jahreszeit und zu Beginn der Dämmerung ein bleiches Blaugrün die fernen Berge, manchmal erblickst du auch einen Felsgipfel, der im sinkenden Sonnenlicht aufleuchtet wie ein Feuerstrahl. Es ist nicht nur die durch die Entfernung bewirkte und durch den magischen Lichteinfall verstärkte Farbgebung, sondern ein mystisches Phänomen – so scheint es mir wenigstens –, entstanden aus einer gewissen Art, die Welt zu sehen. Ich erinnere mich mit Erregung an das seltsame Glücksgefühl jener Fahrt durch die Berge der Provence. Die Natur immer neu zu entdecken und in sie einzudringen, wie du auch in die Menschen, wie du ins Universum einzudringen glaubst, darin aufgehst, je weiter und tiefer dein Auge zu sehen vermag, das innere Auge! Nenne es Erfüllung, Bewusstsein oder Liebe.

Jean-Marie hielt den Wagen an, mitten in einem Wäldchen nahe dem Dorf. Ich erkannte das Haus nicht wieder, es war von Efeu umrankt und an einer Seite vergrössert. Jean-Marie hatte uns in der letzten Viertelstunde darüber informiert, dass der Amerikaner nunmehr mit einer jungen Frau und ihrem kleinen Sohn lebte. Eine sehr hübsche und sehr junge Frau, wie Jean-Marie grinsend betonte, während er mich mit zusammengekniffenen Augen fixierte. Eine junge Witwe, ihr Mann war tödlich verunglückt, ähnlich wie zwanzig Jahre früher die Frau des Amerikaners. Und ausserdem habe Nathan drei grosse Hunde. In diesem Augenblick kamen die Hunde laut bellend hinter dem Haus hervor. Susanne sprang aus dem Wagen und ging den Hunden ohne die geringste Scheu entgegen. Die Hunde bedrängten, beschnupperten sie, sprangen dann an ihr hoch – eine Begrüssung, die ringsum helles Lachen und einen Begeisterungssturm des Amerikaners auslöste, der mit seiner Frau in der Türe stand. Der kleine Junge lugte gespannt hinter der Hausecke hervor.

Später, nach einem wunderbaren Essen, als Nathan und ich allein im Garten sassen – Jean-Marie wollte noch eine andere Familie besuchen, und die Frauen gingen hinten im Garten von Strauch zu Strauch, sie hatten sofort ein vertrauliches Gespräch begonnen über Blumen, Bäume, Tiere, als wären sie seit Langem miteinander bekannt –, später also sagte Nathan mit vorgeneigtem Kopf und blitzenden Augen zu mir: «Seltsam, deine Frau ist eine Erscheinung, die sofort einen Raum voll Leben um sich herum schafft!»

Wir fragten ihn später, woher seine drei Hunde gekommen waren. Und unser Freund schien nur auf dieses Stichwort gewartet zu haben. Zwei Hunde waren ihm zugelaufen, erzählte er, am Strand nahe von Saint-Tropez. Dort suchten täglich und das ganze Jahr über die herumstreunenden, ausgesetzten und halb verhungerten Hunde nach weggeworfenen Essensresten. Zwei von ihnen liefen ihm nach, nachdem er ihnen einiges von seinen Einkäufen zugeworfen hatte. Einmal wöchentlich fuhr er nämlich nach Grimaud oder Saint-Tropez, um einzukaufen und ein wenig Stadtleben zu geniessen. «Zwei lausige Strassenkötter», sagte er dann, «was glaubt ihr, wie lieb sie sein können, wie dankbar. Hunde leben seit Tausenden Jahren mit Menschen zusammen, sie sind nicht für die Wildnis geschaffen!» Es sei eine noch nicht erkannte Katastrophe und eine Schande unserer Welt – von Portugal über Spanien, Frankreich und Italien bis Griechenland sind die Mittelmeerländer von ausgesetzten, verstossenen Hunden überlaufen. Die Leute nehmen junge Hunde ins Haus, dann wird es ihnen zuviel, sie stossen sie aus dem Wagen und fahren davon ... Er hatte Tränen in den Augen, als er das sagte.

Kurz vor unserer Abfahrt zeigte Nathan uns seine Bilder. Die Wände des Hauses waren bedeckt mit seinen Aquarellen, aber auch mit Kinderzeichnungen, Blumen, Bäume, Menschen, Tiere darstellend, die Landschaft der Provence. Jean-Marie hatte uns erzählt, dass der Amerikaner seit einigen Jahren den Kindern des

Dorfes Zeichenunterricht gab. Da er es ohne Bezahlung machte, war sein Haus bald überlaufen von Kindern. Auf diese Weise hatte er auch seine Frau Simone und ihren kleinen Sohn Ali kennengelernt.

Drei Wochen später – wir waren wieder in Wien – erreichte uns ein Schreiben von Nathan. Es war eine Fortsetzung unserer Gespräche an jenem Abend in Montferon, und es waren Gedanken, Ideen, Visionen, die uns verbanden. Worte, die ebenso Wladimir gesagt haben könnte, der kasachische Arzt auf dem Todesmarsch 1943 durch Breslau, oder der Vagabund Manuel, irgendwo in Südfrankreich 1940, vielleicht Rosenberger damals im Lager Meslay du Maine – meine Lehrmeister. Ich hatte Nathan Stern nur selten in all den vielen Jahren gesehen, aber wir hatten in seinen Regalen die gleichen Bücher entdeckt, die auch wir liebten. Und ich werde nur einen Teil seiner langen Epistel wiedergeben, die geradezu von einer kindlichen Glaubenstrunkenheit glühte:

«Sie haben unseren Berry erschossen! Wir wissen nicht wer und warum. Wir fanden Berry dreihundert Meter weit vom Haus entfernt im Wald. – Du hast Feinde, sagte ich mir. Wir haben viele Freunde, aber auch Feinde. Warum hassen sie dich? Das werden wir nie begreifen. Die Leute im Dorf nennen mich ‚Amerikaner‘, aber ich bin in Prag geboren und in Wien aufgewachsen. Ich bin weder Tscheche noch Amerikaner noch Österreicher – bin ich denn ein Jude? Vielleicht ist es ein Naturgesetz oder ein Gesetz von Gott, dass du auch Feinde haben sollst. Es wird dich wach rütteln!

Simone und ich leben seit drei Jahren zusammen, hier auf dem Berg, unter den alten Bäumen, mit ihrem Kind und mit unseren Hunden und mit den Kindern, die zu uns kommen und etwas lernen wollen, was ihnen vielleicht helfen wird, besser zu sehen, die

Blumen, die Tiere, die Menschen. Die Wunder zu sehen würde bedeuten, das Leben zu lieben, alles Lebendige! Wir wohnen einer im andern, wenn wir lieben ...

Wir haben Berry in unserem Garten begraben. Nathan und Simone.»

Spätestens am Ende dieser Reise hatte ich begriffen, warum ich dieses seit Langem geplante Buch über die Magischen Inseln nicht schreiben würde.

Nathan war eine Ausnahme, er hatte eine schöpferische Balance seines gebrochenen Daseins gefunden, hier in den verlorenen Bergen des Massiv des Maures. Aber die meisten anderen Aussteiger und Künstler, die ich im Laufe vieler Jahre kennengelernt hatte, waren wieder verschwunden. Sie hatten das Dorf oder die Insel verlassen. Es gibt keine Lösung unserer zutiefst existentiellen Probleme auf einer Insel. Die Sehnsucht unserer Kindheit nach der Insel Robinson Crusoes war nur eine Vision – diese halb unbewusste, in unserem Inneren immer wieder aufblitzende, aber wieder verdrängte Sehnsucht nach der Einfachheit und Leichtigkeit des wahren Daseins, abseits und doch inmitten aller Normalität, der Chimäre des Wohlstands in einer Welt der Macht und Gewalt.

Ich habe, wie ich schon sagte, Nathan nur dreimal gesehen, jedoch das Gefühl mit ihm geteilt, als ob wir uns schon immer kannten. Er gehört zu den drei oder vier Menschen, die man in seinem Leben trifft, die quasi zur Familie gehören. Nicht nur weil er von Dingen redete, die unseren Herzen nahestehen, oder weil er die Bücher las, die auch wir brauchen, sondern weil er zu jenen seltenen Menschen zählt, die eine lebendige Atmosphäre schaffen, eine Atmosphäre, in der alles keimt, spriesst und gedeiht – etwas, das Kinder instinktiv erleben und was sie aufblühen lässt.

Inzwischen hatte ich ein anderes Buch zu schreiben begonnen, nämlich eines über ein Hotel. Hôtel Baalbek. Ein Hotel ist ein Ho-

tel – und mehr als ein Hotel. Eines von jenen kleinen, schäbigen und billigen Hotels in Marseille, wo wir, die Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland und Österreich, uns in den winzigen Zimmern unterm Dach verkrochen. Unten die Prostitution, oben das Universum. Wir suchten einen Weg in die freie Welt, in ein anderes Leben. Aber «du wirst den Weg nicht finden, wenn du nicht selbst zum Weg wirst», das sollte das Thema meiner Hotelgeschichte sein.

Und nun leben wir in der Stadt, und ich sage mir – du wirst die Insel nicht finden, wenn du nicht selbst die Insel bist im Lichte der Utopie!

76

Nun denke ich darüber nach, wie dieses neue, mir geschenkte Leben, dieses dritte, vierte, fünfte Leben weitergehen soll. Wir wohnen in Wien, der Stadt meiner Kindheit, wohin ich niemals zurückkehren wollte, meine Frau Susanne, mit der ich nun schon mehr als fünfundzwanzig Jahre zusammenlebe, unser kleiner Hund Joki und ich. Wir erfreuen uns einiger guter Freunde, leben zurückgezogen ein geordnetes Leben. Es ist nicht meine Heimat und doch meine Welt. Das Wien der zwanziger und dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Zeit unserer Erniedrigung, Vertreibung und Vernichtung! Aber ich entdecke eine Realität in meinem Leben – ich sehe mit den Augen von Susanne und erlebe diese Stadt auf eine neue und beglückende Weise, es ist auch die Stadt von Mozart, Beethoven, Schubert und Brahms, umgeben von Bergen und Wäldern, die wir lieben, in denen wir ebenso leben wie in der Stadt. Hier wurzelt der Boden unserer Gespräche über Menschen und Bücher, Musik und über Natur. Eine heile Welt? Ein geordnetes Leben? Ein Leben in Normalität und Zurückgezogenheit?

Die brennende Frage: «Was habt ihr in den letzten zwanzig Jahren gemacht, wie habt ihr gelebt? Und hast du etwa wieder ein Buch geschrieben?» Das war ein Anruf aus Paris, von meinem Freund Ernst Rosenberger, im Februar 1984, unvergesslich und wenige Tage vor seinem rätselhaften Tod. Er lachte, als er das sagte, seine Stimme klang halb spöttisch, halb schuldbewusst. Es war seine Art, ironische und fundamentale Fragen zu stellen und dabei zu lachen. Er glaubte nicht daran, dass ich jemals ein Buch schreiben könnte. Niemand konnte ein Buch schreiben – er war von dem zersetzenden Geist des Karl Kraus vergiftet, wie seine Frau Ate sagte. Ich habe an anderer Stelle davon erzählt. Aber er war mein Freund, mein Vertrauter, mein Lehrmeister. Und noch einmal zwanzig Jahre zurück, ungefähr 1963 in Paris, hatte er zu mir gesagt: «Wenn du dich jemals hinsetzt, um ein Buch zu schreiben, musst du glühen und von einer Frage brennen, die dich zerreissen wird, wenn du keine Antwort findest!»

Als Rosenberger uns anrief, damals im Jahr 1984, waren Susanne und ich gerade erst ein Jahr in Wien und wussten noch nicht, ob wir hier bleiben würden. Wir hatten die Absicht zurückzukehren nach Deutschland, nach Westberlin, nach Hamburg oder Borken, eine kleine Stadt an der holländischen Grenze, wo gute Freunde leben. Eine Zeit des Schwankens, der Ungewissheit und der Suche. Ich suchte einen Ort, wo ich in Ruhe arbeiten und die zwei Bücher schreiben konnte, die ich in vielen Skizzen bereits entworfen hatte, «Hotel Baalbek» und meine Lebenserinnerungen. Es musste ein Ort sein, wo wir unser gemeinsames Leben neu gestalten konnten, unbehelligt von all den Turbulenzen und Katastrophen der eben vergangenen Jahre. Und um auf eine brauchbare Antwort zu stossen, möchte ich hier ein Kapitel darüber einfügen, wie wir beide in diesen weiteren zwanzig Jahren gelebt haben, die letzten Jahre des unseligen vorigen Jahrhunderts, und nun

die ersten Jahre dieser beginnenden, von Krieg und Terror verdüsterten Epoche.

Wir leben also in unserer angenehmen Wohnung mit überladenen Bücherschränken und mit einem Balkon, bewachsen von einem Dickicht von Pflanzen und Blumen.

Und eben hören wir in den Nachrichten: heute früh wieder drei Selbstmord-Attentate im Irak mit 29 Toten, darunter vier amerikanische Soldaten, und hundert Verletzten.

Zweihunderttausend Flüchtlinge in den Steppen von Kongo, meist Frauen und Kinder, die alles zurücklassen mussten und dort verhungern werden.

Ist es vielleicht erwähnenswert, wie wir leben, in dieser Welt ungeheuerlicher Verfehlungen von Politik und Wirtschaft? Eine Welt des Terrors in vielen afrikanischen Ländern, in Südamerika, in Afghanistan oder – um nicht alle aufzählen zu müssen – in Tschetschenien: ein Haufen miteinander verbandelter Führer, Generäle, Obersten, Geheimdienstler, Verschwörer, Freischärler, Stammeshelden, moslemischer Fanatiker, Rollkommandos und Mittelsmänner der Oligarchen und Profiteure. Eine Geschichte der inneren Verwilderung, ausgebrannte, ausgemordete Dörfer, wo nur noch drei Alte leben, ausgebombte Städte und brennende Ölleitungen. Es gibt eine geheime Allianz der Gegner beim Stehlen, Rauben, Morden, Vergewaltigen. Viele Verbrechen werden von Banditen auf beiden Seiten während der nächtlichen Ausgangssperre verübt. Die Geheimpolizei untersucht Tatbestände, die sie selbst geschaffen hat, deshalb kommt kaum etwas ans Tageslicht. Die Totalität des Terrorismus und des Bandenwesens beherrscht einen grossen Teil unserer Welt. Auf allen diesen Schauplätzen des Horrors geht es im Grunde nur um Interessen, um Öl, um Bodenschätze und geraubte Reichtümer jeglicher Art, und es sind die Oligarchen und ihre verschworenen Cliques, welche alle diese offenen und versteckten Kriege betreiben.

Ein junger Autor schickt mir sein erstes Buch und möchte meine Meinung hören. Seine Arbeit zeigt Talent und den tiefen Ernst des Autors. Ich schreibe ihm das und füge hinzu: «Aber Sie haben den Ton verfehlt. Ihre Geschichte fängt sehr brav an, mit der Beschreibung einer Stadt. Beginnen Sie mit einem Satz, der den Leser fesselt und nicht mehr loslässt! Die Kunst, eine Geschichte zu erzählen, ist die Kunst, mit einem Satz zu beginnen, der wie eine Lunte brennt und mitten hinein, in eine explosive Handlung führt.» Er antwortete: «Sie verlangen von mir, dass ich von einer Frage glühe. Aber was ist diese Frage. Wären Sie heute ein junger Autor, was wäre Ihr zentrales Thema?»

Nein, Rosenberger hatte 1963 nicht recht, es ist nicht wahr, dass dich die Frage zerreißen wird, wenn du keine Antwort findest! Es gibt Fragen, auf die wir nie eine Antwort finden werden. «Man kann die Wahrheit nicht wissen, aber man kann sie leben», sagte Yeats. Und es geht nicht um Frage und Antwort, es geht darum, dass dein ganzes Leben zur Frage wird, in dem Sinn nämlich, wie die Buddhisten sagen: «Du wirst den Weg nicht finden, wenn du nicht selbst zum Weg wirst!» – Meine dilettantische Philosophie der Strasse, von der ich manchmal erzähle, ich habe sie unterwegs gelernt, bei den sogenannten einfachen Menschen und nicht bei Schopenhauer, Hegel oder Kant. Dazu fällt mir wieder der Einsiedlermönch von Grimau ein, den wir nur zwei- oder dreimal besucht haben, Jean-Marie und ich, und der uns sofort duzte, uns zu essen und trinken gab und in seine Berghütte aufnahm, wie er jeden streunenden Hund, jede Katze bei sich einquartierte und mit den Tieren lebte. Seine Mutter war Deutsche, der Vater Spanier, und er hatte zwanzig Jahre seines Lebens in einem süddeutschen Kloster verbracht, um es dann zu verlassen. «Du kennst doch den Psalm: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen

Gott ...?», sagte er zu mir, er sprach deutsch. «Das stimmt schon, aber die volle Wahrheit ist – meine Seele dürstet nach Leben, nach dem lebendigen Leben!» So ungefähr habe ich es in Erinnerung.

Alles was ich jemals von Gott gehört und verstanden habe oder glaubte zu verstehen, habe ich von Menschen gelernt, die in Symbolen über Gott geredet haben oder in poetischen Bildern. Auch die Bibel enthält zahllose symbolische Geschichten, das Menschenleben erhellend. Bilder, die heute noch gültig sind, aber von den meisten Leuten nicht verstanden werden. Zum Beispiel das vom brennenden Dornbusch. Als Gott nämlich Moses in einem Dornbusch erscheint und ihn auf den Weg schickt, das jüdische Volk aus Ägypten herauszuführen und aus der Sklaverei zu befreien. Der brennende Dornbusch bedeutet Geist, den schöpferischen Geist auch des Menschen, der von einem Gedanken brennt, von einer Idee, einer Aufgabe – eine Flamme, die sich jedoch nicht selbst verzehrt und vernichtet. Anders als der Hass! Das Herz des Pharao verhärtet sich, so berichtet die Bibel weiter, als man ihm sagt, die Juden wollten Ägypten verlassen, um in der Wüste ihrem Gott ein Fest zu bereiten. Und der Pharao verhindert den Auszug der Juden. Gott schickt alle erdenklichen Plagen über Ägypten, Dürre, Feuer, Blut im Wasser, Heuschrecken, um den Pharao umzustimmen. Aber das Herz des Pharao verhärtet sich immer mehr. Das bedeutet ganz einfach, dass das Böse, dass der Hass unser Herz versteinert und abtötet. Das leblose Herz ist wertlos, es ist an sich selbst verbrannt. Der schöpferische Geist aber bedeutet Liebe zu allem Lebendigen und brennende innere Aktivität. Nur der glühende und kreative, der unbestechliche und unbeugsame Geist befreit uns von der Abhängigkeit und aus der Knechtschaft jeglicher Macht, die uns hindern will, zu erwachen und ganze Menschen zu werden.

Unsere Reisen nach Deutschland, Irland, Südfrankreich, Italien, Dänemark, sie bringen wieder Begegnungen mit Menschen, mit denen uns ein Band verknüpft – bitte keine grossen Worte, man braucht es nicht zu erklären. Menschen finden einander, treffen eine Wahl, ohne dass sie es merken. Auch Leute, die einen Zuspriech brauchen, ein magisches Wort, das Erleichterung schafft. Die Briefe decken bald unseren gesamten Zeitplan, und wir sollten vernünftig sein und sorgsamer mit unseren Tagen umgehen. Aber ich schreibe gern Briefe – eine Art Tick, eine Droge. Schon mit vierzehn Jahren schrieb ich lange Briefe, ich erwähnte es schon.

Ich schreibe Briefe nachts im Kopf, wenn ich nicht schlafen kann. Und ich kann oft nicht schlafen, von dem inneren Aufruhr. Es ist spannend und verwickelt mich in neue, ungeahnte Konstellationen von Überlegungen, Deutungen von Schicksalen und wie du die Welt und dich selber siehst, in Fröhlichkeit und in Schrecken. Und ich schreibe auch meine Skizzen, Entwürfe und Geschichten ebenso nachts im Kopf, schreibe sie dreimal, ehe ich mich an meine alte mechanische Schreibmaschine klemme und zu klappern beginne. Eine innere Produktivität, eine Art Raserei, die mich lebendig erhält und den Puls in die Höhe treibt, sogar Schweissausbrüche verursacht. Eine Arbeit in Symbolen und Bildern, Gestalten aus der überhitzten Vorstellung, die schliesslich Wahrhaftigkeit gewinnen, weil oft nur ... Nein, ich will versuchen es anders zu sagen: Dieses Goldsuchen, diese Sehnsucht nach Erneuerung und Verwandlung. Distanz zu sich selbst gewinnen, durch immerwährende Beobachtung alles Lebendigen um dich herum. Ich sehe auch auf unseren Reisen mit den Augen von Susanne, verklärt geradezu von ihrer kindlichen Neigung, die Menschen, die Tiere, die Natur in einer Art Entrücktheit zu sehen.

Denn nur aus dieser Distanz, aus diesem Abgehobensein von deinem beschränkten Ego kann Neugier, Interesse, Teilnahme und Liebe erwachsen. Was nichts anderes bedeutet als die Öffnung zur Welt, zum Kosmos, zu jenem Gefühl des In-der-Welt-Seins, ein Ewigkeitsgefühl, der Brennstoff jeglicher Gestaltung, auch der Gestaltung deines Daseins. Es ist ein unsagbar grosses Glück, gelernt zu haben, die Welt durch das Wesen des von dir geliebten Menschen zu sehen. Und es führt nicht weg von dir, hebt deine Persönlichkeit nicht auf, im Gegenteil, es bringt dich zu dem zurück, der du im Grunde bist.

Und wir leben nun in dieser schönen Stadt, in unserer versorgten Wohnung, wir haben zu essen, gehen auf Reisen, lesen Bücher, hören Musik – unsere Interessen sind gross teils geistiger Natur, und wir leben in einer glücklichen Partnerschaft. Was für ein Leben ist es nun? Mit rationalen Argumenten ist diese Art zu leben weder als elitär anzuklagen noch zu verteidigen. Es ist ein Leben mitten in den Widersprüchen und in den extremen Existenzentwürfen vieler anderer Menschen um uns herum.

Eine Welt – halb noch in die Dogmen der um ihre Existenz ringenden Massenorganisationen der drei Weltreligionen verwickelt, in Terror und Verbrechen, die von geheimen Interessen initiiert werden und von Fanatikern begangen, die glauben, mit ihrem Tod sich selbst und der Welt das Heil zu bringen. Eine zerrissene Welt.

Und was ist nun die brennende Frage, die deine Unruhe nährt?

Ich habe drei Bücher geschrieben in diesen letzten zwanzig Jahren, viel zu wenig, und wie ich manchmal beschämt gestehe, pinsle ich im Grunde immer nur an einem Buch. Auch zahllose Skizzen, Entwürfe, Versuche, liegen als Material in Mappen und Fächern versunken. Wir leben in der Natur, wenn es nicht verwegend klingt, in der Musik, wir leben das gute, schöne, überladene, von Horror

durchsetzte Leben dieser Epoche, einer gesellschaftlichen Erneuerung der westlichen Hemisphäre, die vorgibt unterwegs zu sein, zu einer demokratischen Welt des Friedens und der Gerechtigkeit.

Nein, sagen Mesarovic und Pestel, die Verfasser der vom Club of Rome initiierten Untersuchungsberichte. Sie haben erkannt, dass nur eine radikale psychische Veränderung des Menschen die einzige Alternative zu einer ökologischen Katastrophe darstellt. Ein neues Weltbewusstsein wird gefordert, eine neue Ethik im Gebrauch materieller Schätze. Eine neue Einstellung zur Natur, die auf Harmonie und nicht auf Unterwerfung, auf Verbrauch, auf wahnsinnigen Konsum der natürlichen Energiequellen beruht. Der Mensch wird aufgefordert, nicht alles zu tun, was er *tun kann!* Er wird aufgefordert, seinen Reichtum mit den Armen zu teilen – nicht im Geiste der Wohltätigkeit, sondern weil es notwendig ist bei Strafe des Untergangs! – Aber einige Denker von Format weisen darauf hin, dass die politischen, gesellschaftlichen und psychologischen Faktoren nicht genannt werden, die jeglicher Veränderung im Weg stehen. Und was sind die realen Hindernisse, die einen Wandel unserer Welt verhindern, die alle Vorschläge und Versuche scheitern lassen?

GELEBT – GESCHRIEBEN – so sehe ich mein Leben. Doch es gibt keine lebende Sprache, um darüber zu reden oder zu schreiben, was wir, die Überlebenden der Shoah, gesehen haben. Wir reden und schreiben, aber wir schweigen zugleich, uns fehlen die Worte. Und niemand, der nicht *dort* war, könnte es verstehen. Wovüber also schreibe ich? Über Begegnungen mit Menschen. Auf allen meinen Wegen, auch die rund 40'000 Kilometer Fusswege nicht zu vergessen, habe ich Menschen gesucht und gefunden. Ich kann sie hier am Ende meiner Lebenserinnerungen nicht alle namentlich aufzählen, aber es waren zumeist ganz einfache – und

doch ganz andere Leute, von denen ich erzähle. Eine simple Charakterstudie würde folgendes Bild entwerfen, ein Fantasiegebilde, eine Vision, wie man mir vorwerfen könnte: Alles Leute, die nur ganz wenig brauchen, um glücklich zu sein. Und doch unzufrieden mit den Verhältnissen und entschlossen, ihr Leben zu verändern. Immer auch darin gefestigt, ihr eigenes Leben zu führen und sich keiner Autorität zu beugen. Keiner von ihnen verlangte mehr als das Recht, nach eigenen Vorstellungen zu existieren. Keiner von diesen, die ich wirklich meine, hing einer Partei, einer Doktrin, einem Kult oder einem Ismus an, aber sie hatten eine klare Vorstellung, wie man selbst noch in diesen Zeiten ein menschenwürdiges Dasein führen kann. Sie passten sich oft der Lebensweise ihrer Nachbarn an, ohne damit deren Ansichten zu übernehmen. Sie lachten über jede Art von Nationalismus oder Anbetung der eigenen Sippe und Art. Sie waren auch die ersten, die Kritik an sich selbst übten, über sich lachen konnten und sich eher herabsetzten, als Allüren zu zeigen. Sie machen sich oft lächerlich in ihrer Güte und Freundlichkeit und ihrer Neigung, zu oft nur das Gute in den Menschen zu sehen. Aber dieser Menschentyp, von dem ich hier rede, wird mir nicht in allen Punkten zustimmen, was ich über ihn sage. Und doch ist in jedem von uns der Entwurf von einem ganzen Menschen zu sehen, eine faszinierende Erscheinung, wenn wir es nur erkennen wollten! Es geht um den verwickelten Prozess der geistigen Reife und der Menschwerdung, die noch lange nicht vollendet ist. Eine Entwicklung, die vielleicht noch Jahrhunderte brauchen wird, um eine Welt ohne Hass und ohne Kriege zu erschaffen. – Dieser Mensch lebt in der Gemeinschaft, sieht aber die Unterschiede, lebt die Unterschiede. Was du auch so deuten kannst: Er liebt es, die Unterschiede zwischen den Menschen, die Widersprüche und Gegensätze am Leben zu erhalten, um daraus zu lernen, sich daran zu erfreuen und die beste Art für sich heraus-

zufinden. Verwandle dich, nur in der Verwandlung ist Leben. Nur in der Vielfalt liegt unsere schöpferische Kraft.

Das Einssein mit der Welt ist nicht eine Frage der Geographie, es ist der blutige, aber doch kostbare Lohn unserer Verfluchung, der Verfolgung und der Verstreuung in der Welt. Es ist *eine* Welt, und wir sind unterwegs. Auch meine Kinder leben in der Welt verstreut. Ich bin nahezu neunzig und sehe, dass das Alter ebenso eine Zeit der Entdeckungen und der Gestaltung sein kann, manchmal erwache ich nachts – ich habe davon schon erzählt –, setze mich erschrocken auf und frage mich: Wo bin ich? In Wien? In Paris? In Marseille, in Berlin oder noch im Lager? Das Zimmer, das ich im Dunkeln nicht erkennen kann, könnte die Baracke sein. Die Baracke. Ist es nicht die Baracke, in der ich mich eingerichtet habe tief in meinem Inneren?

Alt werden heisst verzichten lernen und verschenken, um die Welt wunschlos zu betrachten. Loslassen, sage ich zu mir selbst, was äusserst beruhigend wirkt. Fast täglich kommen Briefe von Freunden aus verschiedenen Ländern. Freunde gehören zum Besten in unserem Leben. Auf dem Hintergrund meines Bewusstseins spiegeln sich die Bilder der Wanderschaft wie auf einer Leinwand. Immer wieder passiert mir das, die Vergangenheit ist nicht vergangen. Im Traum ziehe ich immer noch untröstlich durch endlose fremde Strassen. Und dann erwache ich und bin erleichtert – Susanne ist bei mir! Das Denken an den Tod stimmt mich heiter. Und das Wissen um den Hunger meiner Jugend und den Hunger in der Welt gibt dem Brot, das ich esse, einen kräftigen Geschmack. Ich bin unterwegs, mein Gepäck ist leicht.

ENDE

«Das gute Leben» erschien in einer früheren Fassung 1996
im Carl Hanser Verlag, München.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2006
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,
unter Verwendung eines Fotos von Helga Paris sowie eines
Fotos aus dem Privatbesitz von Fred Wander
Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN-13 978-3-89244-8 5 5-6

ISBN-10 3-89244-8 5 5-8